Digitized by Google

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1209tes bis **1212**tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Erstes bis viertes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1849.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Erstes bis viertes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Die Weissagungen.

Prolog.

I.

Ein alter Edelmann und ein alter Haushofmeister.

In den ersten Tagen des Monats April 1784 gegen ein Viertel auf vier Uhr Nachmittags stieß der betagte Marschall von Richelieu, unser alter Bekannter, nachdem er sich die Augenbrauen mit einer wohlriechenden Färbung geschwängert hatte, mit der Hand den Spiegel zurück, den ihm sein Kammerdiener, der Nachfolger, aber kein Ersatzmann des getreuen Rosé, vorhielt, schüttelte den Kopf mit jener Miene, die nur ihm eigenthümlich war, und sagte:

„So, nun bin ich gut."

Und er erhob sich aus seinem Lehnstuhle und stübte mit einer ganz jugendlichen Geberde mit dem Finger die Atome weißen Puders ab, die von seiner Perrücke auf sein Beinkleid von himmelblauem Sammet gefallen waren. Dann, nachdem er, die Fußbiege ausstreckend, ein paar Gänge durch sein Ankleidecabinet gemacht hatte, rief er:

„Mein Haushofmeister!"

Nach fünf Minuten erschien der Haushofmeister im Gallakleid.

Der Marschall nahm eine ernste Miene an, wie es die Lage der Dinge erheischte, und sprach:

Digitized by Google

„Mein Herr, ich setze voraus, daß Sie ein gutes Diner gemacht haben.“

„Ja, Monseigneur.“

„Nicht wahr, ich habe Ihnen die Liste der Gäste übergeben lassen?“

„Und ich habe die Zahl wohl behalten; neun Couverts, ist es nicht so, Monseigneur?“

„Es ist ein großer Unterschied unter den Couverts, mein Herr!“

„Ja, Monseigneur ... aber ...“

Der Marschall unterbrach den Haushofmeister mit einer durch Majestät gemäßigten Bewegung der Ungeduld:

„Aber ... ist keine Antwort, mein Herr, und so oft ich das Wort aber höre, und ich habe es seit achtundachtzig Jahren oft gehört, nun wohl! so oft ich dieses Wort gehört — ich bin in Verzweiflung dieß Ihnen sagen zu müssen — ist es immer der Vorläufer einer Albernheit gewesen.“

„Monseigneur!...“

„Vor Allem, um wie viel Uhr lassen Sie mich speisen?“

„Monseigneur, die Bürgersleute speisen um zwei Uhr, die Robe*) um drei Uhr, der Adel um vier Uhr.“

„Und ich, mein Herr?“

„Monseigneur wird heute um fünf Uhr speisen.“

„Ho! ho! um fünf Uhr!“

„Ja, Monseigneur, wie der König.“

„Und warum wie der König?“

„Weil auf der Liste, die Monseigneur mir zu übergeben die Gnade gehabt hat, ein Königsname steht.“

„Keineswegs, mein Herr, Sie täuschen sich; unter meinen heutigen Gästen sind nur einfache Edelleute.“

„Monseigneur beliebt es ohne Zweifel, mit seinem unterthänigsten Diener zu scherzen, und ich danke ihm für die Ehre, die er mir erweist. Doch der Herr

---

*) Die Rechtsgelehrten.

Digitized by Google

Graf von Haga, der zu den Gästen von Monseigneur gehört . . ."

„Nein."

„Der Graf von Haga ist ein König."

„Ich kenne keinen König, der sich so nennt."

„Dann verzeihe mir Monseigneur," sprach der Haushofmeister sich verbeugend, „aber ich glaubte, ich muthmaßte . . ."

„Es ist nicht Ihr Auftrag, zu glauben, mein Herr! Es ist nicht Ihre Pflicht, zu muthmaßen! Sie haben nichts Anderes zu thun, als die Befehle zu lesen, die ich Ihnen gebe, ohne irgend einen Commentar beizufügen. Will ich, daß man etwas wisse, so sage ich es; sage ich es nicht, so will ich, daß man es nicht wisse."

Der Haushofmeister verbeugte sich zum zweiten Mal, und diesmal vielleicht ehrfurchtsvoller, als wenn er mit einem regierenden König gesprochen hätte.

„Sie werden also," fuhr der alte Marschall fort, „Sie werden, da ich nur Edelleute bei Tische habe, so gut sein, mich zu meiner gewöhnlichen Stunde, das heißt, um vier Uhr speisen lassen."

Bei diesem Befehl verdüsterte sich die Stirne des Haushofmeisters, als hätte er ein Todesurtheil aussprechen hören. Er erbleichte und beugte sich unter dem Schlag. Bald aber erhob er sich wieder mit dem Muth der Verzweiflung und sprach:

„Es mag geschehen, was Gottes Wille ist, doch Monseigneur wird erst um fünf Uhr speisen."

„Warum und wie dieß?" rief der Marschall, rasch sich aufrichtend.

„Weil es materiell unmöglich ist, daß Monseigneur früher speist."

„Mein Herr," sagte der alte Marschall, indem er voll Stolz seinen noch lebhaften und jungen Kopf schüttelte, „Sie sind, glaube ich, nun zwanzig Jahre in meinem Dienst?"

„Einundzwanzig Jahre, Monseigneur, einen Monat und zwei Wochen darüber."

Digitized by Google

„Wohl, mein Herr, dieſen einundzwanzig Jahren einem Monat und zwei Wochen werden Sie nicht einen Tag, nicht eine Stunde mehr beiſetzen. Hören Sie?“ ſagte der Greis, ſeine dünnen Lippen zuſammenpreſſend und ſeine gemalte Stirne faltend, „ſchon dieſen Abend werden Sie ſich einen Herrn ſuchen. Ich will nicht, daß das Wort unmöglich in meinem Hauſe ausgeſprochen wird. Ich mag in meinem Alter nicht die Lehre dieſes Wortes durchmachen. Ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Der Haushofmeiſter verbeugte ſich zum dritten Mal und erwiederte:

„Dieſen Abend nehme ich von Monſeigneur Abſchied, doch ich werde wenigſtens bis zum letzten Augenblick meinen Dienſt gethan haben, wie es anſtändig iſt.“

Und er machte zwei Schritte rückwärts gegen die Thüre.

„Was nennen Sie, wie es anſtändig iſt?“ rief der Marſchall. „Erfahren Sie, mein Herr, daß die Dinge hier gethan werden müſſen, wie es mir anſtändig iſt, das iſt der Anſtand. Ich will aber um vier Uhr ſpeiſen, und wenn ich um vier Uhr ſpeiſen will, iſt es mir nicht anſtändig, daß Sie mich um fünf Uhr ſpeiſen laſſen.“

„Herr Marſchall,“ ſprach trocken der Haushofmeiſter, „ich habe als Kellermeiſter beim Herrn Prinzen von Soubiſe, als Intendant beim Herrn Prinzen Cardinal Louis von Rohan gedient. Beim Erſten ſpeiste Seine Majeſtät der ſelige König von Frankreich einmal im Jahr; bei dem Zweiten ſpeiste Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſtreich einmal im Monat. Ich weiß alſo, wie man Souverains behandelt, Monſeigneur. Bei Herrn von Soubiſe nannte ſich der König Ludwig XV. vergebens Baron von Geneſſe, er blieb immer ein König; bei Herrn von Rohan nannte ſich der Kaiſer Joſeph vergebens Graf von Partenſtein, er blieb immer der Kaiſer. Heute empfängt der Herr Marſchall einen Gaſt, der ſich vergebens Graf von

Digitized by Google

Haga nennt: der Graf von Haga ist nichtsdestoweniger der König von Schweden. Ich verlasse diesen Abend das Hotel des Herrn Marschall, oder der Herr Graf von Haga wird hier wie ein König behandelt."

„Und das ist es gerade, was ich Ihnen durchaus verbiete, Herr Halsstarriger: der Graf von Haga will das strengste, undurchsichtigste Incognito. Daran erkenne ich Eure albernen Eitelkeiten, meine Herren von der Serviette! Es ist nicht die Krone, was Ihr ehrt, Euch selbst verherrlicht Ihr mit unsern Thalern."

„Ich denke nicht, daß Monseigneur im Ernst mit mir von Geld spricht," entgegnete bitter der Haushofmeister.

„Nein, mein Herr," sagte der Marschall beinahe gedemüthigt; „mein Geld! wer Teufels spricht von Geld? Ich bitte, gehen Sie nicht von der Frage ab, und ich wiederhole, daß von keinem König hier die Rede sein soll."

„Aber, Herr Marschall, was glauben Sie von mir? Denken Sie denn, ich werde blindlings zutappen? Es soll nicht einen Augenblick von einem König die Rede sein."

„Seien Sie also nicht hartnäckig und lassen Sie mich um vier Uhr speisen."

„Nein, Herr Marschall, um vier Uhr wird das, was ich erwarte, nicht angekommen sein."

„Was erwarten Sie? einen Fisch, wie Herr Vatel?"

„Herr Vatel, Herr Vatel," murmelte der Haushofmeister.

„Nun! sind Sie ärgerlich über die Vergleichung?"

„Nein, aber wegen eines unglücklichen Degenstichs, den er sich durch den Leib gegeben hat, ist Herr Vatel unsterblich geworden!"

„Ah! ah! und Sie finden, Ihr College habe den Ruhm zu wohlfeil bezahlt?"

„Nein, Monseigneur, aber wie viele Andere leiden mehr als er bei unserem Gewerbe, und verschlucken Schmerzen und Demüthigungen, die hundertmal schlim-

Digitized by Google

mer als ein Degenstich, werden aber darum doch nicht unsterblich."

„Ei! mein Herr! wissen Sie nicht, daß man, um unsterblich zu werden, von der Academie oder todt sein muß?"

„Monseigneur, wenn es sich so verhält, so ist es besser, ganz lebendig zu sein und seinen Dienst zu thun. Ich werde nicht sterben, und mein Dienst wird verrichtet werden, wie es der von Vatel geworden wäre, hätte der Herr Prinz von Condé die Geduld gehabt, eine halbe Stunde zu warten."

„Ah! Sie versprechen ein Wunder, das ist geschickt."

„Nein, Monseigneur, kein Wunder."

„Aber was erwarten Sie denn?"

„Soll ich es Monseigneur sagen?"

„Meiner Treue, ja, ich bin neugierig."

„Wohl, Monseigneur, ich erwarte eine Flasche Wein."

„Eine Flasche Wein? erklären Sie sich, die Sache fängt an, mich zu interessiren."

„Hören Sie, um was es sich handelt, Monseigneur. Seine Majestät der König von Schweden, verzeihen Sie, Seine Excellenz der Graf von Haga, wollte ich sagen, trinkt nie andern Wein als Tokayer."

„Nun! bin ich so entblößt, daß ich nicht einmal Tokayer im Keller habe? Dann müßte man den Kellermeister fortjagen."

„Nein, Monseigneur, Sie haben im Gegentheil noch ungefähr sechzig Flaschen."

„Glauben Sie denn, der Graf von Haga trinke einundsechzig Flaschen bei seinem Mittagmahle?"

„Geduld, Monseigneur; als der Herr Graf von Haga zum ersten Mal nach Frankreich kam, war er nur Kronprinz; er speiste damals beim seligen König, der zwölf Flaschen Tokayer von Seiner Majestät dem Kaiser von Oestreich bekommen hatte. Sie wissen, daß der Tokayer erster Qualität für den Keller der Kaiser vorbehalten wird, und daß selbst die Souverains von diesem

Digitized by Google

Gewächs nur so viel trinken, als Seine Majestät der Kaiser ihnen zu schicken die Güte hat."

„Ich weiß es."

„Wohl, Monseigneur, von diesen zwölf Flaschen, von denen der Kronprinz kostete, und deren Wein er vortrefflich kennt, sind heute nur noch zwei übrig."

„Ha! ha!"

„Die eine ist noch in den Kellern von König Ludwig XVI."

„Und die andere?"

„Ah! das ist es, Monseigneur," erwiederte der Haushofmeister mit einem triumphirenden Lächeln; denn er fühlte, nach dem langen Streite, den er ausgehalten, nahe sich für ihn der Augenblick des Sieges: „die andere, die andere wurde entwendet."

„Durch wen?"

„Durch einen von meinen Freunden, den Kellermeister des verstorbenen Königs, der große Verbindlichkeiten gegen mich hatte."

„Ah! ah! Und er gab sie Ihnen?"

„Sicherlich, ja, Monseigneur," sprach der Haushofmeister voll Stolz.

„Und was machten Sie damit?"

„Ich legte sie sorgfältig in den Keller meines Herrn."

„Ihres Herrn? Wer war zu jener Zeit Ihr Herr?"

„Der Herr Cardinal Prinz Louis von Rohan."

„Ah! mein Gott! in Straßburg?"

„In Saverne."

„Und Sie haben Jemand abgeschickt, um diese Flasche für mich holen zu lassen?" rief der alte Marschall.

„Für Sie, Monseigneur," antwortete der Haushofmeister mit dem Tone, den er gewählt hatte, um zu sagen: „Undankbarer."

Der Herzog von Richelieu ergriff die Hand des alten Dieners und rief:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr; Sie sind der König der Haushofmeister."

Digitized by Google

„Und Sie jagten mich weg!“ erwiederte dieser mit einer unübersetzbaren Bewegung des Kopfes und der Schultern.

„Ich bezahle Ihnen diese Flasche mit hundert Pistolen.“

„Und hundert Pistolen, die der Herr Marschall für die Reisekosten zu bezahlen haben wird, das macht zweihundert Pistolen. Doch Monseigneur muß gestehen, daß dieß nichts ist.“

„Ich werde Alles gestehen, was Ihnen beliebt, mein Herr; mittlerweile verdopple ich von heute an Ihren Gehalt.“

„Aber Monseigneur war mir hiefür nichts schuldig; ich habe nur meine Pflicht gethan.“

„Und wann wird Ihr Hundert-Pistolen-Courier ankommen?“

„Monseigneur mag urtheilen, ob ich meine Zeit verloren habe: an welchem Tag hat Monseigneur das Diner befohlen?“

„Ich glaube, vor drei Tagen.“

„Ein Courier, der mit verhängten Zügeln reitet, braucht vierundzwanzig Stunden, um an Ort und Stelle zu kommen, und vierundzwanzig Stunden zur Rückkehr.“

„Es blieben Ihnen vierundzwanzig Stunden übrig. Fürst der Haushofmeister, was haben Sie mit vierundzwanzig Stunden gemacht?“

„Ah! Monseigneur, ich habe sie verloren. Der Gedanke kam mir erst den andern Tag, nachdem Sie mir die Liste Ihrer Gäste gegeben. Berechnen wir nun die Zeit, welche die Negociation erfordert, und Sie werden sehen, Monseigneur, daß, wenn ich um Verzug bis fünf Uhr bitte, ich nur die streng nothwendige Zeit verlange.“

„Wie! die Flasche ist noch nicht hier?“

„Nein, Monseigneur.“

„Guter Gott! und wenn Ihr College in Saverne

Digitized by Google

Herrn von Rohan eben so ergeben wäre, als Sie es mir sind?"

„Nun, Monseigneur?"

„Wenn er die Flasche verweigerte, wie Sie es selbst gethan hätten?"

„Ich, Monseigneur?"

„Ja, ich denke, Sie würden eine solche Flasche nicht hergeben, wenn sie sich in meinem Keller fände?"

„Ich bitte Monseigneur unterthänigst um Verzeihung; wenn ein College, der einen König zu bewirthen hätte, zu mir käme und mich um Ihre beste Flasche Wein bäte, so würde ich sie ihm auf der Stelle geben."

„Ha! ha!" machte der Marschall mit einer leichten Grimasse.

„Wenn man unterstützt, wird man unterstützt, Monseigneur."

„Somit bin ich beinahe beruhigt," sprach der Marschall mit einem Seufzer; „doch wir haben noch einen schlimmen Fall zu befürchten."

„Welchen?"

„Wenn die Flasche zerbricht?"

„Ah! Monseigneur, es gibt kein Beispiel, daß je ein Mensch eine Flasche von zweitausend Livres zerbrochen hat"

„Ich hatte Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon; um welche Stunde wird Ihr Courier ankommen?"

„Auf den Schlag vier Uhr."

„Wer hindert uns dann, um vier Uhr zu speisen?" versetzte der Cardinal, halsstarrig, wie ein castilianisches Maulthier.

„Monseigneur, mein Wein braucht eine Stunde, um auszuruhen; und dazu bedarf es noch eines Verfahrens, dessen Erfinder ich bin, sonst müßte er drei Tage haben."

Auch dießmal geschlagen, verbeugte sich der Marschall vor seinem Haushofmeister, um seine Niederlage zu bezeichnen.

Digitized by Google

„Ueberdieß," fuhr der Haushofmeister fort, „überdieß werden die Gäste von Monseigneur, da sie wissen, daß sie die Ehre haben, mit dem Herrn Grafen von Haga zu speisen, erst um halb fünf Uhr kommen."

„Ah! noch ein Grund!"

„Allerdings, Monseigneur; nicht wahr, die Gäste von Monseigneur sind Herr von Launay, die Frau Gräfin Dubarry, Herr von Laperouse, Herr von Favras, Herr von Condorcet, Herr von Logliester und Herr von Taverney?"

„Nun?"

„Nun, Monseigneur, gehen wir der Ordnung nach zu Werke: Herr von Launay kommt von der Bastille, von Paris bei dem Eis, das auf den Straßen liegt, drei Stunden."

„Ja, aber er wird sogleich nach dem Mittagessen der Gefangenen, das heißt um zwölf Uhr, abfahren; ich kenne das."

„Verzeihen Sie, Monseigneur; seitdem der Herr Marschall in der Bastille gewesen ist, hat sich die Stunde des Mittagessens verändert; die Bastille speist um ein Uhr."

„Mein Herr, man lernt alle Tage, und ich danke Ihnen. Fahren sie fort."

„Madame Dubarry kommt von Luciennes, einer fortwährenden Senkung der Straße beim Glatteis."

„Ah! das wird sie nicht verhindern, pünktlich zu sein. Seitdem sie nur noch die Favoritin eines Herzogs ist, spielt sie die Königin höchstens gegen Barone. Doch verstehen Sie mich wohl. Ich wollte frühzeitig speisen, wegen Herrn von Laperouse, der heute Abend abreist und sich nicht gern verspäten wird."

„Monseigneur, Herr von Lapeyrouse ist beim König; er plaudert mit Seiner Majestät über Geographie und Kosmographie. Der König wird Herrn von Laperouse nicht sobald loslassen."

„Das ist möglich."

„Das ist sicher, Monseigneur; ebenso wird es bei

Digitized by Google

Herrn von Favras sein, der beim Herrn Grafen von Provence ist, und dort ohne Zweifel über das Stück von Herrn Baron von Beaumarchais spricht."

„Von Figaro's Hochzeit?"

„Ja, Monseigneur."

„Wissen Sie, daß Sie ganz gelehrt sind?"

„In meinen verlorenen Augenblicken lese ich, Monseigneur."

„Wir haben Herrn von Condorcet, der in seiner Eigenschaft als Geometer wohl seine Ehre in die Pünktlichkeit setzen könnte."

„Ja, aber er wird sich in eine Rechnung vertiefen, und wenn er weggeht, wird er um eine halbe Stunde im Verzug sein. Was den Grafen von Cagliostro betrifft, so kennt dieser Herr, da er ein Fremder ist, und erst seit Kurzem in Paris wohnt, wahrscheinlich das Leben in Versailles noch nicht vollkommen und wird auf sich warten lassen."

„Ah! Sie haben, abgesehen von Taverney, alle meine Gäste genannt, und zwar in einer Ordnung des Aufzählens, welche seiner und meines armen Rofé würdig wäre."

Der Haushofmeister verbeugte sich und erwiederte dann:

„Ich habe von Herrn von Taverney nicht gesprochen, weil dieser ein alter Freund ist und sich nach den Gebräuchen richten wird. Monseigneur, ich glaube wohl, dieß sind die acht Couverts von heute Abend."

„Vollständig. Wo lassen Sie uns einsteigen?"

„Im großen Speisesaal, Monseigneur."

„Wir werden dort erfrieren."

„Es ist seit drei Stunden eingeheizt, und ich habe die Atmosphäre auf achtzehn Grade geregelt."

„Sehr gut! Doch es schlägt halb."

Der Marschall warf einen Blick auf seine Pendeluhr.

„Es ist halb fünf Uhr, mein Herr."

Digitized by Google

„Ja, Monseigneur, und eben tritt ein Pferd in den Hof ein; das ist meine Flasche Tokayer."

„O! könnte ich noch zwanzig Jahre so bedient werden!" sprach der alte Marschall, zu seinem Spiegel zurückkehrend, während der Haushofmeister nach seiner Tischgeräthkammer eilte.

„Zwanzig Jahre!" sagte eine heitere Stimme, die den Marschall beim ersten Blick, den er in den Spiegel warf, unterbrach, „zwanzig Jahre! ich wünsche sie Ihnen, mein lieber Marschall; dann werde ich aber sechzig zählen, Herzog, und sehr alt sein."

„Sie, Gräfin!" rief der Marschall, „Sie die Erste! Mein Gott! wie sind Sie doch stets so schön und frisch."

„Sagen Sie, ich sei erfroren."

„Ich bitte, gehen Sie in's Boudoir."

„O! wir Beide allein, Marschall."

„Zu Drei," erwiederte eine schetternde Stimme.

„Taverney!" rief der Marschall. „Die Pest über diesen Freudenstörer," flüsterte er der Gräfin in's Ohr.

„Geck!" murmelte Madame Dubarry, ein Gelächter aufschlagend.

Und alle Drei gingen in das anstoßende Zimmer.

In demselben Augenblick verkündigte das dumpfe Rollen mehrerer Wagen auf dem vom Schnee wattirten Pflaster dem Marschall die Ankunft der Geladenen, und bald nachher nahmen, unterstützt durch die Pünktlichkeit des Haushofmeisters, um den eirunden Tisch des Speisesaales Platz: neun Lackeien, schweigsam, wie Schatten, behende, ohne Hast, zuvorkommend, ohne zu belästigen, auf den Teppichen hin schlüpfend, zwischen den Gästen durchgehend, ohne je an ihren Armen anzustreifen, ohne je an ihre Fauteuils zu stoßen, Fauteuils — begraben in eine Ernte von Pelzen, worein die Beine der Gäste bis an die Kniekehlen einsanken, das war es, was die Geladenen des Marschalls mit den milden Feuern der Oefen, dem Geruche der Fleische, dem Dufte der Weine und dem Gesumme der ersten Plaudereien nach der Suppe genossen.

Digitized by Google

Kein Geräusch außen, die Läden hatten Dämpfer; kein Geräusch im Innern, ausgenommen das, welches die Gäste machten; Teller, die den Platz wechselten, ohne daß man sie tönen hörte, Silberzeug, das ohne einen einzigen Klang von den Buffets auf den Tisch überging, ein Haushofmeister, dessen Geflüster man nicht einmal hören konnte ... er gab seine Befehle mit den Augen.

So fühlten sich die Gäste nach Verlauf von zehn Minuten völlig allein in diesem Saale; so stumme Diener, so unfühlbare Sklaven mußten in der That stumm sein.

Herr von Richelieu war der Erste, den dieses feierliche Stillschweigen, das so lange dauert, als die Suppe dauert, dadurch unterbrach, daß er zu seinem Nachbar zur Rechten sagte:

„Der Herr Graf trinkt nicht?"

Derjenige, an welchen er diese Worte richtete, war ein Mann von achtunddreißig Jahren, blond von Haaren, klein von Wuchs, hoch von Schultern; sein hellblaues Auge war zuweilen lebhaft, häufig melancholisch: der Adel war in unverwerflichen Zügen auf seine edle, offene Stirne geschrieben.

„Ich trinke nur Wasser," antwortete er.

„Ausgenommen bei König Ludwig XV.," entgegnete der Herzog. „Ich habe die Ehre gehabt, mit dem Herrn Grafen dort zu speisen, und damals hat er wohl Wein getrunken."

„Sie rufen da eine herrliche Erinnerung in mir zurück, Herr Marschall; ja, im Jahre 1771 war es Tokayerwein vom kaiserlichen Gewächs."

„Es war von demselben Wein, den mein Haushofmeister in diesem Augenblick Ihnen einzuschenken die Ehre hat, Herr Graf," erwiederte Richelieu, sich verbeugend.

Der Graf von Haga hob das Glas bis zur Höhe seiner Augen empor und betrachtete es bei der Helle der Kerzen.

Digitized by Google

Der Wein funkelte im Glase wie ein flüssiger Rubin.

„Es ist wahr, Herr Marschall, ich danke," sagte er.

Der Graf sprach die Worte: ich danke, mit einem so edlen und anmuthigen Tone, daß die Anwesenden elektrisirt mit einer einzigen und gleichzeitigen Bewegung aufstanden und riefen:

„Es lebe Seine Majestät!"

„Gewiß," erwiederte der Graf von Haga: „Es lebe Seine Majestät der König von Frankreich! Sind Sie nicht meiner Ansicht, Herr von Laperouse?"

„Herr Graf," erwiederte der Kapitän mit dem zugleich freundlichen und ehrfurchtsvollen Ausdruck des Mannes, der mit gekrönten Häuptern zu sprechen gewohnt ist, „ich habe den König vor einer Stunde verlassen, und er war so voll Güte gegen mich, daß Niemand lauter: Es lebe der König! rufen wird, als ich es thue. Nur da ich mich in einer Stunde in eine Postchaise werfen werde, um die See zu erreichen, wo mich die zwei Flöten erwarten, die der König zu meiner Verfügung stellt, bitte ich um Erlaubniß, bin ich einmal außen, rufen zu dürfen: Es lebe ein anderer König, dem ich sehr gern dienen würde, hätte ich nicht einen so guten Herrn!"

Nach diesen Worten erhob Laperouse sein Glas und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga.

„Bei der Gesundheit, die Sie ausbringen wollen, sind wir Alle bereit, einzustimmen, mein Herr," sagte Madame Dubarry, die zur Linken des Marschalls saß. „Aber unser Altersbechant, wie man im Parlament sagen würde, muß diese Gesundheit ausbringen."

„Ist dieses Wort an Dich gerichtet, Taverney, oder an mich?" fragte der Marschall lachend und seinen alten Freund anschauend.

„Ich glaube nicht," erwiederte eine neue Person, die dem Marschall von Richelieu gegenüber saß.

„Was glauben Sie nicht, Herr von Cagliostro?"

Digitized by Google

ſagte der Graf von Haga, indem er ſeinen durchdringenden Blick auf den Redenden heftete.

„Ich glaube nicht, Herr Graf, daß Herr von Richelieu unſer Altersdechant iſt," antwortete Caglioſtro, ſich verbeugend.

„Oh! das iſt gut, es ſcheint, Du biſt es, Taverney," rief der Marſchall.

„Ah! ich zähle acht Jahre weniger, als Du. Ich bin von 1704," erwiederte der alte Herr.

„Unartiger," ſagte der Marſchall, „er verräth meine achtundachtzig Jahre."

„Wahrhaftig, Herr Herzog, Sie ſind achtundachtzig Jahre alt?" rief Herr von Condorcet.

„Ah! mein Gott, ja. Die Rechnung iſt leicht zu machen, und gerade deshalb iſt ſie eines Algebraiſten von Ihrer Stärke unwürdig, Herr Marquis. Ich bin aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem großen Jahrhundert, wie man es nennt, 1696, das iſt ein Datum."

„Unmöglich!" rief Herr von Launay.

„Oh! wenn Ihr Vater hier wäre, mein Herr Gouverneur der Baſtille," entgegnete Richelieu, „er würde nicht „unmöglich" ſagen, er, der mich im Jahr 1714 als Koſtgänger gehabt hat."

„Der Altersdechant," ſprach Herr von Favras, „das erkläre ich, iſt der Wein, den ſich der Herr Graf von Haga in dieſem Augenblick einſchenkt."

„Ein Tokayer von hundertundzwanzig Jahren, Sie haben Recht, Herr von Favras," erwiederte der Graf. „Dieſem Tokayer käme die Ehre zu, die Geſundheit des Königs auszubringen."

„Einen Augenblick Geduld," rief Caglioſtro, indem er ſeinen großen, von Stärke und Verſtand funkelnden Kopf über die Tafel erhob, „ich mache Anſpruch darauf."

„Sie machen auf das Altersvorrecht des Tokayers Anſpruch?" fragten im Chor die Gäſte.

„Ganz gewiß," erwiederte voll Ruhe der Graf, „denn ich ſelbſt habe ihn in ſeiner Flaſche verſiegelt."

„Sie?"

Digitized by Google

„Ja, ich, und zwar am Tage des Sieges, den im Jahr 1664 Montecuculi über die Türken davon trug.“

Diese Worte, welche Cagliostro mit einem unstörbaren Ernst ausgesprochen hatte, wurden mit einem ungeheuren Gelächter aufgenommen.

„Nach dieser Rechnung sind Sie so etwa hundertunddreißig Jahre alt,“ sagte Madame Dubarry, „denn sie mußten doch wohl zehn Jahre alt sein, als sie diesen guten Wein in seine dicke Flasche füllten.“

„Ich zählte mehr, als zehn Jahre, als ich diese Operation vornahm, Madame, denn zwei Tage nachher erhielt ich von Sr. Maj., dem Kaiser von Oesterreich, den ehrenvollen Auftrag, Montecuculi Glück zu wünschen, der durch den Sieg bei St. Gotthard den Tag von Espek in Slavonien gerächt hatte, wo die Ungläubigen die Kaiserlichen, meine Freunde und meine Waffengefährten von 1536, so gewaltig schlugen.“

„Ei!“ sagte der Graf von Haga, ebenso kalt, als es Cagliostro that, „der Herr war damals mindestens zehn Jahre alt, da er dieser merkwürdigen Schlacht persönlich beiwohnte.“

„Eine furchtbare Niederlage, Herr Graf!“ erwiederte Cagliostro mit einer Verbeugung.

„Minder grausam jedoch, als die Niederlage bei Crécy.“ entgegnete Condorcet lächelnd.

„Es ist wahr, mein Herr,“ sprach Cagliostro, ebenfalls lachelnd, „die Niederlage bei Crécy war etwas Schreckliches in der Hinsicht, daß es nicht allein eine Armee war, die geschlagen wurde, sondern Frankreich. Wir müssen indessen zugeben, daß diese Niederlage kein ganz redlicher Sieg von Seiten Englands war. König Eduard hatte Kanonen, ein Philipp von Valois völlig unbekannter Umstand, oder vielmehr ein Umstand, an den Philipp von Valois nicht glauben wollte, obschon ich ihn darauf aufmerksam machte, obschon ich ihm sagte, ich habe mit meinen eigenen Augen die vier Feldstücke gesehen, welche Eduard von den Venetianern gekauft.“

Digitized by Google

„Ah! ah!“ rief Madame Dubarry, „ah! Sie haben Philipp von Valois gekannt?“

„Madame, ich hatte die Ehre, einer von den fünf Herren zu sein, die seine Escorte bildeten, als er das Schlachtfeld verließ. Ich kam nach Frankreich mit dem armen alten König von Böhmen, der blind war und sich in dem Augenblick tödten ließ, wo man ihm sagte, Alles sei verloren.“

„Oh! mein Gott, mein Herr!“ sagte Laperouse, „Sie können nicht glauben, wie sehr ich es bedaure, daß Sie nicht, statt der Schlacht bei Crécy beizuwohnen, der Schlacht von Actium beigewohnt haben.“

„Und warum dieß, mein Herr?“

„Ah! weil Sie mir hätten einzelne nautische Umstände mittheilen können, die mir trotz der schönen Erzählung von Plutarch stets dunkel geblieben sind.“

„Welche Umstände meinen Sie? es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich Ihnen von einigem Nutzen sein könnte.“

„Sie waren also dabei?“

„Nein, ich war damals in Aegypten. Die Königin Cleopatra hatte mich beauftragt, die Bibliothek in Alexandria wieder herzustellen, eine Sache, die ich mehr, als irgend ein Anderer auszuführen im Stande war, da ich die besten Schriftsteller des Alterthums persönlich gekannt hatte.“

„Und Sie haben die Königin Cleopatra gesehen, Herr von Cagliostro?“ rief Madame Dubarry.

„Wie ich Sie sehe, Madame.“

„War sie so hübsch, als man sagt?“

„Frau Gräfin, Sie wissen, die Schönheit ist etwas Relatives. Eine reizende Königin in Aegypten, hätte Cleopatra in Paris nur eine liebenswürdige Grisette sein können.“

„Sprechen Sie nicht schlimm von den Grisetten, Herr Graf.“

„Gott behüte mich.“

Digitized by Google

„Cleopatra war also ..."

„Klein, mager, lebhaft, geistreich, mit großen, mandelartig geschlitzten Augen, einer griechischen Nase, Perlzähnen, einer Hand wie die Ihrige, einer magern Hand, um das Scepter zu halten. Sehen Sie, hier ist ein Diamant, den sie mir geschenkt; sie hatte denselben von ihrem Bruder Ptolemäus erhalten und trug ihn am Daumen."

„Am Daumen?" rief Madame Dubarry.

„Ja, das war eine ägyptische Mode, und ich kann ihn, wie Sie sehen, kaum an meinen kleinen Finger stecken."

Und er zog den Ring ab und reichte ihn Madame Dubarry.

Es war ein herrlicher Diamant, der, so wunderbar war sein Wasser, so geschickt sein Schnitt, dreißig- bis vierzigtausend Franken werth sein mochte.

Der Diamant machte die Runde um die Tafel und kam zu Cagliostro zurück, der ihn ruhig wieder an seinen Finger steckte.

„Ah! ich sehe es wohl," rief er, „Sie sind ungläubig; unselige Ungläubigkeit, die ich mein ganzes Leben zu bekämpfen hatte! Philipp von Valois wollte mir nicht glauben, als ich ihm sagte, er möge Eduard einen Rückzug öffnen; Cleopatra wollte mir nicht glauben, als ich ihr sagte, Antonius würde geschlagen werden. Die Trojaner wollten mir nicht glauben, als ich ihnen in Beziehung auf das hölzerne Pferd sagte: Cassandra ist inspirirt! höret auf Cassandra."

„Oh! das ist wunderbar!" rief Madame Dubarry, die sich vor Lachen krümmte, „ich habe in der That noch nie einen zugleich so ernsten und so belustigenden Mann gesehen, wie Sie."

„Ich versichere Sie," sagte Cagliostro, sich verbeugend, „Jonathan war noch viel belustigender, als ich. Oh! der herrliche Geselle! Als er von Saul getödtet wurde, wäre ich auch beinahe darüber verrückt geworden."

Digitized by Google

„Wissen Sie, Graf," sprach der Herzog von Richelieu, „wissen Sie, daß Sie, wenn Sie fortfahren, den armen Taverney verrückt machen werden, der in solchem Maße vor dem Tod Angst hat, daß er Sie mit ganz bestürzten Augen anschaut, indem er Sie für unsterblich hält. Sprechen Sie aufrichtig: Sind Sie es, oder sind Sie es nicht?"

„Unsterblich?"

„Unsterblich."

„Ich weiß es nicht, doch was ich weiß, ist, daß ich Eines versichern kann."

„Was?" fragte Taverney, der Gierigste von allen Zuhörern.

„Daß ich alle Dinge gekannt und mit allen Personen Umgang gepflogen habe, die ich Ihnen so eben angeführt."

„Sie haben Montecuculi gekannt?"

„Wie ich Sie kenne, Herr von Favras, und sogar noch genauer; denn das ist das zweite oder dritte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, während ich beinahe ein Jahr mit dem großen Strategiker, von dem wir sprechen, unter einem Zelte lebte."

„Sie haben Philipp von Valois gekannt?"

„Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte, Herr von Condorcet; als er aber nach Paris zurückgekehrt war, verließ ich Frankreich und begab mich wieder nach Böhmen."

„Cleopatra?"

„Ja, Frau Gräfin, Cleopatra. Ich sagte Ihnen, sie habe schwarze Augen gehabt, wie Sie, und einen Hals, der beinahe so schön gewesen, als der Ihrige."

„Aber, Graf, Sie wissen nicht, wie mein Hals ist."

„Sie haben einen Hals, wie Cassandra, und damit der Aehnlichkeit Nichts mangelt, hatte Cassandra wie Sie, oder Sie haben wie Cassandra ein kleines schwarzes Mal in der Höhe der sechsten linken Rippe."

„Ah! Graf, Sie sind einmal ein Zauberer."

Digitized by Google

„Ei! nein, Madame," entgegnete lachend der Marschall von Richelieu, „ich habe es ihm gesagt."

„Und woher wissen Sie es?"

Der Marschall spitzte die Lippen und erwiederte:

„Hm! das ist ein Familiengeheimniß."

„Es ist gut, es ist gut!" rief Madame Dubarry. „Wahrlich, Marschall, man hat sehr Recht, sich einer doppelten Lage Roth zu bedienen, wenn man zu Ihnen kommt."

Dann wandte sie sich gegen Cagliostro um und sprach:

„In der That, mein Herr, Sie besitzen also das Geheimniß, zu verjüngen, denn drei- bis viertausend Jahre alt, wie Sie es sind, scheinen Sie kaum vierzig zu sein."

„Ja, Madame, ich besitze das Geheimniß, zu verjüngen."

„Oh! so verjüngen Sie mich."

„Sie, Madame, das ist unnöthig. Das Wunder ist geschehen. Man hat das Alter, das man zu haben scheint, und Sie sind höchstens dreißig Jahre alt."

„Das ist eine Galanterie."

„Nein, Madame, es ist eine Thatsache."

„Erklären Sie sich."

„Das ist ganz leicht. Sie haben mein Verfahren für sich selbst benützt."

„Wie so?"

„Sie haben von meinem Elixir genommen."

„Ich?"

„Sie selbst, Gräfin. Oh! Sie haben das nicht vergessen."

„Oh! oh!"

„Gräfin, erinnern Sie sich eines Hauses in der Rue Saint-Claude? erinnern Sie sich, in dieses Haus in gewissen, Herrn von Sartines betreffenden Angelegenheiten gekommen zu sein? erinnern Sie sich, einem meiner Freunde, Namens Joseph Balsamo, einen Dienst geleistet zu haben? erinnern Sie sich, daß Ihnen Joseph

Digitized by Google

Balsamo ein Geschenk mit einem Fläschchen Elixir machte, wobei er Ihnen jeden Morgen drei Tropfen davon zu nehmen empfahl! erinnern Sie sich, seine Vorschrift bis zum letzten Jahre befolgt zu haben, zu welcher Zeit sich das Fläschchen geleert fand? Erinnern Sie sich aller dieser Umstände nicht mehr, Gräfin, so wäre dieß in der That nicht mehr Vergeßlichkeit, sondern Undank."

„Oh! Herr von Cagliostro, Sie sagen mir da Dinge . . ."

„Die nur Ihnen allein bekannt sind, ich weiß es wohl. Worin läge aber das Verdienst, ein Zauberer zu sein, wenn man die Geheimnisse seines Nächsten nicht wüßte?"

„Joseph Balsamo hatte also, wie Sie, das Recept dieses wunderbaren Elixirs?"

„Nein, Madame, da er aber einer meiner besten Freunde war, schenkte ich ihm drei bis vier Fläschchen."

„Und er hat noch davon?"

„Oh! das weiß ich nicht. Seit drei Jahren ist der arme Balsamo verschwunden. Ich sah ihn zum letzten Mal in Amerika, an den Ufern des Ohio; er unternahm eine Expedition nach den Rocky Mountains, und seitdem hörte ich sagen, er sei gestorben."

„Genug, genug, Graf!" rief der Marschall; „ich bitte, lassen Sie die Galanterien. Das Geheimniß, Graf, das Geheimniß!"

„Sprechen Sie im Ernste, mein Herr?" fragte der Graf von Haga.

„Ganz im Ernste, Sire. Verzeihen Sie, ich will sagen, Herr Graf," erwiederte Cagliostro, und dabei verbeugte er sich auf eine Weise, durch die er andeutete, der Irrthum, den er begangen, sei ganz freiwillig geschehen.

„Madame ist also nicht alt genug, um verjüngt zu werden?" sagte der Marschall.

„Wahrhaftig, nein."

„Nun, so will ich Ihnen einen andern Gegenstand

Digitized by Google

bezeichnen. Hier ist mein Freund Taverney. Was sagen Sie zu ihm? Sieht er nicht aus, als wäre er ein Zeitgenosse von Pontius Pilatus? Vielleicht ist es aber bei ihm gerade das Gegentheil, und er ist zu alt?"

Cagliostro schaute den Baron an und erwiederte: „Nein."

„Oh! mein lieber Graf," rief Richelieu, „wenn Sie diesen verjüngen, so erkläre ich Sie für einen Zögling von Medea."

„Sie wünschen es?" fragte Cagliostro, indem er sich mit dem Wort an den Herrn des Hauses und mit den Augen an das ganze Auditorium wandte.

Jeder machte ein bejahendes Zeichen.

„Und Sie, wie die Andern, Herr von Taverney?"

„Ich mehr als die Andern, bei Gott!" rief der Baron.

„Nun! das ist leicht," sprach Cagliostro.

Und er steckte zwei Finger in die Tasche und zog ein achteckiges Fläschchen heraus.

Dann nahm er ein noch reines Krystallglas und goß ein paar Tropfen von der Flüssigkeit darein, die das Fläschchen enthielt.

Hiernach vermengte er diese paar Tropfen mit einem halben Glas gefrorenen Champagner und reichte den Trank, so bereitet, dem Baron.

Aller Augen waren seinen geringsten Bewegungen gefolgt; der Mund aller Anwesenden war aufgesperrt.

Der Baron nahm das Glas, doch in dem Augenblick, wo er es nach seinen Lippen führen wollte, zögerte er.

Alles brach beim Anblick dieses Zögerns in ein so geräuschvolles Gelächter aus, daß Cagliostro ungeduldig wurde.

„Beeilen Sie sich, Baron," rief er, „oder Sie lassen einen Trank verloren gehen, von dem jeder Tropfen hundert Louisd'or werth ist."

Digitized by Google

„Teufel!“ sagte Richelieu, der zu scherzen suchte, „das ist etwas Anderes, als der Tokayer.“

„Ich muß also trinken?“ fragte der Baron beinahe zitternd.

„Oder das Glas einem Andern geben, mein Herr, damit das Elixir irgend Einem etwas nützt.“

„Gib!“ sagte der Herzog von Richelieu, die Hand ausstreckend.

Der Baron roch an seinem Glas, und ohne Zweifel bestimmt durch den starken balsamischen Duft, durch die schöne Rosenfarbe, welche die paar Tropfen Elixir dem Champagner mitgetheilt hatten, verschluckte er den Zaubertrank.

In demselben Augenblick war es ihm, als schüttelte ein Schauer seinen Körper und machte gegen die Oberhaut alles alte und langsame Blut zurückfließen, das von den Füßen bis zum Herzen in seinen Adern schlummerte. Seine gerunzelte Haut spannte sich aus, schlaff bedeckt durch den Schleier ihrer Lider, erweiterten sich seine Augen, ohne daß der Wille daran Theil nahm; der Augapfel spielte lebhaft und groß, das Zittern seiner Hände machte einer nervigen Festigkeit Platz, seine Stimme kräftigte sich, und wieder elastisch geworden, wie in den schönsten Tagen seiner Jugend, richteten sich seine Kniee zugleich mit den Lenden auf, und das, als ob der Trank hinabsinkend seinen ganzen Körper von einem Ende zum andern wiedergeboren hätte.

Ein Schrei des Erstaunens, der Bewunderung besonders erscholl im Gemach. Taverney, der mit dem Ende des Zahnfleisches aß, wurde hungerig. Er griff kräftig nach Teller und Messer, legte sich von einem Ragout vor, der zu seiner Rechten stand, zermalmte Rebhühnerknochen, und sagte, er fühle seine zwanzigjährigen Zähne wieder wachsen.

Er aß, lachte, trank und schrie eine halbe Stunde lang vor Freude, und während dieser halben Stunde schauten ihn die andern Gäste nur ganz verwundert an; dann allmälig sank er zusammen, wie eine Lampe, der

Digitized by Google

das Oel ausgeht. Es war zuerst seine Stirne, wo sich die einen Augenblick verschwundenen alten Falten in neuen Ringeln eingruben; seine Augen verschleierten und verdunkelten sich. Er verlor den Geschmack; dann wölbte sich sein Rücken. Sein Appetit verschwand; seine Kniee fingen wieder an zu zittern.

„Oh!" machte er seufzend.

„Nun?" fragten alle Gäste.

„Nun! fahre hin, Jugend!"

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus, in Begleitung von zwei Thränen, die seine Augenlider befeuchteten.

Instinctartig und bei dem Anblick des Anfangs verjüngten und durch diesen Umschlag der Jugend wieder älter gewordenen Greises drang ein Seufzer, dem ähnlich, welchen Taverney ausgestoßen, aus der Brust von jedem Gast hervor.

„Das ist ganz einfach, meine Herren," sprach Cagliostro, „ich habe dem Baron nur fünfunddreißig Tropfen Lebenselixir eingegossen, und er hat sich nur um fünf- und dreißig Minuten verjüngt."

„Oh! noch einmal! noch einmal, Graf!" rief der Greis voll Gierde.

„Nein, denn eine zweite Probe würde Sie vielleicht tödten," erwiederte Cagliostro.

Von allen Gästen hatte Madame Dubarry, welche die Eigenschaft des Elixirs kannte, die Einzelheiten dieser Scene am begierigsten verfolgt.

In gleichem Maße, wie die Jugend und das Leben die Arterien des alten Taverney anschwellten, folgte das Auge der Gräfin in den Arterien dem Fortschritt der Jugend und des Lebens. Sie lachte, sie klatschte Beifall, sie wurde gleichsam wiedergeboren durch den Anblick. Als der Erfolg des Trankes seinen Höhepunkt erreicht hatte, wäre die Gräfin beinahe auf die Hand von Cagliostro losgestürzt, um ihm das Fläschchen zu entreißen.

In diesem Augenblick aber, da Taverney schneller

Digitized by Google

alterte, als er wieder jung geworden war, sprach sie traurig:

„Ach! ich sehe es wohl, Alles ist eitel, Alles ist Chimäre. Das wunderbare Geheimniß hat fünfunddreißig Minuten gedauert."

„Das heißt," versetzte der Graf von Haga, „um sich eine Jugend von zwei Jahren zu geben, müßte man einen Fluß austrinken."

Alle lachten.

„Nein," entgegnete Condorcet, „die Rechnung ist einfach: fünfunddreißig Tropfen für fünfunddreißig Minuten, das ist eine Erbärmlichkeit von drei Millionen hundert und dreiundfünfzig tausend und sechs Tropfen, wenn man ein Jahr jung bleiben will."

„Eine Ueberschwemmung," sagte Laperouse.

„Und dennoch ist es, nach Ihrer Ansicht, nicht so bei mir gewesen, da eine kleine Flasche, die mir Ihr Freund Joseph Balsamo geschenkt, eine Flasche, etwa viermal so groß als Ihr Flacon, genügte, um bei mir das Fortschreiten der Zeit zehn Jahre lang aufzuhalten."

„Ganz richtig, Madame, und Sie allein berühren mit dem Finger die geheimnißvolle Wirklichkeit. Der Mensch, der gealtert und zu sehr gealtert hat, bedarf dieser Quantität, wenn eine unmittelbare und mächtige Wirkung hervorgebracht werden soll. Aber eine Frau von dreißig Jahren, wie Sie waren, Madame, oder ein Mann von vierzig Jahren, wie ich war, Madame, als wir dieses Lebenselixir zu trinken anfingen ... diese Frau und dieser Mann, noch voll Frische und Jugend, brauchen nur zehn Tropfen von diesem Wasser bei jeder Periode der Abnahme zu trinken, und mittelst dieser zehn Tropfen wird derjenige oder diejenige, welche dieselbe trinkt, die Jugend und das Leben auf ewig in demselben Grade des Reizes fesseln."

„Was nennen Sie die Periode der Abnahme?" fragte der Graf von Haga.

„Die natürlichen Perioden, Herr Graf. Im Na-

Digitized by Google

turzuſtande nehmen die Kräfte des Menſchen bis zum fünfunddreißigſten Jahre zu. Hier angelangt, macht er einen Stillſtand bis zum vierzigſten Jahre. Von vierzig fängt er an abzunehmen, aber beinahe unmerkbar bis zu fünfzig. Hernach rücken ſich die Perioden näher und beſchleunigen ſich bis zum Todestag. Im Zuſtand der Civiliſation, das heißt, wenn der Körper durch die Ausſchweifungen, die Sorgen und Krankheiten aufgezehrt wird, bleibt das Wachsthum mit dreißig Jahren ſtilleſtehen. Die Abnahme fängt mit fünfunddreißig Jahren an. Dann muß man, mag man nun ein Menſch der Natur oder ein Menſch der Studien ſein, die Natur in dem Augenblick ergreifen, wo ſie ſtillſtehend iſt, um ſich ihrer Bewegung der Abnahme zu widerſetzen, im Augenblick, wo dieſe Bewegung ſich zu bewerkſtelligen verſuchen wird. Derjenige, welcher im Beſitz des Geheimniſſes dieſes Elixirs, wie ich es bin, den Angriff ſo zu combiniren weiß, daß er ihn erhaſcht und ohne Rückkehr zu ſich ſelbſt aufhält, der wird leben, wie ich lebe, ſtets jung, oder wenigſtens jung genug, um zu thun, was ihm in dieſem Leben zu thun zukommt."

„Ei! mein Gott! Herr von Caglioſtro," rief die Gräfin, „warum haben Sie denn, wo es in Ihrer Gewalt lag, Ihr Alter zu wählen, nicht zwanzig Jahre ſtatt vierzig gewählt?"

„Frau Gräfin," antwortete Caglioſtro lächelnd, „weil es mir immer zuſagt, eher ein vierzigjähriger geſunder, vollſtändiger Mann zu ſein, als ein unverſtändiger junger Menſch von zwanzig Jahren."

„Ha! ha!" lachte die Gräfin.

„Ei! gewiß! Madame," fuhr Caglioſtro fort, „mit zwanzig Jahren gefällt man den Frauen von dreißig, mit vierzig Jahren beherrſcht man die Frauen von zwanzig und die Männer von vierzig."

„Ich gebe nach, mein Herr," ſagte die Gräfin. „Wie ſollte ich auch mit einem lebendigen Beweis ſtreiten?"

Digitized by Google

„So bin ich also verurtheilt," sprach Taverney mit kläglichem Tone. „Bei mir ist es zu spät gewesen."

„Herr von Richelieu war geschickter als Sie," versetzte Laperouse mit einer Seemanns-Offenherzigkeit, „ich habe immer sagen hören, der Herr Marschall besitze ein gewisses Recept."

„Das ist ein Gerücht, das die Frauen verbreitet haben," sagte lachend der Graf von Haga.

„Ist das ein Grund, um nicht daran zu glauben?" fragte Madame Dubarry.

Der alte Marschall erröthete, er, der kaum zu erröthen vermochte.

Und alsbald rief er:

„Meine Herren, wollen Sie wissen, worin mein Recept bestanden hat?"

„Ja, gewiß, wir wollen es wissen."

„Nun wohl, darin, daß ich mich schonte."

„Ha! ha!" lachte die Gesellschaft.

„Es ist so," sagte der Marschall.

„Ich würde dieses Recept bestreiten," erwiederte die Gräfin, „hätte ich nicht so eben die Wirkung von dem von Herrn von Cagliostro gesehen. Halten Sie sich auch gut, Herr Zauberer, ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende."

„Immer zu, Madame, immer zu."

„Sie sagten, als Sie zum ersten Mal von Ihrem Elixir Gebrauch gemacht, seien Sie vierzig Jahre alt gewesen?"

„Ja, Madame . . ."

„Und Sie haben seit jener Zeit, nämlich seit der Belagerung von Troja . . ."

„Ein wenig früher, Madame."

„Gut; Sie haben Ihre vierzig Jahre erhalten?"

„Sie sehen es."

„Aber, mein Herr," sagte Condorcet, „Sie beweisen uns dann mehr, als Ihr Theorem zuläßt."

„Was beweise ich Ihnen, Herr Marquis?"

„Sie beweisen uns nicht nur die Fortdauer der

Digitized by Google

Jugend, sondern auch die Erhaltung des Lebens; denn wenn Sie seit dem trojanischen Kriege vierzig Jahre alt sind, so sind Sie nie gestorben."

„Das ist wahr, Herr Marquis, ich bin nie gestorben, ich gestehe es in Demuth."

„Sie sind aber doch nicht unverwundbar wie Achilles, und wenn ich sage unverwundbar wie Achilles — Achilles war nicht unverwundbar, da ihn Paris mit einem Pfeil in die Ferse tödtete."

„Nein, ich bin nicht unverwundbar, und das zu meinem großen Bedauern," sagte Cagliostro.

„Dann können Sie getödtet werden, eines gewaltsamen Todes sterben."

„Leider ja."

„Wie haben Sie es gemacht, um seit dreitausend fünfhundert Jahren den Unfällen zu entgehen?"

„Das ist eine Chance, Madame, wollen Sie meiner Schlußkette folgen?"

„Ich folge ihr."

„Wir folgen ihr."

„Ja, ja," wiederholten alle Gäste.

Und mit unzweideutigen Zeichen der Theilnahme stützte sich Jeder mit dem Ellenbogen auf den Tisch und horchte.

Die Stimme von Cagliostro brach das Stillschweigen.

„Was ist die erste Bedingung des Lebens?" fragte er, indem er mit einer zierlichen, leichten Geberde zwei schöne weiße Hände, beladen mit Ringen, enthüllte, worunter der der Königin Cleopatra wie ein Polarstern glänzte. „Die Gesundheit, nicht wahr?"

„Ja, gewiß," antworteten alle Stimmen.

„Und die Bedingung der Gesundheit ist?"

„Diät," sagte der Graf von Haga.

„Sie haben Recht, Herr Graf, die Diät ist es, was die Gesundheit erhält. Nun denn! warum sollten diese Tropfen von meinem Elixir nicht die bestmögliche Diät bilden?"

Digitized by Google

„Wer weiß es?"

„Sie, Graf."

„Ja, allerdings, aber . . ."

„Nicht Andere?" versetzte Madame Dubarry.

„Madame, das ist eine Frage, die wir sogleich behandeln werden. Ich habe stets die Diät meiner Tropfen befolgt, und da sie die Verwirklichung des ewigen Traums der Menschen aller Zeiten sind, da sie das sind, was die Alten unter dem Namen Jugendwasser, die Neuern unter dem Namen Lebenselixir suchten, so habe ich beständig meine Jugend, folglich meine Gesundheit, folglich mein Leben bewahrt. Das ist klar."

„Es nützt sich jedoch Alles ab, Graf, der schönste Körper wie die andern."

„Der von Paris, wie der von Vulcan," sagte die Gräfin.

„Sie haben ohne Zweifel Paris gekannt, Herr von Cagliostro?"

„Genau, Madame; es war ein sehr hübscher Junge; im Ganzen aber verdient er nicht, was Homer von ihm sagt und was die Frauen von ihm denken. Vor Allem war er roth."

„Roth! oh pfui! wie abscheulich!" rief die Gräfin.

„Leider war Helena nicht Ihrer Ansicht, Madame," erwiederte Cagliostro. „Doch kommen wir auf unser Elixir zurück."

„Ja, ja," riefen alle Stimmen.

„Sie behaupten also, Alles nütze sich ab, Herr von Taverney. Gut. Sie wissen aber auch, daß sich Alles wieder ausgleicht, sich regenerirt oder sich ersetzt, wie Sie wollen. Das bekannte Messer des heiligen Hubert, das so oft die Klinge und den Griff gewechselt hat, ist ein Beispiel hievon, denn trotz dieses doppelten Wechsels ist es das Messer vom heiligen Hubert geblieben. Der Wein, den in ihrem Keller die Mönche von Heidelberg aufbewahren, ist immer derselbe Wein, man gießt aber jedes Jahr in das Riesenfaß eine neue

Digitized by Google

Leſe. Der Wein der Mönche von Heidelberg*) iſt auch immer raſch, klar und ſchmackhaft, während der von Opimus und mir in irdenen Amphoren verſiegelte Wein, als ich hundert Jahre ſpäter davon koſten wollte, nur noch ein dicker Koth war, der vielleicht gegeſſen, aber nicht getrunken werden konnte.

„Nun denn! ſtatt das Beiſpiel von Opimus zu befolgen, habe ich dasjenige errathen, welches die Mönche von Heidelberg geben mußten. Ich habe meinen Körper dadurch erhalten, daß ich jedes Jahr neue Principien darein goß, welche den Auftrag hatten, die alten Elemente zu regeneriren. Jeder Morgen hat ein junges und friſches Atom in meinem Blut, in meinem Fleiſch, in meinen Knochen ein abgenutztes träges Molecule erſetzt. Ich habe die Detritus wiederbelebt, durch welche der gewöhnliche Menſch allmählig die ganze Maſſe ſeines Seins überwältigen läßt: ich habe alle die Soldaten in meinen Zügeln gehalten, die Gott der menſchlichen Natur gegeben, um ſich gegen die Zerſtörung zu vertheidigen. Soldaten, welche der große Haufen verabſchiedet oder im Müßiggang erlahmen läßt, ich habe ſie zu einer beſtändigen Arbeit gezwungen, welche die Eingießung eines ſtets neuen Reizmittels erleichterte, ſogar heiſchte: eine Folge von dieſem unabläſſigen Studium des Lebens iſt, daß mein Geiſt, meine Geberden, meine Nerven, mein Herz, meine Seele nie ihre Funktionen verlernt haben; und da ſich Alles in der Welt verkettet, da denjenigen eine Sache am beſten gelingt, welche dieſe Sache immer treiben, ſo bin ich natürlich geſchickter, als jeder Andere geweſen, um die Gefahren eines Daſeins von dreitauſend Jahren zu vermeiden, und zwar weil es mir gelungen iſt, aus Allem eine ſolche Erfahrung zu ziehen, daß ich die Nachtheile vorherſehe, daß ich die Gefahren irgend einer Lage fühle. So werden Sie nicht machen,

*) Die Mönche von Heidelberg ſind eine kleine Escamotage von Herrn Caglioſtro. D. Ueberſ.

Digitized by Google

daß ich in ein Haus eintrete, das vom Einsturz bedroht ist. Oh! nein, ich habe schon zu viele Häuser gesehen, um nicht mit dem ersten Blick die guten von den schlechten zu unterscheiden. Sie werden mich nicht bewegen, mit einem Ungeschickten zu jagen, der seine Flinte schlecht handhabt. Seit Kephales, der seine Frau Prokris tödtete, bis auf den Regenten, der dem Herrn Prinzen das Auge ausstach, habe ich zu viele Ungeschickte gesehen; Sie werden mich im Kriege nicht veranlassen, diesen oder jenen Posten einzunehmen, den der Erste der Beste einnehmen würde, insofern ich im Augenblick alle geraden Linien und alle paraboliſchen Linien, die auf eine tödtliche Weise nach diesem Posten zulaufen, berechnet haben werde. Sie sagen mir, man sehe eine verlorene Kugel nicht vorher? Ich antworte Ihnen, ein Mann, der eine Million Flintenschüsse vermieden, sei nicht entschuldbar, wenn er sich durch eine verlorene Kugel tödten lasse. Ah! machen Sie keine Geberde der Ungläubigkeit, denn ich bin hier als ein lebendiger Beweis. Ich sage Ihnen nicht, ich sei unsterblich; ich sage Ihnen nur, ich wisse das, was Niemand weiß, nämlich den Tod zu vermeiden, wenn er durch einen Zufall kommt. So würde ich, zum Beispiel, um keinen Preis der Welt hier allein mit Herrn von Launay bleiben, denn er denkt, wenn er mich in einer von seinen Zellen in der Bastille hätte, so würde er meine Unsterblichkeit mit Hülfe des Hungers versuchen. Ich würde eben so wenig mit Herrn von Condorcet zusammenbleiben, denn er hat in diesem Augenblick den Gedanken, den Inhalt des Ringes, den er am Zeigefinger der linken Hand trägt, in mein Glas zu werfen, und dieser Inhalt ist Gift, Alles ohne irgend eine boshafte Absicht, sondern nur aus wissenschaftlicher Neugierde, um ganz einfach zu erfahren, ob ich daran sterben würde."

Die zwei Personen, welche Cagliostro genannt hatte, machten eine Bewegung.

„Sie können es frei gestehen, Herr von Launay;

Digitized by Google

wir sind kein Gerichtshof, und überdieß bestraft man die Absicht nicht. Lassen Sie hören, haben Sie gedacht, was ich gesagt? Und Sie, Herr Condorcet, tragen Sie wirklich in Ihrem Ring ein Gift, das Sie mir gern im Namen Ihrer vielgeliebten Gebieterin, der Wissenschaft, einflößen möchten?"

„Meiner Treue," antwortete Herr von Launay, lachend und zugleich erröthend, „ich gestehe, daß Sie Recht hatten, Herr Graf, es war eine Tollheit. Doch diese Tollheit ging mir gerade in dem Augenblick, wo Sie mich anschuldigten, durch den Kopf."

„Und ich," sagte Condorcet, „ich will nicht minder offenherzig sein. Ich dachte wirklich, wenn Sie von dem kosteten, was in meinem Ring enthalten ist, gäbe ich nicht einen Obol mehr für Ihre Unsterblichkeit."

Ein Schrei der Bewunderung war um den ganzen Tisch hörbar.

Dieses Geständniß bestätigte nicht die Unsterblichkeit, wohl aber den Scharfsinn des Grafen von Cagliostro.

„Sie sehen wohl," sagte Cagliostro ruhig, „Sie sehen, daß ich errathen habe. Nun denn! ebenso ist es mit Allem, was geschehen soll. Die Gewohnheit zu leben hat mir mit dem ersten Blick die Vergangenheit und die Zukunft der Leute, die ich sehe, enthüllt."

„Meine Unfehlbarkeit in dieser Hinsicht ist so groß, daß Sie sich auf die Thiere, auf die träge Materie erstreckt. Steige ich in meinen Wagen, so sehe ich an der Miene der Pferde, daß sie durchgehen werden, an der Miene des Kutschers, daß er mich umwerfen oder mit mir hängen bleiben wird; schiffe ich mich auf einem Fahrzeuge ein, so errathe ich, der Kapitän werde ein Unwissender oder ein Halsstarriger sein, und folglich nicht das erforderliche Manöver machen können oder wollen. Ich vermeide dann den Kutscher wie den Kapitän; ich lasse die Pferde wie das Schiff. Ich leugne den Zufall nicht, ich verringere ihn. Statt ihm hundert Chancen zu lassen, wie es alle Welt thut, benehme

Digitized by Google

ich ihm neunundneunzig. Hiezu dient es mir, daß ich dreitausend Jahre gelebt habe."

„Ah," sagte Laperouse lachend unter dem durch die Worte von Cagliostro veranlaßten Enthusiasmus oder Aerger, „dann müßten Sie mich bis zu den Schiffen begleiten, auf denen ich die Reise um die Welt machen soll. Sie würden mir dadurch einen ausgezeichneten Dienst leisten."

Cagliostro antwortete nicht.

„Herr Marschall," fuhr lachend der Seemann fort, „da der Herr Graf von Cagliostro, und ich begreife das, eine so gute Gesellschaft nicht verlassen will, so müssen Sie mir erlauben, dieß zu thun. Verzeihen Sie, Herr Graf von Haga, verzeihen Sie, Madame, aber es hat sieben Uhr geschlagen, und ich habe dem König versprochen, um ein Viertel auf acht Uhr in den Wagen zu steigen. Da nun der Herr Graf von Cagliostro nicht Lust hat, meine zwei Stuten zu sehen, so sage er mir wenigstens, was mir zwischen Versailles und Brest begegnen wird. Von Brest bis zum Pol erlasse ich es ihm, das ist meine Sache. Aber bei Gott! von Versailles nach Brest ist er mir ein Gutachten schuldig."

Cagliostro schaute Laperouse noch einmal an, und zwar mit einem so melancholischen Auge, mit einer zugleich so sanften und so traurigen Miene, daß die Mehrzahl der Gäste seltsam davon berührt wurde. Der Seefahrer aber bemerkte nichts; er nahm von den Gästen Abschied, seine Diener hüllten ihn in einen schweren, weiten Pelzüberrock, und Madame Dubarry steckte ihm in seine Tasche einige von jenen, dem Reisenden so angenehmen herzstärkenden Mitteln, an die dieser beinahe nie selbst denkt, indeß sie ihn an die abwesenden Freunde während der langen Nächte einer Reise in einer eisigen Athmosphäre erinnern.

Immer lachend verbeugte sich Laperouse ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga und reichte dem Marschall die Hand.

Digitized by Google

Jeden Augenblick steigerte sich das Interesse des Gespräches; aus der ernsten, feierlichen, beinahe ängstlichen Miene, mit der die Anwesenden, sei es mit dem Blick, sei es mit der Stimme, Cagliostro befragten, hätte man entnehmen sollen, es handle sich um unfehlbare Weissagungen eines antiken Orakels.

Unter dieser Befangenheit der Gäste des Herzogs erhob sich Herr von Favras, das allgemeine Gefühl zusammenfassend, machte ein Zeichen und ging auf den Fußspitzen in die Vorzimmer, um zu horchen, ob nicht einer von den Bedienten laure.

Aber das Haus des Herrn Marschall von Richelieu war, wie gesagt, ein wohlbestelltes Haus, und Herr von Favras fand im Vorzimmer nur einen alten Intendanten, der strenge wie eine Schildwache auf einem verlorenen Posten die Zugänge des Speisesaales zur feierlichen Stunde des Nachtisches vertheidigte.

Er kam zurück, setzte sich nieder und bedeutete den Gästen, sie seien allein.

„Wenn es so ist," sprach Madame Dubarry, die Versicherung von Herrn von Favras erwiedernd, als wäre sie laut gegeben worden, „wenn es so ist, erzählen Sie uns, was des armen Laperouse harrt."

„Immer zu, Herr von Cagliostro," sagten die Männer.

„Ja, wir bitten Sie wenigstens darum."

„Wohl, Herr von Laperouse geht ab, wie er Ihnen gesagt hat, in der Absicht, die Welt zu umsegeln und die Reisen von Cook, dem armen Cook, fortzusetzen, der, wie Sie wissen, auf den Sandwichsinseln ermordet worden ist."

„Ja! ja! wir wissen es," machten mehr alle Köpfe, als alle Stimmen.

„Alles weissagt der Unternehmung einen glücklichen Erfolg. Herr von Laperouse ist ein guter Seemann; überdieß hat ihm König Ludwig XVI. seine Reise geschickt vorgezeichnet."

„Ja," unterbrach ihn der Graf von Haga; „der

Digitized by Google

König von Frankreich ist ein geschickter Geograph; nicht wahr, Herr von Condorcet?"

„Ein geschickterer Geograph, als es für einen König nöthig ist," erwiederte der Marquis. „Die Könige sollten Alles nur nach der Oberfläche kennen, dann ließen sie sich vielleicht durch die Menschen leiten, die den Grund kennen."

„Das ist eine Lection, Herr Marquis," sagte lächelnd der Graf von Haga.

Erröthend entgegnete Condorcet:

„Oh! nein, es ist eine einfache Betrachtung, ein einfacher philosophischer Satz."

„Er reist also ab," sagte Madame Dubarry, die sich beeiferte, jedes Privatgespräch abzubrechen, das von dem Wege, den das allgemeine Gespräch genommen, hätte ablenken können.

„Er reist also ab," wiederholte Cagliostro. „Glauben Sie aber nicht, daß er, so eilfertig er Ihnen geschienen hat, sogleich in See geht; nein, ich sehe ihn viel Zeit in Brest verlieren."

„Das ist Schade," sagte Condorcet, „es ist die Zeit der Abfahrten. Es ist sogar schon ein wenig spät, Februar oder März wäre besser gewesen."

„Oh! werfen Sie ihm diese paar Monate nicht vor, Herr von Condorcet, er lebt wenigstens während dieser Zeit, er lebt und hofft."

„Ich denke, man hat ihm doch wohl gute Gesellschaft gegeben?" fragte Richelieu.

„Ja," erwiederte Cagliostro, „derjenige, welcher das zweite Schiff befehligt, ist ein ausgezeichneter Offizier. Ich sehe ihn noch jung, abenteuerlich, leider muthig."

„Wie, leider?"

„Nun wohl! ein Jahr nachher suche ich diesen Freund und sehe ihn nicht mehr," sprach Cagliostro, ängstlich sein Glas befragend. „Niemand von Ihnen ist mit Herrn von Langlé verwandt?"

„Nein."

Digitized by Google

„Niemand kennt ihn?“

„Nein.“

„Nun denn! der Tod wird mit ihm anfangen. Ich sehe ihn nicht mehr.“

Ein Gemurmel des Schreckens drang aus der Brust aller Anwesenden hervor.

„Aber er . . . er . . . Laperouse?“ fragten mehrere keuchende Stimmen.

„Er schwimmt auf der See, er landet, er schifft sich wieder ein. Ein Jahr, zwei Jahre glücklicher Schifffahrt. Man erhält Nachrichten von ihm.*) Und dann . . .“

„Und dann?“

„Die Jahre vergehen.“

„Nun?“

„Der Ocean ist groß. Der Himmel ist düster, da und dort tauchen immer frische Länder empor, da und dort werden Gestalten, so häßlich wie die Ungeheuer des griechischen Archipels, sichtbar. Sie belauern das Schiff, das, von der Strömung fortgerissen, im Nebel zwischen den Riffen hinflieht, dann der Sturm, der Sturm, gastlicher als das Gestade, dann unheilvolle Feuer. Oh! Laperouse, Laperouse! Wenn Du mich hören könntest, würde ich Dir sagen: Du segelst ab wie Christoph Columbus, um eine Welt zu entdecken; mißtraue unbekannten Inseln!“

Er schwieg.

Ein eisiger Schauer durchlief die Versammlung, während über den Tisch noch seine letzten Worte vibrirten.

„Warum hatten Sie ihn aber nicht gewarnt?“ rief der Graf von Haga, der wie die Anderen dem Einfluß dieses außerordentlichen Menschen erlag, welcher nach seiner Laune alle Herzen bewegte.

„Ja, ja,“ sprach Madame Dubarry. „Warum

*) Der Offizier, der die letzten Nachrichten, die man von Laperouse erhielt, überbrachte, war Herr von Lesseps, der einzige Mensch der Expedition, der Frankreich wiedersah.

Digitized by Google

ihm nicht nacheilen, warum ihn nicht einholen? Das Leben eines Mannes wie Laperouse ist wohl die Reise eines Couriers werth, mein lieber Marschall."

Der Marschall begriff und stand halb auf, um zu läuten.

Cagliostro streckte den Arm aus.

Der Marschall sank in seinen Lehnstuhl zurück.

„Ach! jeder Rath wäre unnütz," fuhr Cagliostro fort, „der Mensch, der das Verhängniß vorhersieht, ändert das Verhängniß nicht. Herr von Laperouse würde lachen, wenn er meine Worte gehört hätte, wie die Söhne von Priamus bei der überbrachten Weissagung von Cassandra lachten; aber sehen Sie, Sie lachen selbst, Herr Graf von Haga, und das Lachen wird auch Ihre Gefährten anstecken. Oh! thun Sie sich keinen Zwang an, Herr von Condorcet, thun Sie sich keinen Zwang an, Herr von Favras; ich habe nie einen gläubigen Zuhörer gefunden."

„Oh! wir glauben," riefen Madame Dubarry und der alte Herzog von Richelieu.

„Ich glaube," murmelte Taverney.

„Ich auch," sagte artiger Weise der Graf von Haga.

„Ja," sprach Cagliostro, „Sie glauben, Sie glauben, weil es sich um Herrn von Laperouse handelt; handelte es sich aber um Sie, so würden Sie nicht glauben."

„Oh!"

„Davon bin ich fest überzeugt."

„Ich muß gestehen," sprach der Graf von Haga, „was mich glauben machen wird, wäre, daß Herr von Cagliostro zu Herrn von Laperouse gesagt hätte: „„Hüten Sie sich vor unbekannten Inseln."" Er hätte sich davor gehütet. Das war immer eine Chance."

„Ich versichere Sie, mein Herr Graf, und würde er mir auch geglaubt haben, sehen Sie, wie furchtbar diese Offenbarung gewesen wäre, hätte in Gegenwart der Gefahr, beim Anblick der unbekannten Inseln, der

Digitized by Google

Unglückliche, an meine Prophezeiung glaubend, den geheimnißvollen Tod, der ihn bedroht, herannahen gefühlt, ohne ihm entfliehen zu können. Nicht Einen Tod, tausend Tode würde er erlitten haben, denn es heißt tausend Tode erleiden, in der Finsterniß mit der Verzweiflung an seiner Seite gehen. Bedenken Sie wohl, die Hoffnung, die ich ihm benommen hätte, ist der letzte Trost, den der Unglückliche unter dem Messer bewahrt, wenn ihn schon das Messer berührt, wenn ihn die Schärfe des Stahls berührt, wenn sein Blut fließt. Erlischt das Leben, so hofft der Mensch doch noch."

„Es ist wahr," sagten mit leiser Stimme einige Anwesende.

„Ja," sprach Condorcet, „der Schleier, der das Ende unseres Lebens bedeckt, ist das einzige wahre Gute, das Gott dem Menschen auf der Erde gewährt hat."

„Nun! wie dem auch sein mag," sagte der Graf von Haga, „wenn ich zufällig von einem Mann wie Sie hörte: Mißtrauen Sie diesem oder jenem Menschen, dieser oder jener Sache, — so würde ich die Warnung für gut annehmen und dem Rathgeber danken."

Cagliostro schüttelte sanft den Kopf und begleitete diese Geberde mit einem Lächeln.

„In der That, Herr von Cagliostro," fuhr der Graf von Haga fort, „geben Sie mir einen Wink, und ich werde Ihnen dankbar sein."

„Sie möchten gern, daß ich Ihnen sagte, was ich Herrn von Laperouse nicht sagen wollte?"

„Ja, das möchte ich."

Cagliostro machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte; doch er hielt wieder an sich und sagte nur:

„Oh! nein, Herr Graf, nein."

„Ich bitte Sie inständig."

Cagliostro wandte den Kopf ab und erwiederte:

„Nie! nie!"

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte lächelnd der Graf, „Sie werden mich abermals ungläubig machen."

Digitized by Google

„Die Ungläubigkeit ist der Angst vorzuziehen.“

„Herr von Cagliostro,“ sprach der Graf mit ernstem Ton, „Sie vergessen Eines.“

„Was?“ fragte der Prophet voll Ehrfurcht.

„Daß, wenn es Menschen gibt, welche ohne Nachtheil über ihr Geschick im Ungewissen sein können, andere dagegen vorhanden sind, welche die Zukunft wissen möchten, weil ihr Geschick nicht nur von Gewicht und Bedeutung für sie selbst, sondern für Millionen von Menschen ist.“

„Einen Befehl also,“ versetzte Cagliostro. „Nein, ich werde Nichts ohne einen Befehl thun.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Eure Majestät befehle, und ich werde gehorchen,“ erwiederte Cagliostro mit leiser Stimme.

„Ich befehle Ihnen, mir mein Schicksal zu offenbaren, Herr von Cagliostro,“ sprach der König mit einer Majestät voll Höflichkeit.

Zu gleicher Zeit, da der Graf von Haga sich als König behandeln ließ und sein Incognito dadurch brach, daß er einen Befehl gab, stand der Herzog von Richelieu auf, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Fürsten und sagte:

„Ich danke für die Ehre, die der König von Schweden meinem Hause angethan hat: Eure Majestät wolle den Ehrenplatz einnehmen. Von diesem Augenblick kann er nur Ihnen gehören, Sire.“

„Bleiben wir, bleiben wir, wie wir sind, Herr Marschall, und verlieren wir nicht ein Wort von dem, was mir der Herr Graf von Cagliostro sagen wird.“

„Den Königen sagt man die Wahrheit nicht, Sire.“

„Bah! ich bin nicht in meinem Königreich. Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein, Herr Herzog; sprechen Sie, Herr von Cagliostro, ich beschwöre Sie darum.“

Cagliostro schaute sein Glas an; Kügelchen, denen ähnlich, welche den Champagner durchziehen, stiegen vom Boden zur Oberfläche auf, das Wasser schien sich,

Digitized by Google

durch seinen mächtigen Blick angezogen, unter seinem Willen zu rühren.

„Sire, sagen Sie mir nur, was Sie wissen wollen, ich bin bereit zu antworten," sprach Cagliostro.

„Sagen Sie mir, welchen Todes ich sterben werde."

„Durch einen Schuß."

Die Stirne von Gustav strahlte.

„Ah! in einer Schlacht," sagte er, „den Tod eines Soldaten. Ich danke Ihnen, Herr von Cagliostro, ich danke tausendmal. Oh! ich sehe Schlachten vorher und Gustav Adolph und Karl XII. haben mir gezeigt, wie man stirbt, wenn man König von Schweden ist."

Cagliostro neigte das Haupt, ohne zu antworten.

Der Graf von Haga faltete die Stirne.

„Ho! ho!" sagte er, „wird der Schuß nicht in einer Schlacht geschehen?"

„Nein, Sire."

„Bei einem Aufruhr, ja, das ist auch möglich."

„Nicht bei einem Aufruhr."

„Wo denn?"

„Auf einem Ball, Sire."

Der König wurde träumerisch.

Cagliostro, der aufgestanden war, setzte sich wieder und ließ seinen Kopf in seine beiden Hände fallen, in denen er sich begrub.

Alle erbleichten um den Urheber der Prophezeiung und um den, der der Gegenstand derselben war.

Herr von Condorcet trat näher zu dem Glase Wasser, in dem der Wahrsager die schlimme Vorbedeutung gelesen hatte, nahm es beim Fuß, hob es bis zu der Höhe seines Auges empor und prüfte sorgfältig die glänzenden Rauten und den geheimnißvollen Inhalt.

Man sah dieses verständige, aber kalt forschende Auge von dem doppelten, festen und flüssigen Krystall die Lösung eines Problems fordern, dem seine Vernunft nur den Werth einer rein physischen Speculation einräumte.

Digitized by Google

Der Gelehrte berechnete in der That die Tiefe, die leuchtenden Retractionen und mikroskopischen Augen des Wassers. Er fragte sich, er, der für Alles eine Ursache haben wollte, nach der Ursache und dem Vorwand dieser Charlatanerie, ausgeübt auf Menschen von dem Werthe derjenigen, welche die Tafel umgaben, von einem Menschen, dem man ein außerordentliches Gewicht nicht absprechen konnte.

Ohne Zweifel fand er die Lösung seines Problems nicht, denn er hörte auf, das Glas prüfend zu betrachten, stellte es wieder auf den Tisch und sprach mitten unter dem durch die Wahrsagung von Cagliostro hervorgebrachten Erstaunen:

„Nun! ich werde unseren erhabenen Propheten auch bitten, seinen magischen Spiegel zu befragen. Leider," fügte er bei, „leider bin ich kein mächtiger Herr, ich befehle nicht, und mein dunkles Leben gehört nicht Millionen von Menschen."

„Mein Herr," versetzte der Graf von Haga, „Sie befehlen im Namen der Wissenschaft und Ihr Leben ist nicht nur von Bedeutung für ein Volk, sondern für die ganze Menschheit."

„Ich danke, Herr Graf; doch Ihre Ansicht über diesen Punkt ist vielleicht nicht die von Herrn von Cagliostro."

Cagliostro erhob das Haupt, wie es ein Renner unter dem Stachel thut.

„Doch, Marquis," sprach er mit einem Anfang nervöser Reizbarkeit, die man in alten Zeiten dem Einfluß des Gottes, von dem er gleichsam besessen, zugeschrieben hätte, „doch, Sie sind ein mächtiger Herr im Reiche der Intelligenz. Schauen Sie mir in's Gesicht; auch Sie wünschen im Ernst, daß ich Ihnen weissage?"

„Im Ernst, Herr Graf," erwiederte Condorcet, „bei meiner Ehre, man kann es nicht ernstlicher wünschen."

Digitized by Google

„Nun wohl! Marquis," sprach Cagliostro mit dumpfem Tone, indem er das Augenlid über seinen starren Blick senkte, „Sie werden an dem Gift sterben, das Sie in dem Ring tragen, den Sie am Finger haben. Sie werden sterben . . ."

„Aber wenn ich ihn wegwürfe?" unterbrach ihn Condorcet.

„Werfen Sie ihn weg."

„Sie gestehen also, daß dieß sehr leicht ist."

„Werfen Sie ihn weg, sage ich Ihnen."

„Oh! ja, Marquis!" rief Madame Dubarry, „ich bitte, werfen Sie das abscheuliche Gift weg, werfen Sie es weg, und wäre es nur, um diesen unseligen Propheten, der uns Alle mit seinen Wahrsagungen betrübt, ein wenig lügen zu machen. Denn wenn Sie es wegwerfen, so ist es gewiß, daß Sie nicht durch dieses vergiftet werden, und da Herr von Cagliostro behauptet, es werde durch dieses geschehen, so wird Herr von Cagliostro wohl oder übel gelogen haben."

„Die Frau Gräfin hat Recht," sagte der Graf von Haga.

„Bravo, Gräfin!" rief Richelieu. „Auf, Marquis, werfen Sie das Gift weg; das wird um so besser sein, als ich nun, da ich weiß, daß Sie den Tod eines Menschen in der Hand tragen, zittern werde, so oft wir mit einander trinken. Der Ring kann sich von selbst öffnen. He! he!"

„Und zwei Gläser, die zusammenstoßen, sind sehr nahe bei einander," sagte Taverney. „Werfen Sie es weg, Marquis, werfen Sie es weg."

„Dieß ist vergeblich," erwiederte Cagliostro, „Herr von Condorcet wird es nicht wegwerfen."

„Nein," sprach der Marquis, „ich werde es nicht von mir lassen, doch nicht, weil ich das Geschick unterstützen will, sondern weil Cabantis mir dieses Gift componirt hat, das ganz einzig, das eine Substanz ist, die durch den Zufall ihre Tüchtigkeit erlangt hat, und

Digitized by Google

weil er diesen Zufall vielleicht nie wieder finden wird; darum werde ich das Gift nicht wegwerfen. Triumphiren Sie, wenn Sie wollen, Herr von Cagliostro."

„Das Geschick findet immer seine getreuen Agnaten, um es im Vollzug seiner Sprüche zu unterstützen," sprach Cagliostro.

„So werde ich durch Gift sterben," sagte der Marquis. „Wohl! es sei. Es stirbt nicht Jeder, der will, durch Gift. Es ist ein bewunderungswürdiger Tod, der Tod der Semiramissagen; ein wenig Gift auf die Spitze meiner Zunge, und ich bin vernichtet. Das ist nicht der Tod plus, sondern das Leben minus, wie wir in der Algebra sagen."

„Es ist nicht mein Wille, daß Sie leiden, mein Herr," erwiederte Cagliostro mit kaltem Tone.

Und er machte ein Zeichen, durch das er bedeutete, er wünsche hiebei stehen zu bleiben, wenigstens mit Herrn von Cagliostro.

„Mein Herr," sprach nun der Marquis von Favras, indem er sich über die Tafel ausstreckte, als wollte er Cagliostro entgegen kommen, „wir haben nun einen Schiffbruch, einen Schuß und eine Vergiftung, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen machen. Werden Sie nicht die Güte haben, mir auch einen Tod ähnlicher Art zu weissagen?"

„Oh! Herr Marquis," erwiederte Cagliostro, der sich unter der Ironie zu beleben anfing, „Sie hätten in der That Unrecht, wenn Sie auf diese Herren eifersüchtig wären; denn so wahr ich ein Edelmann bin, Sie werden etwas Besseres haben."

„Etwas Besseres?" rief Herr von Favras lachend, „nehmen Sie sich in Acht, Sie machen sich zu viel anheischig; etwas Besseres, als das Meer, das Feuer und das Gift? Das ist schwierig!"

„Es bleibt der Strang, Herr Marquis," erwiederte Cagliostro mit freundlichem Tone.

„Der Strang... ho! ho! was sagen Sie mir da!"

„Ich sage Ihnen, daß Sie gehenkt werden," ant-

Digitized by Google

wortete Cagliostro mit einer Art von prophetischer Wuth, über die er nicht mehr Meister war.

„Teufel! gehenkt!“ rief die Versammlung.

„Der Herr vergißt, daß ich Edelmann bin,“ entgegnete Favras, etwas abgekühlt; „und will er zufällig von einem Selbstmord sprechen, so sage ich ihm zum Voraus, daß ich mich bis zum letzten Augenblick genugsam zu achten gedenke, um mich keines Strickes zu bedienen, so lange ich noch einen Degen habe.“

„Ich spreche nicht von einem Selbstmorde, mein Herr.“

„Sie sprechen von einer Hinrichtung?“

„Ja.“

„Sie sind ein Fremder, und in dieser Eigenschaft verzeihe ich Ihnen.“

„Was?“

„Ihre Unwissenheit. In Frankreich köpft man die Edelleute.“

„Sie werden diese Angelegenheit mit Ihrem Henker abmachen,“ erwiederte Cagliostro, Herrn von Favras unter dieser brutalen Antwort niederschmetternd.

Es trat ein Augenblick des Zögerns in der Versammlung ein.

„Wissen Sie, daß ich jetzt zittere,“ sagte Herr von Launay; „meine Vorgänger haben so traurig gewählt, daß ich Schlimmes für mich vorhersehe, wenn ich denselben Sack durchwühle, wie sie.“

„Dann sind Sie vernünftiger, als sie, und Sie wollen die Zukunft nicht kennen; gut oder übel, ehren wir das Geheimniß Gottes.“

„Oh! oh! Herr von Launay,“ sagte Madame Dubarry, „ich hoffe, Sie werden so viel Muth haben, als diese Herren.“

„Ich hoffe es auch, Madame,“ erwiederte der Gouverneur, sich verbeugend.

Dann wandte er sich an Cagliostro und sprach:

„Mein Herr, ich beschwöre Sie, beschenken Sie mich nun auch mit meinem Horoskop.“

Digitized by Google

„Das ist leicht," antwortete Cagliostro, „ein Streich mit dem Beil auf den Kopf, und Alles ist abgethan."

Hier erscholl ein Schrei des Schreckens im Saal. Die Herren von Richelieu und Taverney baten Cagliostro, nicht weiter zu gehen; doch die weibliche Neugierde gewann die Oberhand.

„Wenn man Sie hört, Graf, würde das Weltall eines gewaltsamen Todes sterben," sagte Madame Dubarry. „Wir sind zu acht, und von acht sind schon fünf von Ihnen zum Tod verurtheilt."

„Ja, Sie begreifen wohl, daß dieß feste Absicht ist, und daß wir darüber lachen, Madame," sprach Herr von Favras der wirklich zu lachen suchte.

„Gewiß lachen wir darüber, ob es nun wahr oder falsch ist," versetzte der Graf von Haga.

„Oh! ich würde wohl auch lachen, denn ich möchte der Gesellschaft nicht gern durch meine Feigheit Schande machen," sprach Madame Dubarry. „Doch leider bin ich nur ein Weib und werde nicht einmal die Ehre haben, in Beziehung auf einen unseligen Ausgang in Ihren Rang gestellt zu werden. Ein Weib, das stirbt in seinem Bett. Ach! mein Tod — einer traurigen und vergessenen alten Frau, wird die schlimmste von allen Todesarten sein, nicht wahr, Herr von Cagliostro?"

Indem sie diese Worte sprach, zögerte sie; sie gab nicht nur durch ihre Worte, sondern auch durch ihre Miene dem Wahrsager einen Vorwand, sie zu beruhigen; Cagliostro beruhigte sie aber nicht.

Die Neugierde war größer, als die Angst, und trug den Sieg über diese davon.

„Auf, Herr von Cagliostro, antworten Sie mir doch!" rief Madame Dubarry.

„Was soll ich Ihnen antworten? Sie befragen mich nicht."

Die Gräfin zögerte.

„Aber . . ." sagte sie.

„Nun, Madame," sprach Cagliostro, „wollen Sie mich befragen? Ja oder Nein!"

Digitized by Google

Die Gräfin strengte sich an, um ihre Furcht zu überwinden, und rief, nachdem sie Muth in einem Lächeln der Gesellschaft geschöpft hatte:

„Nun wohl! ja, ich wage es, sagen Sie, wie Jeanne von Vaubernier, Gräfin Dubarry endigen wird."

„Auf dem Blutgerüst, Madame," antwortete der finstere Prophet.

„Sie scherzen, nicht wahr, mein Herr?" stammelte die Gräfin mit einem flehenden Blick.

Aber man hatte Cagliostro auf's Aeußerste getrieben und er sah diesen Blick nicht.

„Und warum scherzen?" fragte er.

„Weil man, um das Blutgerüste zu besteigen, getödtet, gemordet, ein Verbrechen begangen haben muß, während ich aller Wahrscheinlichkeit nach nie ein Verbrechen begehen werde. Nicht wahr, Sie scherzen?"

„Ei! mein Gott, ja," erwiederte Cagliostro, „es ist ein Scherz, wie Alles, was ich wahrgesagt habe."

Die Gräfin brach in ein Gelächter aus, das ein geschickter Beobachter, um natürlich zu sein, ein wenig zu scharf gefunden hätte.

„Auf! Herr von Favras," sagte sie, „bestellen wir unsern Trauerwagen."

„Oh! das wäre für Sie vergeblich, Gräfin," sprach Cagliostro.

„Und warum dieß, mein Herr?"

„Weil Sie auf einem Karren nach dem Schaffot fahren werden."

„Pfui! wie abscheulich!" rief Madame Dubarry. „Oh! der abscheuliche Mensch! Marschall, wählen Sie ein andermal Gäste von einer besseren Laune, oder ich komme nicht mehr zu Ihnen."

„Entschuldigen Sie mich, Madame. Sie, wie die Andern, haben es gewollt," versetzte Cagliostro.

„Ich wie die Andern; nicht wahr, Sie werden mir wenigstens Zeit bewilligen, meinen Beichtvater zu wählen."

Digitized by Google

„Das wäre ganz überflüssig, Gräfin," erwiederte Cagliostro.

„Wie so?"

„Der Letzte, der mit einem Beichtvater das Schaffot besteigt, wird . . ."

„Wird?" fragte die ganze Versammlung.

„Wird der König von Frankreich sein."

Cagliostro sprach diese letzteren Worte mit einem so dumpfen, so traurigen Ton, daß er die Anwesenden wie ein Todeshauch durchzog und bis in die Tiefe des Herzens in Eis verwandelte.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein.

Während dieses Stillschweigens näherte Cagliostro seine Lippen dem Glase Wasser, in dem er seine unheilvollen Prophezeiungen gelesen. Doch kaum hatte er es mit dem Mund berührt, als er es mit einem unüberwindlichen Widerwillen zurückschob, wie er es mit einem bittern Kelch gethan hätte.

Während er diese Bewegung vollbrachte, richtete er seine Augen auf Taverney.

„Oh!" rief der Baron, im Glauben, er wolle sprechen, „sagen Sie mir nicht, was aus mir werden wird; ich frage Sie nicht darnach."

„Wohl! ich frage Sie an seiner Stelle," sprach Richelieu.

„Sie, Herr Marschall," antwortete Cagliostro, „beruhigen Sie sich, Sie sind der Einzige von uns, der in seinem Bette sterben wird."

„Der Kaffee, meine Herren," rief der alte Marschall, entzückt über diese Wahrsagung. „Der Kaffee."

Alle standen auf.

Doch ehe man in den Salon ging, näherte sich der Graf von Haga Cagliostro und sprach zu ihm:

„Mein Herr, ich gedenke nicht meinem Schicksal zu entfliehen, doch sagen Sie mir, was ich mißtrauen soll."

Digitized by Google

„Einem Muff, Sire," antwortete Cagliostro.

Herr von Haga entfernte sich.

„Und ich?" fragte Condorcet.

„Einem Pfannkuchen."

„Gut, ich verzichte auf die Eier."

Und er folgte dem Grafen.

„Und ich," sprach Herr von Favras, „wovor habe ich mich zu fürchten?"

„Vor einem Brief."

„Gut, ich danke."

„Und ich?" fragte Herr von Launay.

„Vor der Einnahme der Bastille."

„Oh! nun bin ich ruhig."

Und er entfernte sich lachend.

„Nun ist die Reihe an mir," sagte die Gräfin ganz ängstlich.

„Sie, schöne Gräfin, mißtrauen Sie der Place Louis XV."

„Ach!" erwiederte Madame Dubarry, „ich habe mich schon eines Tags dort verirrt und sehr darunter gelitten. An diesem Tag hatte ich den Kopf verloren."

„Nun, Sie werden ihn abermals verlieren, aber nicht mehr finden."

Madame Dubarry stieß einen Schrei aus und entfloh zu den andern Gästen in den Salon.

Cagliostro wollte der Gesellschaft folgen.

„Einen Augenblick Geduld," sprach Richelieu, „nur mir und Taverney haben Sie Nichts gesagt, mein lieber Zauberer."

„Herr von Taverney hat mich gebeten, ihm Nichts zu sagen, und Sie, Herr Marschall, haben Nichts von mir verlangt."

„Oh! ich bitte Sie abermals," rief Taverney mit gefalteten Händen.

„Doch könnten Sie uns nicht, um die Macht Ihres Genie's zu beweisen, etwas sagen, was wir zwei allein wissen?"

„Was?" fragte Cagliostro lächelnd.

Digitized by Google

„Nun denn! was dieser brave Taverney in Versailles macht, statt ruhig auf seinem schönen Gute Maison Rouge zu leben, das der König für ihn vor drei Jahren wiedererkauft hat?“

„Das ist ganz einfach,“ antwortete Cagliostro; „vor zehn Jahren wollte der Herr Baron seine Tochter, Fräulein Andrée, König Ludwig XV. geben; doch es ist dem Herrn nicht gelungen.“

„Ho! ho!“ murrte Taverney.

„Heute will der Herr seinen Sohn, Philipp von Taverney, Marie Antoinette geben. Fragen Sie ihn, ob ich lüge.“

„Bei meiner Treue,“ rief Taverney, „der Teufel soll mich holen, wenn dieser Mensch kein Zauberer ist.“

„Ho! ho!“ versetzte der Marschall, „sprich nicht so cavaliermäßig vom Teufel.“

„Schrecklich! schrecklich!“ murmelte Taverney.

Und er wandte sich um, um Cagliostro zum letzten Mal um Discretion anzuflehen. Doch dieser war verschwunden.

„Gehen wir in den Salon, Taverney,“ sagte der Marschall; „man würde den Kaffee ohne uns nehmen, oder wir würden den Kaffee kalt bekommen, was noch schlimmer wäre.“

Und er lief in den Salon.

Doch der Salon war verschlossen; nicht Einer von den Gästen hatte den Muth gehabt, dem Urheber so düsterer Weissagungen noch einmal in's Gesicht zu schauen.

Die Kerzen brannten auf den Kandelabern; der Kaffee rauchte in der Kanne; das Feuer knisterte im Kamin.

Alles vergeblich.

„Meiner Treue, mein alter Freund, es scheint, wir werden den Kaffee unter vier Augen nehmen. Was Teufels, wohin bist Du denn gekommen?“ sagte Richelieu.

Und er schaute nach allen Seiten, aber der kleine Greis hatte sich, wie die Andern, aus dem Staube gemacht.

Digitized by Google

„Gleichviel," sagte der Marschall, spöttisch lächelnd, wie es Voltaire gethan hätte, indem er seine trockenen, weißen, ganz mit Ringen beladenen Hände an einander rieb, „ich werde der einzige von allen meinen Tischgenossen sein, der in seinem Bette stirbt. He! he! in meinem Bett. Graf von Cagliostro, ich bin kein Ungläubiger. Nicht wahr, in meinem Bett werde ich sterben, in meinem Bett, und zwar so spät als möglich? Holla! mein Kammerdiener und meine Tropfen!"

Der Kammerdiener trat, ein Fläschchen in der Hand, ein, und der Marschall und er gingen in's Schlafzimmer.

Ende des Prologs.

Digitized by Google

I.

Zwei unbekannte Frauen.

Den Winter von 1784, dieses Ungeheuer, das ein Sechstel von Frankreich verschlang, konnten wir, obgleich er vor den Fenstern stürmte, beim Herrn Herzog von Richelieu in dem so warmen und mit Wohlgerüchen geschwängerten Speisesaal, wie wir waren, nicht sehen.

Etwas Rauhreif an den Scheiben, ist der Luxus der Natur dem Luxus der Menschen beigefügt. Der Winter hat seine Diamanten, seinen Puder und seine Silberstickereien für den Reichen, der unter seinem Pelzwerk vergraben, oder in seinem Wagen verwahrt, oder in den Watten und Sammeten einer geheizten Wohnung eingeballt ist. Jeder Frost ist ein Gepränge, jedes Unwetter eine Decorationsveränderung, die der Reiche durch seine Fensterscheiben von dem großen und ewigen Maschinisten, den man Gott nennt, ausführen sieht.

In der That, wer warm hat, kann die schwarzen Bäume bewundern und einen Reiz in den düstern Perspectiven der vom Winter einbalsamirten Ebenen finden.

Derjenige, welcher die süßen Wohlgerüche des Mittagsmahles, das seiner harrt, zu seinem Gehirn emporsteigen fühlt, kann von Zeit zu Zeit durch ein halbgeöffnetes Fenster den scharfen Duft des Nordostwinds und den eisigen Dunst des Schnees, der seine Ideen wiedergebärt, einschlürfen.

Digitized by Google

Derjenige endlich, welcher nach einem Tag ohne Leiden, wenn Millionen von seinen Mitbürgern gelitten haben, unter Eiderdunen, in feinen Leintüchern, in einem warmen Bett sich ausstreckt, der kann, wie jener Egoist des Lucretius, den Voltaire verherrlicht, finden, Alles sei gut in dieser besten der möglichen Welten.

Derjenige aber, welcher friert, sieht Nichts mehr von allen diesen Herrlichkeiten der Natur, die ebenso reich sind in ihrem weißen Mantel als in ihrem grünen Mantel.

Derjenige, welcher Hunger hat, sucht die Erde und flieht den Himmel: den Himmel ohne Sonne und folglich ohne Lächeln für den Unglücklichen.

In der Epoche nun, zu der wir gelangt sind, nämlich gegen die Mitte des Monats April, seufzten dreimalhunderttausend Unglückliche, vor Kälte und Hunger sterbend, in Paris allein, wo man unter dem Vorwand, keine Stadt enthalte mehr Reiche, nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um es zu verhindern, daß die Armen durch die Kälte und die Noth umkämen.

Seit vier Monaten trieb ein eherner Himmel die Unglücklichen der Dörfer in die Städte, wie gewöhnlich der Winter die Wölfe aus den Wäldern in die Dörfer treibt.

Kein Brod mehr, kein Holz mehr.

Kein Brod mehr für die Menschen, welche die Kälte auszustehen hatten, kein Holz mehr, um Brod zu backen.

Alle Vorräthe, die eingebracht worden waren, hatte Paris in einem Monat aufgezehrt; der Prevot der Handelsleute, ein unvorsichtiger und unfähiger Mann, wußte nicht nach Paris, das seiner Fürsorge anvertraut war, zweimalhunderttausend in einem Umkreise von zehn Meilen um die Hauptstadt verfügbare Klafter Holz hereinzuschaffen.

Zur Entschuldigung gab er an:

Wenn es gefror, das Eis, das die Pferde zu

Digitized by Google

gehen verhindere; wenn es aufthaute, die Unzulänglichkeit der Wagen und Pferde.

Ludwig XVI., stets gut, stets menschenfreundlich, stets zuerst berührt von den physischen Bedürfnissen des Volkes, dessen sociale Bedürfnisse ihm eher entgingen, fing damit an, daß er zweimalhunderttausend Livres zum Miethen von Wagen und Pferden anwies; dann nahm er die einen und die andern zwangsweise in Requisition.

Der Verbrauch fuhr indessen fort das Ankommende wegzuraffen. Man mußte die Käufer tariren. Niemand war berechtigt, vom allgemeinen Holzhof Anfangs mehr als eine Fuhre, dann mehr als eine halbe Fuhre wegzunehmen. Man sah nun den Schweif der Käufer vor dem Thor der Holzhöfe sich verlängern, wie er sich später vor der Thür der Bäcker verlängern sollte.

Der König gab alles Geld seiner Cassette in Almosen aus. Er erhob drei Millionen von den Einnahmen des Octrois, und verwendete diese drei Millionen auf die Erleichterung der Unglücklichen, wobei er erklärte, jeder Drang müsse weichen und schweigen vor dem Drang der Kälte und des Hungers.

Die Königin gab ihrerseits fünfhundert Louisd'or von ihren Ersparnissen. Man verwandelte in Zufluchtsstätten die Klöster, die Hospitäler, die öffentlichen Bauten, und jeder Thorweg öffnete sich auf den Befehl seiner Gebieter, nach dem Beispiel von denen der königlichen Schlösser, um in die Höfe der Hotels den Armen, die sich um ein großes Feuer kauerten, Zugang zu gewähren.

Man hoffte so das gute Thauwetter zu erreichen.

Doch der Himmel war unbeugsam! Jeden Abend breitete sich ein kupferrother Schleier über dem Firmament aus; das Gestirn glänzte trocken und kalt, wie das Feuer einer Pechpfanne bei einer Beerdigung und das nächtliche Gefrieren verdichtete abermals in einen Demantsee den bleichen Schnee, den die Mittagssonne ein wenig flüssig gemacht hatte.

Digitized by Google

Am Tage häuften Tausende von Arbeitern, die Hacke und die Schaufel in der Hand, den Schnee und das Eis längs den Häusern auf, so daß ein doppelter, dichter, feuchter Wall die Hälfte der, der Mehrzahl nach schon zu engen, Straßen versperrte. Gewichtige Wagen mit glitschenden Rädern, wankende, jeden Augenblick niederstürzende Pferde, zogen diese eisigen Mauern den Vorübergehenden zurück, der der dreifachen Gefahr des Fallens, des Zusammenstoßens und des Einstürzens ausgesetzt war.

Bald wurden die Schnee- und Eishaufen so groß, daß die Buden dadurch maskirt, die Durchgänge verstopft waren, und daß man darauf verzichten mußte, das Eis wegzunehmen, da die Kräfte und Mittel der Fuhren nicht mehr genügten.

Das ohnmächtige Paris erklärte sich für besiegt und ließ den Winter gewähren. So vergingen December, Januar, Februar und März; zuweilen verwandelte ein Thauwetter von zwei bis drei Tagen ganz Paris, dem es an Gossen und Abhängen gebrach, in einen Ocean.

In solchen Augenblicken konnte man sich nur schwimmend durch gewisse Straßen durcharbeiten. Pferde verloren sich und ertranken. Die Carrossen wagten sich nicht mehr hinein; sie hätten sich in Schiffe verwandelt.

Seinem Charakter getreu, machte Paris Lieder auf den Tod durch das Thauwetter, wie es Lieder über den Tod durch den Hunger gemacht hatte. Man ging in Procession nach den Hallen, um die Fischerweiber ihre Waaren verkaufen und ihren Kunden mit ungeheueren ledernen Stiefeln nachlaufen zu sehen, wobei sie Hosen in den Stiefeln und die Röcke bis zum Gürtel aufgeschlagen hatten; Alles lachend, gesticulirend und sich einander in dem Sumpf, den sie bewohnten, mit Koth bespritzend; da aber das Thauwetter ephemer war, da das Eis undurchsichtiger und hartnäckiger folgte, da die Seen vom vorhergehenden Tag am andern Tag schlüpfriger Krystall wurden, so ersetzten Schlitten die Wagen und fuhren, angetrieben von Schlittschuhläufern oder

Digitized by Google

gezogen von scharf beschlagenen Pferden, auf den Chaussee der in glatte Spiegel verwandelten Straßen. Die Seine war, mehrere Fuß tief gefroren, der Sammelplatz der Müßiggänger geworden, die sich im Rennen, im Niederfallen durch Ausglitschen, im Schlittschuhlaufen, kurz in Spielen aller Art übten, und durch diese Gymnastik erwärmt, so bald die Müdigkeit sie zur Ruhe zwang, zum nächsten Feuer liefen, um den Schweiß am Gefrieren auf ihren Gliedern zu verhindern.

Man sah den Augenblick vorher, wo, da die Communication zu Wasser unterbrochen, da die Communication zu Lande unmöglich geworden, die Lebensmittel nicht mehr ankommen würden und Paris, dieser riesige Körper, in Ermangelung von Nahrung unterliegen müßte, wie jene Cetaceen, die, nachdem sie ihre Cantone entvölkert, in den Polareisen eingeschlossen bleiben und an Entkräftung sterben, weil es ihnen nicht möglich gewesen ist, wie die kleinen Fische, ihre Beute, durch die Spalten zu entkommen und gemäßigtere Zonen, fruchtbarere Wasser zu erreichen.

Der König versammelte in dieser verzweiflungsvollen Lage seinen Rath. Er beschloß darin, aus Paris zu verbannen, das heißt, sie zu bitten, nach ihren Provinzen zurückzukehren: die Bischöfe, die Aebte, die Mönche, die sich gar zu wenig um ihre Residenz bekümmerten; die Gouverneurs, die Intendanten der Provinzen, die aus Paris ihren Gouvernementssitz gemacht hatten; die Magistrate endlich, welche die Oper und die Gesellschaft ihren mit Lilien verzierten Amtsstühlen vorzogen.

Alle diese Leute machten merklich großen Aufwand an Holz in ihren reichen Hotels, alle diese Leute verbrauchten viele Lebensmittel in ihren ungeheuren Küchen.

Man sollte auch noch alle adeligen Gutsbesitzer der Provinzen auffordern, sich in ihre Schlösser einzusperren. Aber Herr Lenoir, der Polizeilieutenant, bemerkte dem König: da alle diese Leute nicht schuldig seien, so könne

Digitized by Google

man sie nicht zwingen, Paris von einem Tag auf den andern zu verlassen; sie würden daher, um sich zu entfernen, mit einer Langsamkeit zu Werke gehen, welche theils dem bösen Willen, theils der Schwierigkeit der Wege zuzuschreiben, und so müßte das Thauwetter eintreten, ehe man den Vortheil der Maßregel erlangt hätte, indeß alle möglichen Unannehmlichkeiten daraus hervorgegangen wären.

Das Mitleid des Königs, das die Kassen trocken legte, die Barmherzigkeit der Königin, die ihre Sparbüchse erschöpfte, hatten die sinnreiche Dankbarkeit des Volkes erregt, das durch ephemere Monumente das Andenken an die Wohlthaten heiligte, die Ludwig XVI. und die Königin den Dürftigen hatten zufließen lassen. Wie einst die Soldaten dem siegreichen Feldherrn Trophäen mit den Waffen des Feindes errichteten, von dem sie der Feldherr befreit hatte, so errichteten die Pariser auf dem Schlachtfeld selbst, auf dem sie gegen den Feind kämpften, dem König und der Königin Obelisken von Schnee und Eis. Jeder trug dazu bei, der Tagelöhner gab seine Arme, der Handwerker seine Industrie, der Künstler sein Talent, und die Obelisken erstanden zierlich, kühn und solid an jeder Ecke der Hauptstraßen, und der arme Schriftsteller, den die Wohlthat des Königs in seiner Mansarde aufgesucht hatte, brachte die Opfergabe einer mehr noch durch das Herz als durch den Geist abgefaßten Inschrift herbei.

Am Ende des März trat das Thauwetter ein, aber ungleichmäßig, unvollständig, mit Wiederholungen des Gefrierens, welche die Noth, den Schmerz und den Hunger bei der Pariser Bevölkerung vermehrten, während sie zugleich die Schneemonumente aufrecht und fest erhielten.

Nie war das Elend so groß gewesen als in dieser letzten Periode; Zwischenerscheinungen einer schon lauen Sonne ließen die Nächte des Frostes und des Nordostwinds noch kälter erscheinen; die großen Eislagen waren geschmolzen und in die Seine abgelaufen, welche

Digitized by Google

an allen Theilen austrat. Doch in den ersten Tagen des April zeigte sich eine von den Erneuerungen der Kälte, von denen wir gesprochen; die Obeliske, an denen schon jener Schweiß herabgelaufen war, der ihren Tod weissagt, die Obeliske befestigten sich, halb geschmolzen, abermals ungestalt und vermindert; eine schöne Schneelage bedeckte die Boulevards und die Quais, und man sah wieder die Schlitten mit ihren muntern Rossen erscheinen. Das war herrlich auf den Boulevards und den Quais. Doch in den Straßen wurden die Kutschen und Cabriolets der Schrecken der Fußgänger, die sie nicht kommen hörten, die ihnen häufig durch die Eismauern verhindert, nicht ausweichen konnten, die endlich am häufigsten unter die Räder fielen, wenn sie fliehen wollten.

In wenigen Tagen bedeckte sich Paris mit Verwundeten und Sterbenden. Hier ein Bein gebrochen durch einen Fall auf dem Glatteis, dort eine Brust eingedrückt durch die Gabeldeichsel eines Cabriolets, das in seinem raschen Laufe, fortgerissen auf dem Eise, nicht hatte anhalten können. Da fing die Polizei an, sich damit zu beschäftigen, daß sie vor den Rädern Diejenigen bewahrte, welche der Kälte, dem Hunger oder den Ueberschwemmungen entgangen waren. Man ließ die Reichen, welche die Armen zermalmten, Bußen bezahlen. In jener Zeit, dem Reiche der Aristokratie, gab es sogar Aristokratie in der Art, die Pferde zu führen; ein Prinz von Geblüt fuhr mit verhängten Zügeln, und ohne: Aufgepaßt! zu rufen; ein Herzog und Pair, ein Edelmann und eine Tänzerin der Oper in gestrecktem Trab; ein Präsident und ein Banquier im Trab; ein Petitmaitre in seinem Cabriolet führte sich selbst wie auf der Jagd, und der Jockey, der hinten obenstand, rief: „Aufgepaßt!“ wenn der Herr einen Unglücklichen angehakt oder niedergeworfen hatte.

Und dann raffte sich auf, wer konnte, wie Mercier sagt; insofern aber der Pariser die schönen Schlitten mit Schwanenhals auf dem Boulevard hineilen sah,

Digitized by Google

insofern er in ihren Marder- oder Zobelpelzen die Damen des Hofes bewunderte, welche wie Meteore auf des Eises glänzenden Furchen fortgezogen wurden, insofern die goldenen Schellen, die Purpurgarne und die Federbüsche der Pferde, die am Wege von allen diesen schönen Dingen staffelförmig aufgestellten Kinder belustigten, vergaß der Pariser Bürger die Sorglosigkeit der Polizeileute und die Brutalitäten der Kutscher, während der Arme seinerseits, wenigstens für einen Augenblick, sein Elend vergaß, denn in jener Zeit war er noch gewohnt, von den reichen Leuten oder von denen, die dieß zu sein sich den Anschein gaben, patronirt zu werden.

Unter den von uns mitgetheilten Umständen sah man acht Tage nach dem Mittagsmahle des Herrn von Richelieu zu Versailles, in Paris bei einer schönen, aber kalten Sonne vier elegante Schlitten hereinfahren, welche über den verhärteten Schnee hinglitten, der den Cours-la-Reine und das Ende der Boulevards von den Champs-Elisées an bedeckte. Außerhalb Paris kann der Schnee lange seine jungfräuliche Weiße bewahren, da die Füße des Wanderers selten sind. In Paris dagegen berauben hunderttausend Füße im Tag rasch, indem sie ihn schwärzen, den glänzenden Mantel des Winters seiner Jungfräulichkeit.

Die Schlitten, welche dumpf über die Straße hinglitten, hielten zuerst auf dem Boulevard an, das heißt, sobald der Koth auf den Schnee folgte. Die Sonne des Tages hatte in der That die Athmosphäre erweicht, und das augenblickliche Aufthauen begann; wir sagen augenblicklich, denn die Reinheit der Luft verhieß für die Nacht jenen eisigen Nordostwind, der im April die ersten Blätter und die ersten Blüthen versengt.

In dem Schlitten, der voran fuhr, befanden sich zwei Männer, in den weiten braunen Reiserock von Tuch mit zwei Kragen gekleidet; der einzige Unterschied, den man unter ihren Kleidern bemerkte, war der, daß

Digitized by Google

der eine Knöpfe und Galonen von Gold und der andere Galonen und Knöpfe von Seide hatte.

Diese zwei Männer, gezogen von einem Rappen, dessen Nüstern einen dichten Rauch ausströmten, fuhren vor einem andern Schlitten, auf den sie von Zeit zu Zeit ihre Blicke warfen, als überwachten sie ihn.

In diesem zweiten Schlitten saßen zwei Frauen, so gut in Pelze eingehüllt, daß Niemand ihre Gesichter hätte sehen können. Man dürfte sogar beifügen, es wäre schwierig gewesen, zu sagen, welchem Geschlechte diese zwei Personen angehörten, hätte man sie nicht an der Höhe ihres Kopfputzes erkannt, auf dessen Gipfel ein kleiner Hut seine Federn schüttelte.

Von dem kolossalen Gebäude dieses mit geflochtenen Bändern durchwirkten Kopfputzes fiel eine Wolke von weißem Puder hinab, wie im Winter eine Wolke von Rauhreif von den Zweigen herabfällt, die der Nordost schüttelt.

Diese zwei Damen, welche so nahe beisammen saßen, daß sich ihr Sitz gleichsam vereinigte, unterhielten sich mit einander, ohne auf die zahlreichen Zuschauer Achtung zu geben, die sie auf dem Boulevard vorüberfahren sahen.

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß sie nach kurzem Zögern weiter gefahren waren.

Die Eine von ihnen, die größere und majestätischere, drückte an ihre Lippen ein Sacktuch von feinem gesticktem Batist und hielt den Kopf gerade und fest trotz des Nordosts, der den Schlitten in seinem raschen Laufe durchschnitt. Es hatte fünf Uhr auf der Kirche Sainte-Croix-d'Antin geschlagen, und die Nacht fing an sich auf Paris herabzusenken, und mit der Nacht die Kälte.

In diesem Augenblick hatten die Equipagen ungefähr die Porte Saint-Denis erreicht.

Die Dame vom Schlitten, dieselbe, welche ein Sacktuch vor den Mund hielt, machte den zwei Männern der Vorhut, die sich, den Gang des Rappen beschleunigend, weiter vom Schlitten der zwei Damen

Digitized by Google

entfernten, ein Zeichen. Dann wandte sich dieselbe Dame gegen die Nachhut um, welche aus zwei andern Schlitten, jeder geführt von einem Kutscher ohne Livree, bestand, und ihrerseits dem Zeichen gehorchend, das sie verstanden hatten, verschwanden die zwei Kutscher in der Rue Saint-Denis, in deren Tiefe sie sich verloren.

Der Schlitten der zwei Männer gewann, wie gesagt, einen bedeutenden Vorsprung vor den zwei Frauen und verschwand am Ende in den ersten Nebeln des Abends.

Als der zweite Schlitten auf das Boulevard de Menilmontant kam, hielt er an; hier waren die Spaziergänger selten, die Nacht hatte sie zerstreut; überdieß wagten sich in dieses abgelegene Quartier wenige Bürger ohne Stocklaternen und ohne Geleite, seitdem der Winter die Zähne von drei- bis viertausend Bettlern geschärft hatte, welche ganz sachte in Diebe verwandelt worden waren.

Die Dame, die wir schon als Befehle ertheilend bezeichnet haben, berührte mit der Fingerspitze die Schulter des Kutschers, der den Schlitten führte.

Der Schlitten hielt an.

„Weber," sagte sie, „wie viel braucht Ihr Zeit, um das Euch bekannte Cabriolet zu bringen?"

„Madame nimmt das Cabriolet?" fragte der Kutscher mit einem scharfen deutschen Accent.

„Ja, ich werde durch die Straßen zurückkommen, um die Feuer zu sehen. Die Straßen sind aber noch kothiger, als die Boulevards, und man würde schlecht im Schlitten fahren. Und dann habe ich ein wenig kalt bekommen; Sie auch, nicht wahr, Kleine?" sagte die Dame, sich an ihre Begleiterin wendend.

„Ja, Madame," antwortete diese.

„Ihr hört also, Weber, oder Ihr wißt, mit dem Cabriolet?"

„Gut, Madame."

„Wie viel Zeit braucht Ihr?"

„Eine halbe Stunde."

Digitized by Google

„Es ist gut. Schauen Sie auf Ihre Uhr, Kleine.“

Die jüngere von den zwei Damen suchte in ihrem Pelz und schaute dann auf ihrer Uhr mit großer Schwierigkeit nach der Stunde, denn die Nacht verfinsterte sich, wie gesagt, immer mehr.

„Drei Viertel auf sechs Uhr,“ antwortete sie.

„Um drei Viertel auf sieben Uhr also, Weber.“

Und, nachdem sie diese Worte gesagt, sprang die Dame leicht aus dem Schlitten, gab ihrer Freundin die Hand und fing an, sich zu entfernen, während der Kutscher mit Geberden ehrfurchtsvoller Verzweiflung laut genug, um von seiner Gebieterin gehört zu werden, murmelte:

„Unklugheit, oh! mein Gott, welche Unklugheit!“

Die zwei Frauen lachten, hüllten sich in ihre Pelze, deren Kragen bis zur Höhe ihrer Ohren gingen, und durchschritten die Gegenallee des Boulevard, wobei sie sich damit belustigten, daß sie den Schnee unter ihren kleinen, mit Pelzstiefelchen bekleideten Füßen krachen ließen.

„Sie, die Sie gute Augen haben, Andrée,“ sagte diejenige von den Damen, welche die ältere zu sein schien, und dennoch nicht über dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen mochte, „suchen Sie doch an dieser Ecke den Namen der Straße zu lesen.“

„Rue du Pont-aux-Choux, Madame,“ antwortete die junge Frau lachend.

„Welche Straße ist das? Rue du Pont-aux-Choux? Oh! mein Gott! wir sind verloren. Rue du Pont-aux-Choux! Man sagte mir, die zweite Straße rechts. Aber Andrée, wie es hier so gut nach heißem Brod riecht!“

„Das ist kein Wunder, wir sind hier vor der Thüre eines Bäckers,“ erwiederte ihre Begleiterin.

„Nun wohl, fragen wir, wo die Rue Saint-Claude ist.“

Und diejenige, welche gesprochen, machte eine Bewegung nach der Thüre.

Digitized by Google

„Oh! gehen Sie nicht hinein," sagte rasch die andere Frau, „lassen Sie mich."

„Die Rue Saint-Claude, meine niedlichen Damen," sprach eine muntere Stimme, „Sie wollen wissen, wo die Rue Saint-Claude ist?"

Die zwei Damen wandten sich zu gleicher Zeit und mit einer einzigen Bewegung in der Richtung der Stimme um und erblickten an der Thür des Bäckers lehnend einen Gesellen, der nur in seine Jacke gehüllt war und, trotz der eisigen Kälte, welche eben herrschte, eine entblößte Brust und entblößte Beine hatte.

„Oh! ein nackter Mensch!" rief die jüngere von den beiden Frauen. „Sind wir denn in Oceanien?"

Und sie machte einen Schritt rückwärts und verbarg sich hinter ihrer Gefährtin.

„Sie suchen die Rue Saint-Claude?" fuhr der Bäckergeselle fort, der die Bewegung nicht begriff, welche die jüngere von den zwei Damen gemacht hatte, und an seine Tracht gewöhnt, dieser entfernt nicht die Centrifugalkraft, deren Resultat wir gesehen, zuschrieb.

„Ja, mein Freund, die Rue Saint-Claude," antwortete die ältere von den zwei Frauen, welche selbst eine starke Lachlust bewältigte.

„Oh! die ist nicht schwer zu finden, und überdieß will ich Sie führen," sagte der heitere bemehlte Junge, und die That mit dem Worte verbindend, fing er an, seine mageren Beine zu öffnen, an deren Ende zwei Schlappen, so weit wie Schiffe, hingen.

„Nein, nein!" versetzte die ältere von den beiden Frauen, welche ohne Zweifel nicht gern mit einem solchen Führer getroffen werden wollte; „bezeichnen Sie uns nur die Straße, ohne sich zu bemühen, und wir werden Ihrer Andeutung folgen."

„Die erste Straße rechts, Madame," erwiederte der Führer, indem er sich bescheiden zurückzog.

„Ich danke," sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

Und sie enteilten, ihr Gelächter unter ihren Aermeln erstickend, in der bezeichneten Richtung.

Digitized by Google

II.

Das Innere eines Hauses.

Wenn wir nicht viel auf das Gedächtniß unseres Lesers gerechnet haben, dürfen wir hoffen, daß er schon diese Rue Saint-Claude kennt, welche östlich an das Boulevard, westlich an die Rue Saint-Louis stößt: er hat in der That mehr als eine von den Personen, welche in dieser Geschichte eine Rolle gespielt oder spielen werden, sie zu einer andern Zeit durchlaufen sehen, nämlich zur Zeit, da der große Physiker Joseph Balsamo mit seiner Sibylle Lorenza und seinem Lehrer Althotas hier wohnte.

Im Jahre 1784, wie im Jahre 1770, in welcher Epoche wir zum ersten Mal unsere Leser dahin führten, war die Rue Saint-Claude eine gute, ehrliche Straße, nicht sehr hell, das ist wahr, nicht sehr reinlich, das ist auch wahr, wenig besucht, wenig mit Bauten geschmückt, wenig bekannt. Doch sie hatte ihren heiligen Namen und ihren Rang als Straße des Marais, und und als solche beherbergte sie in den drei bis vier Häusern, die ihren Effectivstand bildeten, mehrere arme Rentiers, mehrere arme Handelsleute und mehrere auf den Etats des Kirchspiels vergessene neue Arme.

Außer diesen drei bis vier Häusern gab es wohl noch an der Ecke des Boulevards ein Hotel von großartigem Aussehen, mit dem sich die Rue Saint-Claude als mit einem aristokratischen Gebäude hätte brüsten können. Aber dieses Gebäude, dessen hohe Fenster, über der Mauer des Hofes, an einem Festtage allein mit dem Wiederschein seiner Candelaber und seiner Kronleuchter erhellt hätten, dieses Gebäude, sagen wir, war das schwärzeste, stummste und verschlossenste von allen Häusern des Quartiers.

Die Thüre öffnete sich nie; die mit ledernen Polstern verstopften Fenster hatten auf jedem Blatte der

Digitized by Google

Jalouſien, auf jeder Leiſte der Laden eine Staublage, von der Phyſiologen und Geologen behauptet hätten, ſie gehe auf zehn Jahre zurück.

Zuweilen näherte ſich ein Müßiger, der gerade vorüberging, ein Neugieriger oder ein Nachbar dem Thorweg und betrachtete durch das weite Schloß das Innere des Gebäudes.

Da erblickte er nichts als Grasbüſchel zwiſchen den Pflaſterſteinen, Schimmel und Moos auf den Platten. Zuweilen durchſchritt eine ungeheure Ratte, die ſouveraine Gebieterin dieſer verlaſſenen Domaine, ruhig den Hof und verſenkte ſich in den Keller, eine ſehr überflüſſige Beſcheidenheit, da ſie zu ihrer unumſchränkten Verfügung ſo bequeme Salons und Cabinets hatte, wo ſie die Katzen nicht beunruhigen konnten.

War es ein Vorübergehender oder ein Neugieriger, ſo ſetzte er, nachdem er die Einſamkeit dieſes Gebäudes ſich gegenüber beſtätigt, ſeine Wanderung fort; war es aber ein Nachbar, ſo blieb er, da er ein viel größeres Intereſſe bei dem Hotel hatte, beinahe immer lange genug auf ſeinem Beobachtungspoſten, daß ein anderer Nachbar, durch eine ähnliche Neugierde angelockt, ſich neben ihn ſtellte, und dann knüpfte ſich ein Geſpräch an, deſſen Hauptinhalt, wenn auch nicht die Details, wir mit ziemlicher Sicherheit angeben können.

„Nachbar," ſagte derjenige, welcher nicht hineinſchaute, zu dem, welcher hineinſchaute, „was ſehen Sie denn in dem Hauſe des Herrn Grafen von Balſamo?"

„Nachbar," antwortete derjenige, welcher hineinſchaute, dem, welcher nicht hineinſchaute, „ich ſehe die Ratte."

„Ah! wollen Sie erlauben," ſagte der zweite Neugierige.

Und er ſtellte ſich ebenfalls an das Schlüſſelloch.

„Sehen Sie ſie?" fragte der des Beſitzes Verluſtige den im Beſitz Befindlichen.

„Ja," antwortete dieſer, „ich ſehe ſie. Ah! mein Herr, ſie iſt fett geworden."

Digitized by Google

„Sie glauben?“

„Ja, ich bin dessen sicher.“

„Ich glaube wohl, nichts stört sie.“

„Und es müssen, was man auch sagen mag, sicherlich noch gute Brocken in dem Hause übrig sein.“

„Gute Brocken, sagen Sie?“

„Ah! gewiß. Herr von Balsamo ist zu bald verschwunden, um nicht etwas vergessen zu haben.“

„Ei! Nachbar, was soll man vergessen, wenn ein Haus halb verbrannt ist?“

„Sie können im Ganzen Recht haben, Nachbar.“

Und nachdem man die Ratte noch einmal angeschaut, trennte man sich, erschrocken darüber, daß man so viel über einen so geheimnißvollen und zarten Gegenstand gesagt hatte.

Seit dem Brand dieses Hauses oder eines Theils vom Hause war Balsamo wirklich verschwunden, keine Wiedererscheinung hatte stattgefunden und das Hotel war verlassen geblieben.

Lassen wir es ganz düster und ganz feucht mit seinen schneebedeckten Terrassen und seinem von den Flammen ausgezackten Dach wiedererstehen, dieses alte Hotel, an dem wir nicht vorübergehen wollen, ohne uns dabei wie bei einem alten Bekannten aufzuhalten; dann betrachten wir, während wir die Straßen durchschreiten, um von links nach rechts zu gehen, an ein durch eine große Mauer geschlossenes Gärtchen anstoßend, ein schmales, hohes Haus, das sich, einem langen weißen Thurm ähnlich, von dem blaugrauen Grund des Himmels abhebt.

Auf dem First dieses Hauses ragt ein Kamin wie ein Blitzableiter empor, und gerade im Zenith dieses Kamins wirbelt und funkelt ein glänzender Stern.

Der letzte Stock des Hauses würde sich unbemerkt im Raume verlieren, ohne einen Lichtstrahl, der zwei Fenster von dreien röthet, welche die Façade bilden.

Die anderen Stockwerke sind düster und traurig. Schlafen die Miethsleute schon? sparen sie unter ihren

Digitized by Google

Decken sowohl die theuren Lichter, als das in diesem Jahre so seltene Holz? So viel ist gewiß, daß die vier Stockwerke kein Lebenszeichen von sich geben, während der fünfte nicht nur lebt, sondern sogar mit einer gewissen Affectation strahlt.

Klopfen wir an die Thüre; steigen wir die finstere Treppe hinauf; sie endigt bei diesem fünften Stock, wo wir zu thun haben. Eine einfache an die Mauer angelehnte Leiter führt zum obersten Stockwerk.

Ein Rehfuß hängt an der Thüre; eine Strohmatte und eine hölzerne Schale zieren die Treppe.

Sobald die erste Thüre geöffnet ist, treten wir in eine dunkle, kahle Stube ein; es ist diejenige, deren Fenster nicht erleuchtet ist. Diese Stube dient als Vorzimmer und führt in eine andere, deren Ausstattung und Einzelheiten unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.

Platten statt eines getäfelten Fußbodens, plump angemalte Thüren, drei Lehnstühle von weißem Holz mit gelbem Sammet überzogen, ein armseliges Sopha, dessen Kissen unter den Falten die Spuren einer durch das Alter erzeugten Abmagerung tragen.

Zwei an der Wand hängende Portraits ziehen sogleich die Blicke auf sich. Ein Licht und eine Lampe, von denen das eine auf einem dreifüßigen Tischchen, die andere auf dem Kamin steht, verbinden ihre Feuer so, daß sie aus diesen zwei Portraits zwei Lichtbrennpunkte machen.

Mit dem Toquet auf dem Kopfe, mit dem langen, bleichen Gesicht, dem matten Auge, der Krause am Hals empfiehlt sich das erstere von den Portraits durch seine Kundbarkeit; es ist das heroisch ähnliche Bildniß von Heinrich III., König von Frankreich und Polen.

Unten liest man eine Inschrift mit schwarzen Buchstaben auf eine schlecht vergoldete Rahme gezeichnet:

Henry de Valois.

Digitized by Google

Das zweite Portrait, das in neuerer Zeit vergoldet worden und ebenso frisch in seinen Malereien erscheint, als das andere gealtert ist, stellt eine junge Frau mit schwarzem Auge, feiner, gerader Nase, hervorspringenden Backenknochen und behutsamem Mund vor. Ihr Kopf ist geschmückt oder vielmehr schwer bedrückt von einem Gebäude von Haaren und seidenen Bändern, neben dem das Toquet von Heinrich III. das Verhältniß eines Maulwurfshaufens gegen eine Pyramide annimmt.

Unter diesem Portrait liest man ebenfalls in schwarzen Buchstaben:

Jeanne de Valois.

Und wenn man, nachdem man den erloschenen Heerd, die armseligen Vorhänge von baumwollenem Zeug des mit vergelbtem grünem Damast bedeckten Bettes betrachtet hat, wissen will, welche Beziehung diese Portraits zu den Bewohnern des fünften Stockes haben, so braucht man sich nur zu einem kleinen eichenen Tisch umzuwenden, auf welchem eine einfach gekleidete Frau, die sich mit dem linken Ellenbogen auflehnt, mehrere versiegelte Briefe übersieht und die Adressen derselben controlirt.

Diese junge Frau ist das Original des Portraits.

Drei Schritte von ihr, in einer halb neugierigen, halb ehrerbietigen Haltung, gekleidet wie eine Duenna von Greuze, wartet und schaut eine kleine alte Kammerfrau von sechzig Jahren.

„Jeanne von Valois," sagte die Inschrift.

Doch wenn diese Dame eine Valois war, wie ertrug Heinrich III., der syberitische König, der Wollüstling, selbst nur im Gemälde, das Schauspiel eines solchen Elends, wenn es sich nicht nur um eine Person seines Geschlechts, sondern auch um seinen Namen handelte.

Die Dame vom fünften Stock strafte übrigens den Ursprung, den sie sich gab, persönlich durchaus nicht Lügen.

Digitized by Google

Sie hatte weiße, zarte Hände, die sie von Zeit zu Zeit unter ihren gekreuzten Armen erwärmte. Sie hatte einen kleinen, feinen, schmalen Fuß, bekleidet mit einem Pantoffel von noch zierlichem Sammet, den sie auch dadurch zu erwärmen suchte, daß sie damit auf den Boden schlug, der so glänzend und kalt wie das Eis, das Paris bedeckte."

Wenn dann der Nordost unter den Thüren und durch die Spalten der Fenster pfiff, schüttelte die Zofe traurig die Schultern und schaute den Kamin ohne Feuer an.

Was die Dame, die Herrin der Wohnung, betrifft, so zählte sie fortwährend die Briefe und las die Adressen.

Immer nachdem sie eine Adresse gelesen, machte sie eine Bewegung.

„Frau von Misery," murmelte sie, „erste Staatsdame Ihrer Majestät. Hier darf ich nur sechs Louisd'or rechnen, denn man hat mir schon gegeben."

Und sie stieß einen Seufzer aus.

„Madame Patrix, erste Kammerfrau Ihrer Majestät, zwei Louisd'or.

„Herr d'Ormesson, eine Audienz.

„Herr von Calonne, einen Rath.

„Herr von Rohan, einen Besuch, und wir werden darauf bedacht sein, daß er ihn uns erwiedert," sagte lächelnd die junge Frau.

„Wir haben also von jetzt bis in acht Tagen nur acht Louisd'or sicher," fuhr sie mit demselben singenden Tone fort.

Und sie richtete den Kopf auf und sagte:

„Frau Clotilde, putzen Sie doch das Licht."

Die Alte gehorchte und setzte sich wieder ernst und aufmerksam an ihren Platz.

Diese Art von Inquisition, deren Gegenstand sie war, schien die junge Frau zu ermüden.

„Meine Liebe," sagte sie, „suchen Sie doch, ob nicht ein Stümpfchen von einer Wachskerze übrig ist. Ich hasse es, Talglichter zu brennen."

Digitized by Google

„Es ist keines mehr vorhanden," erwiederte die Alte.

„Sehen Sie immerhin nach."

„Wo denn?"

„Im Vorzimmer."

„Es ist dort sehr kalt."

„Ah! hören Sie, man läutet eben," sagte die junge Frau.

„Madame täuscht sich," erwiederte die alte Hartnäckige.

„Ich glaube es, Frau Clotilde."

Und da sie sah, daß die Alte widerstand, gab sie nach, leicht murrend jedoch, wie es die Personen thun, welche aus irgend einer Ursache Geringeren Rechte über sich eingeräumt haben, welche ihnen nicht mehr gehören sollten.

Dann setzte sie ihre Berechnung fort.

„Acht Louisd'or, von denen ich drei für Quartier schuldig bin."

Sie nahm die Feder und schrieb.

„Drei Louisd'or. Fünf Herrn von La Mothe versprochen, um ihm den Aufenthalt in Bar-sur-Aube erträglich zu machen . . . Armer Teufel! unsere Heirath hat ihn nicht bereichert; doch Geduld!"

Und sie lächelte abermals, doch indem sie sich dießmal in einem Spiegel betrachtete, der zwischen den zwei Portraits angebracht war.

„Nun," sprach sie weiter, „Fahrten von Versailles nach Paris und von Paris nach Versailles. Fahrten einen Louisd'or."

Und sie schrieb diese neue Zahl zu der Colonne der Ausgaben.

„Nun Lebensunterhalt für acht Tage, einen Louisd'or."

Sie schrieb abermals.

„Toilette, Fiacres, Geschenke an die Portiers der Häuser, wo ich sollicitire: vier Louisd'or. Ist das wohl Alles? addiren wir."

Digitized by Google

Doch mitten unter dem Addiren unterbrach sie sich und rief:

„Man läutet, sage ich Ihnen.“

„Nein, Madame,“ erwiederte die Alte wie erstarrt an ihrem Platze. „Es ist nicht hier, es ist unten im vierten.“

„Vier, sechs, elf, vierzehn Louisd'or: sechs weniger als ich brauche um eine Garderobe zu erneuern und dieses alte Thier zu bezahlen, um es entlassen zu können.“

Dann rief sie plötzlich voll Zorn:

„Ich sage Ihnen, man läutet, Unglückliche.“

Dießmal, man muß es gestehen, hätte sich das ungelehrigste Ohr nicht weigern können, den Ruf von Außen zu verstehen: kräftig gezogen bebte die Klingel in ihrer Ecke und vibrirte so lange, daß der Schläger wenigstens ein dutzendmal an die Wände der Glocke anschlug.

Bei diesem Geräusch und während die Alte, endlich erweckt, nach dem Vorzimmer lief, raffte ihre Gebieterin, behende wie ein Eichhörnchen, die auf dem Tische zerstreuten Briefe und Papiere zusammen, warf das Ganze in eine Schublade und setzte sich nach einem raschen Blick im Zimmer umher, um sich zu versichern, daß hier Alles in Ordnung, auf das Sopha, wo sie die demüthige und traurige Haltung einer leidenden, aber in ihr Schicksal ergebenen Person annahm.

Nur, bemerken wir dieß sogleich, ruhten die Glieder allein. Thätig, unruhig, wachsam befragte das Auge den Spiegel, in dem die Eingangsthüre sichtbar war, während das lauschende Ohr den geringsten Ton aufzufassen sich bereit hielt.

Die Duenna öffnete die Thüre und man hörte ein paar Worte im Vorzimmer flüstern.

Dann fragte eine frische und liebliche, dabei aber sehr feste Stimme:

„Wohnt hier die Frau Gräfin La Mothe?“

Digitized by Google

„Die Frau Gräfin La Mothe Valois?“ wiederholte näselnd Clotilde.

„So ist es, meine gute Frau. Ist Frau von La Mothe zu Hause?“

„Ja, Madame, sie ist zu leidend, um auszugehen.“

Während dieses Gesprächs, von dem sie kein Wort verlor, schaute die angebliche Kranke in den Spiegel und sah, daß eine Frau Clotilde befragte, und daß diese Frau aller Wahrscheinlichkeit nach einer hohen Classe der Gesellschaft angehörte.

Sie verließ sogleich das Sopha und ging zum Lehnstuhl, um das Ehrenmeuble der Fremden zu überlassen,

Während sie diese Bewegung ausführte, konnte sie nicht bemerken, daß sich der weibliche Besuch auf dem Ruheplatz umgedreht hatte, und zu einer andern Person, welche im Schatten geblieben, sagte:

„Sie können eintreten, Madame, es ist hier.“

Die Thüre schloß sich wieder, und die zwei Frauen, die wir nach der Rue Saint-Claude haben fragen sehen, treten in die erste Stube der Gräfin von La Mothe Valois ein.

„Wen soll ich der Frau Gräfin melden?“ fragte Clotilde, indem sie neugierig, obgleich mit Respect, das Licht vor den Gesichtern der zwei Frauen hin- und herspazieren ließ.

„Melden Sie eine Dame vom Guten Werke,“ erwiederte die Aeltere.

„Von Paris?“

„Nein, von Versailles.“

Clotilde ging zu ihrer Gebieterin hinein, und die Fremden, die ihr folgten, befanden sich in dem Zimmer, das in dem Augenblick erleuchtet wurde, wo Jeanne von Valois sich mühsam von ihrem Stuhl erhob, um ihre zwei Gäste sehr höflich zu begrüßen.

Clotilde rückte die zwei anderen Stühle vor und zog sich dann in das Vorzimmer mit einer weisen Langsamkeit zurück, welche errathen ließ, sie würde vor der Thüre das Gespräch verfolgen, das statthaben sollte.

Digitized by Google

III.

Jeanne von La Mothe Valois.

Die erste Sorge von Jeanne von La Mothe, als sie schicklicher Weise die Augen aufschlagen konnte, war, zu sehen, mit welchen Gesichtern man es zu thun hatte.

Die ältere von den beiden Frauen mochte, wie gesagt, dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt sein, sie war von merkwürdiger Schönheit, obgleich eine über ihr ganzes Gesicht verbreitete Miene des Hochmuths natürlich ihrer Physiognomie einen Theil des Zaubers, den sie haben konnte, benehmen mußte. So urtheilte wenigstens Jeanne nach dem Wenigen, was sie von den Zügen des Besuches erblickte.

Einen der Lehnstühle dem Sopha vorziehend, hatte sie den Lichtstrahl, der aus der Lampe hervorsprang, dadurch von sich fern gehalten, daß sie in eine Ecke des Zimmers zurückwich, und über ihre Stirne die taffetne Kalesche ihres Mantels vorzog, wodurch ein Schatten auf ihr Gesicht geworfen wurde.

Doch die Haltung des Kopfes war so stolz, das Auge so lebhaft und so natürlich erweitert, daß man, wäre jede Einzelheit verschwunden, nach ihrem Gesammtmaße hätte erkennen müssen, die Dame sei von schöner Race und besonders von edler Race.

Ihre Gefährtin, minder schüchtern, scheinbar wenigstens, obgleich vier bis fünf Jahre jünger, verbarg ihre wirkliche Schönheit nicht.

Ein bewunderungswürdiges Gesicht hinsichtlich der Haut und der Farbe, ein Kopfputz, der die Schläfe entblößt ließ und das vollkommene Cirund der Maske hervorhob; zwei große blaue Augen, ruhig bis zur Heiterkeit, hellsehend bis zur Tiefe, ein Mund von einer lieblichen Zeichnung, dem die Natur die Offenherzigkeit, und die Erziehung und die Etiquette die Discretion gegeben hatten; eine Nase, welche, was

Digitized by Google

die Form betrifft, die der Venus von Medicis um nichts zu beneiden gehabt hätte; das ist es, was der rasche Blick von Jeanne auffaßte. Sodann konnte die Gräfin, noch zu andern Einzelheiten überschweifend, bei der jüngeren von den zwei Frauen wahrnehmen: eine Taille zarter und biegsamer als die ihrer Gefährtin, eine Brust breiter und von reicherer Rundung als die der älteren, eine Hand endlich eben so fleischig, als die der andern Dame nervig und fein war.

Jeanne von Valois machte alle diese Bemerkungen in einigen Secunden, das heißt, in weniger Zeit, als wir gebraucht haben, um sie hier zu bezeichnen.

Als sodann diese Wahrnehmungen gemacht waren, fragte sie sanft, welchem glücklichen Umstand sie den Besuch der Damen zu verdanken habe.

Die zwei Frauen schauten sich an und auf ein Zeichen der älteren sagte die jüngere:

„Madame, denn Sie sind, glaube ich, verheirathet?"

„Ich habe die Ehre, Madame, die Frau des Herrn Grafen von La Mothe, eines vortrefflichen Edelmanns, zu sein."

„Nun wohl, wir, Frau Gräfin, sind die Superiorinnen einer Stiftung zu guten Werken. Man hat uns hinsichtlich Ihrer Lage Dinge gesagt, die unsere Theilnahme erregen, und wir wollen dem zu Folge genauere Erkundigungen über Sie und über das, was Sie betrifft, einziehen."

Jeanne wartete einen Augenblick und sprach dann, als sie die Zurückhaltung der älteren Frau bemerkte:

„Meine Damen, Sie sehen hier das Portrait von Heinrich III., das heißt, des Bruders meines Ahnherrn; denn ich bin wirklich aus dem Blut der Valois, wie man Ihnen vielleicht gesagt hat."

Und sie wartete auf eine neue Frage, indem sie ihre Gäste mit einer Art von stolzer Demuth anschaute.

„Madame," sprach nun die ernste und zugleich sanfte Stimme der älteren von den zwei Frauen: „Madame,

Digitized by Google

ist es wahr, daß Ihre Frau Mutter Verwalterin eines Hauses genannt Fontette bei Bar-sur-Seine gewesen ist?"

Jeanne erröthete bei dieser Erinnerung, erwiederte aber sogleich, ohne sich stören zu lassen:

„Das ist Wahrheit, Madame, meine Mutter war Verwalterin eines Hauses, genannt Fontette."

„Ah!" machte die Andere.

„Und da Marie Joffel, meine Mutter, von seltener Schönheit war," fuhr Jeanne fort, „so verliebte sich mein Vater in sie und heirathete sie. Durch meinen Vater bin ich von edlem Geschlecht, Madame, mein Vater war ein Saint-Remy von Valois, ein unmittelbarer Abkömmling der Valois, welche regiert haben."

„Wie sind Sie aber zu diesem Grad von Armuth herabgesunken, Madame?" fragte die ältere von den zwei Frauen.

„Ach! das ist leicht zu begreifen."

„Ich höre."

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß nach der Thronbesteigung von Heinrich IV., durch den die Krone von Frankreich vom Hause der Valois auf das Haus der Bourbons überging, erstere Familie noch einige Sprößlinge hatte, welche allerdings dunkel, doch unbestreitbar von dem den vier Brüdern, welche alle vier ein so unseliges Ende nahmen, gemeinschaftlichen Geschlecht abstammten."

Die Damen machten ein Zeichen, das wie eine Beipflichtung gelten konnte.

Jeanne fuhr fort:

„Befürchtend, sie könnten, trotz ihrer Dunkelheit, die neue königliche Familie in Schatten stellen, vertauschten die Sprößlinge der Valois diesen ihren Namen mit dem Namen Remy, den sie einem Gute entlehnten, und man findet sie von Ludwig XIII. an unter diesem Namen in der Genealogie bis zum vorletzten Valois, meinem Großvater, der, da er die Monarchie befestigt und die ältere Linie vergessen sah, sich nicht länger eines ruhmwürdigen Namens, seiner einzigen

Digitized by Google

Apanage, berauben zu müssen glaubte. Er nahm also wieder den Namen Valois an und schleppte ihn im Schatten der Armuth in seiner Provinz fort, ohne daß es Jemand vom Hofe von Frankreich einfiel, es vegetire außerhalb des Strahlenkreises des Throns ein Abkömmling der älteren, wenn nicht glorreichsten, doch wenigstens unglücklichsten Könige der Monarchie."

Jeanne unterbrach sich bei diesen Worten.

Sie hatte einfach und mit einer Mäßigung, die man bemerkt, gesprochen.

„Sie haben ohne Zweifel Ihre Beweise in guter Ordnung?" fragte die ältere von den zwei Damen mit sanftem Tone, indem sie einen tiefen Blick auf diejenige heftete, welche sich die Abkömmlingin der Valois nannte.

„Ja, Madame," erwiederte diese mit einem bittern Lächeln, „die Beweise fehlen mir nicht. Mein Vater hatte sie machen lassen und hinterließ sie mir sterbend in Ermangelung einer andern Erbschaft. Doch wozu sollen die Beweise einer unnützen Wahrheit, oder einer Wahrheit, die Niemand anerkennen will, dienen?"

„Ihr Vater ist gestorben?" fragte die jüngere von den zwei Damen.

„Ach ja."

„In der Provinz?"

„Nein."

„In Paris also?"

„Ja."

„In dieser Wohnung?"

„Nein, Madame; mein Vater, Baron von Valois, ein Abkömmling des Bruders von Heinrich III., ist vor Armuth und Hunger gestorben."

„Unmöglich!" riefen die zwei Frauen gleichzeitig.

„Und nicht hier, nicht in diesem dürftigen Winkel, nicht auf seinem armseligen Bett! Nein, mein Vater ist an der Seite der Elendesten und Leidendsten gestorben. Mein Vater ist im Hotel Dieu in Paris gestorben."

Digitized by Google

Die zwei Frauen stießen einen Schrei des Erstaunens aus, der einem Schreckensschrei glich.

Zufrieden mit der Wirkung, die sie durch die Kunst hervorgebracht, mit der sie die Periode gelenkt und die Entwicklung herbeigeführt hatte, blieb Jeanne unbeweglich, das Auge niedergeschlagen, die Hand träge.

Die ältere von den zwei Damen schaute sie aufmerksam und mit Verstand an, und da sie in diesem zugleich so einfachen und so natürlichen Schmerz nichts von dem fand, was die Charlatanerie und die Gemeinheit charakterisirt, so nahm sie wieder das Wort und sprach:

„Nach dem, was Sie mir sagen, haben Sie großes Unglück erlitten, und der Tod Ihres Herrn Vaters besonders . . ."

„Oh! wenn ich Ihnen mein Leben erzählte, Madame, so würden Sie sehen, daß der Tod meines Vaters nicht zu dem größten Unglück, das über mich ergangen, zu rechnen ist."

„Wie, Madame, Sie betrachten den Tod ihres Vaters als ein geringeres Unglück?" versetzte die Dame, voll Strenge die Stirne faltend.

„Ja, Madame, und wenn ich dieß sage, spreche ich als fromme Tochter; denn mein Vater ist durch den Tod von allen Uebeln befreit worden, die ihn auf dieser Erde heimsuchten und die seine unglückliche Familie fortwährend bedrücken. Mitten unter dem Schmerz, den mir sein Tod verursacht, gewährt es mir eine gewisse Freude, denken zu können, mein Vater sei todt, und der Abkömmling der Könige sei nicht mehr darauf angewiesen, sein Brod zu betteln."

„Sein Brod zu betteln?"

„Oh! ich sage es, ohne mich zu schämen, denn an unserem Unglück ist weder mein Vater Schuld, noch habe ich es verschuldet."

„Doch Ihre Frau Mutter . . ."

„Mit derselben Offenherzigkeit, mit der ich Ihnen so eben sagte, ich danke Gott, daß er meinen Vater

Digitized by Google

zu sich gerufen, beklage ich mich über Gott, daß er meine Mutter hat leben lassen."

Die zwei Frauen schauten sich beinahe bebend bei diesen seltsamen Worten an.

„Wäre es eine Unbescheidenheit, Madame, Sie um eine ausführlichere Erzählung Ihres Unglücks zu bitten?" sagte die Aeltere.

„Die Unbescheidenheit, Madame, käme von mir, da ich Ihre Ohren mit der Erzählung von Schmerzen ermüden würde, die Ihnen nur gleichgiltig sein können."

„Ich höre, Madame," erwiederte die ältere von den zwei Damen, an welche ihre Gefährtin sogleich einen Blick in Form einer Ermahnung, sie möge vorsichtig sein, richtete.

Frau von La Mothe war wirklich der gebieterische Ausdruck dieser Stimme aufgefallen und sie schaute die Dame voll Erstaunen an.

„Ich höre also," wiederholte diese mit einer minder starken Betonung, „ich höre, wenn Sie zu sprechen so gefällig sein wollen."

Und einer Bewegung des Mißbehagens, das ohne Zweifel von der Kälte herrührte, nachgebend, schüttelte diejenige, welche gesprochen, mit einem Beben der Schultern den Fuß, der bei der Berührung des feuchten Bodens erstarrte.

Die Jüngere schob ihr dann eine Art von Fußteppich zu, der sich unter ihrem Stuhl befand, eine Aufmerksamkeit, welche ihrerseits ihre Gefährtin durch einen Blick tadelte.

„Behalten Sie diesen Teppich für sich, meine Schwester, Sie sind zarter, als ich."

„Verzeihen Sie, Madame, ich bedaure es auf das Schmerzlichste, daß ich Sie frieren sehen muß; doch das Holz ist noch um sechs Livres theurer geworden, wodurch die Fuhre siebenzig Livres kostet, und mein Vorrath ist vor acht Tagen zu Ende gegangen."

„Sie sagten, Sie seien unglücklich, daß Sie eine Mutter haben?" sprach die ältere von den zwei Damen.

Digitized by Google

„Ja, ich begreife, eine ſolche Blasphemie fordert eine Erläuterung, nicht wahr, Madame!“ ſagte Jeanne. „Ich werde mich erklären, da Sie es Ihrer Aeußerung nach wünſchen.“

Die ältere Dame machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Ich ſagte Ihnen ſchon, Madame, mein Vater habe eine Mißheirath gemacht.“

„Ja, dadurch, daß er ſeine Hausverwalterin geheirathet.“

„Nun wohl! ſtatt beſtändig ſtolz und dankbar für die Ehre zu ſein, die man ihr erwies, fing Marie Foſſel, meine Mutter, damit an, daß ſie meinen Vater zu Grunde richtete, was übrigens keine Schwierigkeit war, indem ſie auf Koſten des Wenigen, was ihr Mann beſaß, die Gierde ihrer Bedürfniſſe befriedigte. Dann, nachdem ſie ihn dahin gebracht hatte, daß er ſein letztes Stück Land verkaufen mußte, überredete ſie ihn, nach Paris zu gehen, um die Rechte in Anſpruch zu nehmen, die ſeinem Namen gebührten. Mein Vater war leicht zu verführen, er rechnete wohl auch auf die Gerechtigkeit des Königs.

„Außer mir hatte mein Vater noch einen Sohn und eine Tochter. Unglücklich, wie ich, vegetirt der Sohn auf den letzten Rangſtufen der Armee; die Tochter, meine arme Schweſter, wurde am Vorabend der Abreiſe meines Vaters nach Paris vor dem Hauſe eines Pächters, ihres Pathen, abgeſetzt.

„Dieſe Reiſe erſchöpfte das wenige Geld, das uns blieb. Mein Vater müdete ſich in unnützen, fruchtloſen Geſuchen ab. Kaum ſah man ihn zu Hauſe erſcheinen, wo er, das Elend zurückbringend, ebenfalls Nichts als Elend fand. Meine Mutter, die ein Opfer brauchte, erbitterte ſich gegen mich. Sie fing damit an, daß ſie mir den Theil, den ich am Mahle nahm, zum Vorwurf machte. Ich aß allmälig lieber Brod oder gar Nichts, als daß ich mich an unſern dürftigen Tiſch ſetzte; aber es gebrach meiner Mutter nicht an Vorwänden zum

Digitized by Google

Strafen: beim geringsten Fehler, bei einem Fehler, über den eine andere Mutter gelächelt hätte, schlug mich die meinige; Nachbarn, die mir einen Dienst zu leisten glaubten, machten meinen Vater auf die schlimme Behandlung, deren Gegenstand ich war, aufmerksam. Mein Vater suchte mich gegen meine Mutter in Schutz zu nehmen, aber er bemerkte nicht, daß er durch seine Protektion meine Feindin von jenem Augenblick in eine ewige Stiefmutter verwandelte. Ach! ich konnte ihm keinen Rath in meinem eigenen Interesse geben, ich war zu jung, zu sehr Kind. Ich vermochte mir Nichts zu erklären. Ich empfand die Wirkungen, ohne daß ich die Ursachen zu errathen suchte. Ich kannte den Schmerz und nicht mehr.

Mein Vater wurde krank und war Anfangs genöthigt, das Zimmer und dann das Bett zu hüten. Da hieß man mich die Stube verlassen, unter dem Vorwand, meine Gegenwart ermüde ihn, und ich wisse nicht das Bedürfniß der Bewegung zu unterdrücken, das der Schrei der Jugend ist. Sobald ich aus der Stube war, gehörte ich wie zuvor meiner Mutter. Sie lehrte mich eine Phrase, wobei ich stets Schläge und Püffe bekam; wenn ich dann diese demüthigende Phrase, die ich instinktartig durchaus nicht behalten wollte, auswendig wußte, wenn meine Augen von meinen Thränen geröthet waren, ließ sie mich vor die Hausthüre treten, und von der Thüre sandte sie mich auf den ersten Vorübergehenden, der gut aussah, ab mit dem Befehl, ihm die erwähnte Phrase vorzusagen, wenn ich nicht auf den Tod geschlagen werden wollte."

„Oh! gräßlich! gräßlich!" murmelte die jüngere von den zwei Damen.

„Und wie lautete diese Phrase?" fragte die ältere.

„Diese Phrase lautete," fuhr Jeanne fort: „„Mein Herr, haben Sie Mitleid mit einer kleinen Waise, welche in gerader Linie von Heinrich von Valois abstammt.""

Digitized by Google

„Oh! pfui!“ rief die ältere mit einer Geberde des Ekels.

„Und welche Wirkung brachte die Phrase bei denjenigen hervor, an die sie gerichtet war?“ fragte die ältere.

„Die Einen hörten mich an und hatten Mitleid; die Andern erzürnten sich und drohten mir, wieder Andere, welche noch mildherziger, als die Ersten, machten mich darauf aufmerksam, daß ich große Gefahr laufe, wenn ich solche Worte spreche, die in eingenommene Ohren fallen können. Doch ich, ich kannte nur Eine Gefahr, die, meiner Mutter ungehorsam zu sein. Ich hatte nur Eine Furcht, die, geschlagen zu werden.“

„Und was geschah?“

„Oh! mein Gott, Madame, was meine Mutter hoffte; ich brachte ein wenig Geld nach Hause und mein Vater konnte um einige Tage die schreckliche Perspective, die seiner harrte, hinausschieben.“

Das Gesicht der jüngeren von den zwei Damen zog sich zusammen, der älteren traten die Thränen in die Augen.

„Endlich, welche Erleichterung es auch meinem Vater brachte, empörte mich dieses häßliche Gewerbe. Eines Tages setzte ich mich, statt den Vorübergehenden nachzulaufen und sie mit meiner gewöhnlichen Phrase zu verfolgen, an den Fuß eines Weichsteins, wo ich einen Theil des Tags wie vernichtet blieb. Am Abend kehrte ich mit leeren Händen zurück. Meine Mutter schlug mich dergestalt, daß ich am andern Tag krank wurde.

„Da war mein Vater, jedes Mittels beraubt, genöthigt, in das Hôtel Dieu abzugehen, wo er starb.“

„Oh! welch eine furchtbare Geschichte!“ murmelten die beiden Damen.

„Aber was machten Sie dann, als Ihr Vater todt war?“ fragte die jüngere.

„Gott hatte Mitleid mit mir. Einen Monat nach dem Tode meines armen Vaters entfernte sich unsere

Digitized by Google

Mutter mit einem Soldaten, ihrem Liebhaber, aus Paris, und ließ uns, meinen Bruder und mich, im Stich."

„Sie blieben Waisen!"

„Oh! Madame, wir waren, im Gegensatz zu Anderen, nur Waisen, so lange wir eine Mutter hatten. Die öffentliche Wohlthätigkeit adoptirte uns. Da uns aber das Betteln widerstrebte, so bettelten wir nur nach Maßgabe unserer Bedürfnisse. Gott befiehlt seinen Geschöpfen, daß sie zu leben suchen."

„Ach!"

„Was soll ich Ihnen sagen, Madame? Eines Tags hatte ich das Glück, einem Wagen zu begegnen, der langsam den Faubourg Saint Marcel hinauf fuhr; vier Lackeien standen hintenauf, eine noch junge Frau saß darin; ich streckte die Hand nach ihr aus; sie befragte mich; meine Antwort und mein Name setzten sie in Erstaunen, sie war aber ungläubig. Ich gab Adresse und Auskunft. Schon am andern Tag wußte sie, daß ich nicht gelogen hatte; sie nahm sich meines Bruders und meiner an, brachte meinen Bruder zu einem Regiment und mich in ein Nähterinhaus. Wir waren Beide vor dem Hunger geschützt."

„Ist diese Dame nicht Frau von Boulainvilliers?"

„Sie selbst."

„Sie ist, glaube ich, gestorben?"

„Ja, und ihr Tod hat mich wieder in den Abgrund gestürzt."

„Doch ihr Gatte lebt noch, er ist reich."

„Ihrem Gatten habe ich alles Unglück als Mädchen zu verdanken, wie ich meiner Mutter alles Unglück als Kind zu verdanken habe. Ich war groß, vielleicht schön geworden; er bemerkte es und wollte einen Preis auf seine Wohlthaten setzen: ich weigerte mich. Mittlerweile starb Frau von Boulainvilliers, und ich, die sie an einen braven und redlichen Militär, Herrn von La Mothe, verheirathet hatte, fand mich, da ich von meinem Mann getrennt, nach ihrem Tod mehr verlassen,

Digitized by Google

als ich es nach dem Tod meines Vaters gewesen war.

„Dieß ist meine Geschichte, Madame; ich habe abgekürzt: die Leiden haben immer ihre Längen, mit denen man glückliche Menschen verschonen muß, und wären Sie auch wohlthätigen Sinnes, wie Sie es zu sein scheinen, meine Damen."

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese letzte Periode der Geschichte der Frau von La Mothe.

Die ältere von den beiden Frauen brach es zuerst und fragte:

„Und Ihr Mann, was macht er?"

„Mein Mann ist in Garnison in Bar-sur-Aube, Madame; er dient bei der Gensd'armerie und wartet auch auf bessere Zeiten."

„Aber Sie haben bei Hofe sollicitirt?"

„Gewiß."

„Durch Titel nachgewiesen, mußte der Name Valois Sympathie erwecken!"

„Ich weiß nicht, Madame, welche Gefühle mein Name erwecken konnte, denn ich habe auf keines meiner Gesuche eine Antwort erhalten."

„Sie haben jedoch die Minister, den König und die Königin gesehen?"

„Niemand. Ueberall vergebliche Versuche," erwiederte Frau von La Mothe.

„Sie können doch nicht betteln?"

„Nein, Madame, ich habe die Gewohnheit verlernt. Aber . . ."

„Aber was?"

„Ich kann Hungers sterben, wie mein Vater."

„Sie haben kein Kind?"

„Nein, Madame, und mein Mann, wenn er sich für den Dienst des Königs tödten läßt, wird wenigstens seinerseits ein glorreiches Ende für sein Elend finden."

„Können Sie, Madame, ich bedaure, auf diesem Gegenstand beharren zu müssen, können Sie die rechtskräftigen Beweise Ihrer Genealogie liefern?"

Digitized by Google

Jeanne stand auf, suchte in einem Schranke und zog einige Papiere heraus, die sie der Dame reichte.

Da sie aber den Augenblick benützen wollte, wo diese Damen, um die Papiere zu untersuchen, sich dem Lichte nähern und ihr Gesicht ganz enthüllen würden, ließ Jeanne ihr Manöver durch die Sorgfalt errathen, mit der sie den Docht der Lampe abschnitt, um die Helle zu verdoppeln.

Da drehte die Dame vom Guten Werke, als ob das Licht ihre Augen verletzte, der Lampe und folglich Frau von La Mothe den Rücken zu.

In dieser Stellung durchging sie alle Stücke, eines nach dem andern.

„Das sind aber nur Abschriften von Urkunden und ich sehe kein authentisches Stück dabei," sagte sie.

„Die Originalien sind an sicherem Orte aufbewahrt, und ich werde sie beibringen."

„Wenn sich eine ansehnliche Gelegenheit bieten würde, nicht wahr?" sagte lächelnd die Dame.

„Allerdings, Madame, eine ansehnliche Gelegenheit, wie die, welche mir die Ehre Ihres Besuches verschafft; doch die Documente, von denen Sie sprechen, sind so kostbar für mich, daß . . ."

„Ich verstehe, Sie können sie nicht dem Ersten, dem Besten übergeben."

„Oh! Madame," rief die Gräfin, welche endlich das würdevolle Antlitz der Beschützerin erschaut hatte; „oh! Madame, mir scheint, für mich sind Sie nicht die Erste, die Beste."

Und sie öffnete sogleich einen andern Schrank, in dem eine Geheimschublade spielte, und zog die Originalien der Beweisstücke heraus, welche sorgfältig in einem alten Portefeuille, worauf das Wappen der Valois, eingeschlossen waren.

Die Dame nahm sie und sprach nach einer Prüfung voll Verstand und Aufmerksamkeit:

„Sie haben Recht, diese Titel sind vollkommen in

Digitized by Google

Ordnung; verfehlen Sie nicht, dieselben geeigneten Ortes zu überreichen."

„Und was werde ich Ihrer Meinung nach dadurch erlangen, Madame?"

„Ohne Zweifel eine Pension für Sie, ein Avancement für Herrn von La Mothe, wenn dieser sich einigermaßen durch sich selbst empfiehlt."

„Mein Mann ist ein Muster der Ehrenhaftigkeit, und nie hat er sich gegen die Pflichen des Militärdienstes verfehlt."

„Dieß genügt, Madame," sprach die Dame, während sie die Kalesche ganz über ihr Gesicht vorschlug.

Frau von La Mothe folgte ängstlich jeder dieser Bewegungen.

Sie sah sie in ihrer Tasche stören, aus der sie zuerst ein gesticktes Sacktuch zog, das ihr zum Verbergen ihres Gesichtes gedient hatte, als sie im Schlitten die Boulevards entlang fuhr.

Auf das Sacktuch folgte ein Röllchen von einem Zoll im Durchmesser und drei bis vier Zoll lang.

Die Dame legte das Röllchen auf den Nähtisch und sprach:

„Das Bureau vom Guten Werk bevollmächtigt mich, Madame, Ihnen, in Erwartung von Besserem diese leichte Unterstützung anzubieten."

„Drei-Livres-Thaler," dachte sie; „das müssen wenigstens fünfzig oder sogar hundert sein. Das sind hundertundfünfzig oder dreihundert Livres, die uns vom Himmel herab zufallen. Für hundert ist es sehr kurz, für fünfzig aber ist es sehr lang."

Während sie diese Beobachtungen anstellte, waren die zwei Damen in die erste Stube gegangen, wo Frau Clotilde auf einem Stuhl bei einem Licht schlief, dessen rother, rauchiger Docht sich in einer Lache von flüssigem Unschlitt erhob.

Der scharfe, stinkende Geruch versetzte der von den zwei Damen, welche das Röllchen auf den Nähtisch

Digitized by Google

gelegt hatte, den Athem. Sie fuhr rasch in ihre Tasche und zog einen Flacon heraus.

Doch auf den Ruf von Jeanne erwachte Frau Clotilde und ergriff mit ihren Händen den Rest des Lichtes. Sie hielt es wie ein Leuchtfeuer über die dunklen Stufen, trotz der Einwendungen der beiden Damen, die man durch diese Dienstfertigkeit zugleich vergiftete.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, Frau Gräfin," riefen sie und eilten die Treppen hinab.

„Wo könnte ich die Ehre haben, Ihnen zu danken, meine Damen?" fragte Jeanne von Valois.

„Wir werden es Ihnen zu wissen thun," erwiederte die ältere von den beiden Damen, so rasch als möglich hinabsteigend.

Und das Geräusch ihrer Tritte verlor sich in der Tiefe der unteren Stockwerke.

Frau von Valois trat, ungeduldig, zu bewahrheiten, ob ihre Beobachtungen richtig, wieder in ihre Wohnung ein. Während sie aber durch die erste Stube schritt, stieß ihr Fuß an einen Gegenstand, der von der Strohmatte, die dazu diente, die Thüre unten zu verstopfen, auf den Boden rollte.

Sich bücken, den Gegenstand aufheben, an die Lampe laufen, dieß war die erste Eingebung der Gräfin von La Motthe.

Es war eine runde, glatte und ziemlich einfach guillochirte goldene Büchse.

Diese Büchse enthielt einige Kügelchen von duftender Chocolade; aber so glatt sie auch war, so hatte diese Büchse doch sichtbar einen doppelten Boden, dessen Feder die Gräfin einige Zeit nicht finden konnte.

Endlich fand sie die Feder und ließ sie spielen.

Sogleich erschien ein ernstes, von männlicher Schönheit und gebieterischer Majestät glänzendes Frauenporträt vor ihren Augen.

Ein deutscher Kopfputz, ein herrliches, dem eines

Digitized by Google

Ordens ähnliches Halsband verliehen dem Porträt dieser Physiognomie eine Erstaunen erregende Seltsamkeit.

Eine Chiffre, bestehend aus den zwei in einem Lorbeerkranz verschlungenen Buchstaben M und T nahm den unteren Theil der Büchse ein.

Nach der Aehnlichkeit dieses Porträts mit dem Gesichte der jungen Dame, ihrer Wohlthäterin, vermuthete Frau von La Mothe, es sei das Porträt einer Mutter oder einer Großmutter, und es war, was hier bemerkt werden muß, ihre erste Bewegung, an die Treppe zu laufen, um die Damen zurückzurufen.

Die Thüre vom Gang schloß sich.

Sie lief an's Fenster, um die Damen zurückzurufen, da es zu spät war, sie einzuholen.

Doch am Ende der in die Rue Saint-Louis einmündenden Rue Saint-Claude, war ein rasches Cabriolet der einzige Gegenstand, den sie erblickte.

Als die Gräfin keine Hoffnung mehr hatte, ihre zwei Beschützerinnen zurückzurufen, betrachtete sie abermals die Büchse und gelobte sich, dieselbe nach Versailles zu schicken; dann nahm sie die auf dem Nähtischchen liegen gebliebene Rolle und sagte:

„Ich täuschte mich nicht, es sind nur fünfzig Thaler.“

Und das ausgeleerte Papier fiel auf den Boden.

„Louisd'or! Doppellouisd'or!“ rief die Gräfin. „Fünfzig Doppellouisd'or! zweitausend vierhundert Livres!“

Und die gierigste Freude malte sich in ihren Augen, während Frau Clotilde ganz verblüfft beim Anblick von mehr Geld, als sie je gesehen, mit aufgesperrtem Mund und gefalteten Händen dastand.

„Hundert Louisd'or!“ wiederholte Frau von La Mothe . . . „Diese Damen sind also sehr reich? Oh! ich werde Sie wiederfinden!“

Digitized by Google

IV.

Belus.

Frau von La Mothe täuschte sich nicht, wenn sie glaubte, das Cabriolet, das sie hatte verschwinden sehen, habe die wohlthätigen Damen entführt.

Die zwei Damen hatten wirklich unten vor dem Hause ein Cabriolet gefunden, wie man es damals baute, nämlich mit hohen Rädern, leichtem Kasten, erhabenem Spritzleder und einem bequemen Sitzchen für den Jockey, der sich hinten hielt.

Dieses Cabriolet, bespannt mit einem herrlichen, irischen Pferd mit kurzem Schweif, fleischigem Kreuz, und von braunrother Farbe war nach der Rue Saint-Claude von demselben Bedienten, dem Führer des Schlittens, gebracht worden, den die ältere Dame, wie oben bemerkt, Weber genannt hatte.

Weber hielt das Pferd am Gebiß, als die Damen kamen, er suchte die Ungeduld des hitzigen Thiers zu mäßigen, das mit einem nervigen Fuß den Schnee schlug, der sich seit der Wiederkehr der Nacht allmälig verhärtete.

Sobald die beiden Damen erschienen, sagte Weber:

„Madame, ich hatte Scipio bestellen lassen, der sehr sanft und leicht zu führen ist; doch Scipio hat sich gestern Abend verrenkt; es blieb nur noch Belus und Belus ist schwierig."

„Oh! für mich, Ihr wißt das, Weber," erwiederte die ältere von den zwei Damen, „für mich ist das ohne Belang; ich habe eine nervige Hand und bin an das Fahren gewöhnt."

„Ich weiß, daß Madame sehr gut fährt, aber die Wege sind äußerst schlecht. Wohin fährt Madame?"

„Nach Versailles."

„Ueber die Boulevards also?"

„Nein, Weber, es gefriert und die Boulevards wer-

Digitized by Google

den voll Glatteis sein. Die Straßen müssen durch die Tausende von Fußgängern, die den Schnee erwärmen, weniger Widerstand bieten. Geschwinde, Weber, geschwinde!"

Weber hielt das Pferd, während die Damen behende in das Cabriolet stiegen; dann schwang er sich hinten auf und meldete, daß er seinen Sitz eingenommen.

Die ältere von den beiden Damen wandte sich nun an ihre Gefährtin und sagte:

„Was denken Sie von dieser Gräfin, Andrée?"

Und während sie so sprach, ließ sie dem Pferde die Zügel schießen und dieses jagte wie ein Blitz um die Ecke der Rue Saint-Louis.

Es war dieß der Augenblick, wo Frau La Mothe das Fenster öffnete, um die beiden Damen zurückzurufen.

„Madame," erwiederte diejenige von den zwei Frauen, welche man Andrée nannte, „ich denke, Frau von La Mothe ist arm und unglücklich."

„Gut erzogen, nicht wahr?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Sie sind kalt in Beziehung dieser Frau, Andrée."

„Sie hat, wenn ich es Ihnen gestehen soll, etwas Verschmitztes in ihrer Physiognomie, was mir mißfällt."

„Oh! ich weiß, Sie sind mißtrauisch, Andrée, und um Ihnen zu gefallen, muß man Alles vereinigen. Ich, ich finde diese kleine Gräfin interessant und einfach in ihrem Stolz, wie in ihrer Demuth."

„Es ist sehr erfreulich für sie, Madame, daß sie das Glück gehabt hat, Ihnen zu gefallen."

„Aufgepaßt!" rief die Dame lebhaft, indem sie ihr Pferd, das einen Lastträger umzuwerfen in Begriff war, auf die Seite zog.

„Aufgepaßt!" schrie Weber mit einer Stentorstimme.

Und das Cabriolet fuhr weiter.

Nun hörte man die Verwünschungen des Menschen, der den Rädern entgangen war, und mehrere wie ein Echo brummende Stimmen gaben ihm auf der Stelle

Digitized by Google

die Unterstützung eines für das Cabriolet äußerst feindseligen Geschrei's.

Doch in wenigen Secunden legte Velus zwischen seine Gebieterin und die Lästerer den ganzen Raum, der sich von der Rue Sainte Catherine bis zur Place Baudoyer erstreckt zurück.

Hier bildet der Weg bekanntlich eine Gabel, aber die geschickte Führerin warf sich entschlossen in die Rue de la Lixeranderie, eine volkreiche, schmale und sehr wenig aristokratische Straße.

Trotz der sehr wiederholten „Aufgepaßt!" die sie von sich gab, trotz des Brüllens von Weber, hörte man auch nichts als wüthende Ausrufungen der Fußgänger.

„Oh! das Cabriolet!... Nieder mit dem Cabriolet."

Velus blieb unaufhaltsam, und seine Führerin machte ihn, unerachtet der Zartheit einer Kinderhand, rasch und besonders geschickt in den Lachen flüssigen Schnees oder auf den noch gefährlicheren Eisanhäufungen laufen, welche Gossen und Pflasterabschüsse bildeten.

Es geschah indessen wider alles Erwarten kein Unglück; eine glänzende Laterne sandte ihre Strahlen voraus, und dieß war ein Luxus der Vorsicht, den die Polizei den Cabriolets jener Zeit nicht vorgeschrieben hatte.

Es geschah also kein Unglück, sagen wir. Kein Wagen wurde angehakt, kein Weichstein gestreift, kein Vorübergehender berührt, es war dieß ein Wunder, und dennoch folgten sich die Schreie und Drohungen unabläßig.

Das Cabriolet fuhr mit derselben Geschwindigkeit und demselben Glück durch die Rue Mederic, die Rue Saint-Martin und die Rue Aubry-la-Boucher.

Unsere Leser denken vielleicht, als sich das aristokratische Gefährt den civilisirten Quartieren genähert, werde der Haß gegen dasselbe minder heftig geworden sein.

Aber im Gegentheil; kaum kam Velus in die Rue de la Feronnerie, als Weber, beständig durch das Ge-

Digitized by Google

schrei des Pöbels verfolgt, Gruppen auf dem Wege des Cabriolets erblickte. Mehrere Personen machten sogar Miene, ihm nachzulaufen, um es einzuholen.

Weber wollte indessen seine Gebieterin nicht beunruhigen. Er bemerkte, wie viel Kaltblütigkeit und Gewandtheit sie entwickelte, wie geschickt sie durch alle diese träge oder lebendige Hindernisse durchschlüpfte, die dem Pariser Kutscher zugleich zur Verzweiflung und zum Triumph gereichen.

Fest auf seinen stählernen Häkchen war Belus nicht einmal ausgeglitscht, so sehr wußte die Hand, die ihn führte, die Abhänge und Gefährnisse des Terrains für ihn vorherzusehen.

Man murrte nicht mehr um das Cabriolet her, man schrie; die Dame, welche die Zügel hielt, bemerkte es, und da sie diese Feindseligkeit einer alltäglichen Ursache, wie der Strenge der Zeiten oder auch der Mißstimmung zuschrieb, so beschloß sie, die Prüfung abzukürzen.

Sie schnalzte mit der Zunge und bei dieser Aufmunterung allein bebte Belus und ging vom kurzen Trab in den gestreckten über.

Die Buben flohen, die Fußgänger warfen sich auf die Seite.

Das: „Aufgepaßt, aufgepaßt!" hörte nicht auf.

Das Cabriolet berührte beinahe das Palais-Royal und war an der Rue du Coq-Saint-Honoré vorübergefahren, vor der der schönste der Schneeobelisk noch ziemlich stolz seinen durch das Aufthauen verminderten Gipfel, einer Stange Gerstenzucker ähnlich, welche die Kinder durch Saugen in Spitzen verwandeln, empor streckte.

Dieser Obelisk war überragt von einem prangenden Busch, allerdings etwas verwitterter Bänder, welche eine Tafel hielten, auf die der öffentliche Schreiber des Quartiers mit großen Buchstaben folgende Strophe gezeichnet hatte, die sich zwischen zwei Laternen gaukelte:

Digitized by Google

Reine dont la beauté surpasse les appas,
Près d'un roi bienfaisant occupe ici ta place:
Si ce frêle édifice est de neige et de glace,
Nos coeurs pour toi ne le sont pas. *)

Hier stieß Velus zum ersten Mal auf ernstliche Schwierigkeiten. Das Monument, das man eben beleuchtete, hatte eine Menge von Neugierigen herbeigelockt; die Neugierigen bildeten eine Masse und man konnte im Trab nicht durch diese Masse kommen.

Velus war also genöthigt, im Schritt zu gehen.

Aber man hatte Velus wie der Blitz herbeischießen sehen, man hörte das Geschrei, das ihn verfolgte, und das Cabriolet schien, obgleich es beim Anblick des Hindernisses angehalten hatte, die schlimmste Wirkung hervorzubringen.

Die Menge öffnete sich indessen abermals.

Aber hinter dem Obelisk kam eine andere Ursache der Zusammenschaarung.

Die Gitter des Palais-Royal waren offen und im Hofe erwärmten ungeheure Gluthpfannen ein ganzes Heer von Bettlern, unter welche die Bedienten des Herrn Herzogs von Orleans Suppen in irdenen Näpfen austheilten.

Doch die Leute, welche aßen, und die, welche sich wärmten, so zahlreich sie auch waren, waren es doch noch weniger, als diejenigen, welche ihnen beim Essen und Trinken zuschauten. In Paris ist es eine Gewohnheit: für einen Schauspieler, was er auch thun mag, gibt es immer einen Zuschauer.

Das Cabriolet, nachdem es das erste Hinderniß überwunden, war daher genöthigt, beim zweiten anzuhalten, wie es ein Schiff mitten in der Brandung thut.

Sogleich gelangten die Schreie, die bis dahin die

*) Königin, deren Schönheit alle Reize übersteigt, nimm Deinen Platz hier bei einem wohlthätigen König ein. Ist dieses zerbrechliche Gebäude auch von Eis und von Schnee, so sind es doch unsere Herzen nicht für Dich.

Digitized by Google

beiden Frauen nur wie ein unbestimmtes, verworrenes Geschrei gehört hatten, deutlich aus der Menge zu ihren Ohren.

Man rief:

„Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern."

„Sind diese Schreie an uns gerichtet," fragte die ältere Dame ihre Gefährtin?

„Ich befürchte es in der That, Madame," erwiederte diese.

„Haben wir denn Jemand niedergefahren?"

„Niemand."

„Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern."

Der Sturm bildete sich, das Pferd wurde am Zügel gefaßt, und Belus, der wenig Geschmack an der Berührung dieser rohen Hände fand, stampfte und schäumte furchtbar.

„Zum Commissär! zum Commissär!" rief eine Stimme.

Die beiden Frauen schauten sich mit dem höchsten Erstaunen um.

Alsbald wiederholten tausend Stimmen:

„Zum Commissär! Zum Commissär."

Indessen kamen die neugierigen Köpfe unter dem Verdeck des Cabriolets hervor.

Die Commentare liefen in der Menge umher.

„Ah! es sind Frauen," sagte eine Stimme.

„Ja, Puppen von Soubises, Frauenzimmerchen von Hennin."

„Tänzerinnen von der Oper, die sich berechtigt glauben, die armen Leute niederzufahren, weil sie zehntausend Livres monatlich haben, um die Spitalkosten zu bezahlen."

Diese letzte Geißelung wurde mit einem wüthenden Hurrah aufgenommen.

Es brachte dieß eine verschiedenartige Wirkung auf die zwei Frauen hervor. Die Eine zog sich

Digitized by Google

zitternd und bleich in den Hintergrund des Cabrio-lets zurück. Die Andere streckte entschlossen, die Stirne gefaltet und die Lippen an einander gepreßt, den Kopf vor.

„Oh! Madame, was machen Sie," rief, diese zurück-ziehend, ihre Gefährtin.

„Zum Commissär! zum Commissär!" riefen die Erbitterten, „man muß sie kennen lernen!"

„Oh! Madame, wir sind verloren," sagte die jün-gere von den beiden Frauen ihrer Gefährtin in's Ohr.

„Muth, Andrée, Muth!" erwiederte die Andere.

„Man wird Sie sehen, vielleicht erkennen!"

„Schauen Sie durch das Fensterchen, ob Weber immer noch hinten auf dem Cabriolet ist."

„Er sucht hinabzusteigen, doch man belagert ihn; er vertheidigt sich. Ach! nun kommt er."

„Weber! Weber!" sagte die Dame deutsch, „macht, daß wir aussteigen können."

Weber gehorchte und öffnete mit Hülfe zweier Stöße mit den Schultern, durch die er die Angreifen-den zurücktrieb, das Spritzleder des Cabriolets.

Die zwei Frauen sprangen leicht zu Boden.

Mittlerweile fiel die Menge das Pferd und das Cabriolet an, dessen Kasten sie zu zerbrechen anfing.

„Aber was gibt es denn in des Himmels Namen?" fragte die ältere Dame deutsch: „versteht Ihr, was das bedeuten soll, Weber?"

„Meiner Treue, nein, Madame," erwiederte der Diener, dem es in dieser Sprache viel behaglicher war, als in der französischen, während er dahin und dorthin mächtige Fußtritte austheilte, um seine Herrin frei zu machen.

„Das sind keine Menschen, das sind wilde Thiere," fuhr die Dame immer deutsch fort; „was werfen sie mir denn vor?"

Alsbald antwortete eine artige Stimme, welche seltsam mit den Drohungen und Schmähworten con-trastirte, deren Gegenstand die Damen waren, im rein-sten Deutsch:

Digitized by Google

„Sie werfen Ihnen vor, Madame, daß Sie der Polizeiverordnung trotzen, die diesen Morgen in Paris erschienen ist und bis zum Frühjahr das Fahren der Cabriolets verbietet, die schon bei gutem Pflaster gefährlich, aber tödtlich werden, wenn es gefriert und man die Räder nicht vermeiden kann."

Die Dame wandte sich um, um zu sehen, woher diese artige Stimme mitten unter allen diesen drohenden Stimmen käme.

Sie erblickte einen jungen Offizier, der, um sich ihr zu nähern, sicherlich ebenso muthig hatte kämpfen müssen, als es Weber that, um sich auf seinem Platze zu behaupten.

Das liebreizende, ausgezeichnete Gesicht, die martialische Stimme des jungen Mannes gefielen der Dame und diese erwiederte sogleich deutsch:

„Oh! mein Gott! mein Herr, ich wußte nichts von dieser Verordnung, durchaus nichts."

„Sie sind eine Fremde, Madame?" fragte der junge Offizier.

„Ja, mein Herr; doch sagen Sie mir, was soll ich thun, man zertrümmert mein Cabriolet."

„Sie müssen es zertrümmern lassen, Madame, und mittlerweile verschwinden. Das Volk von Paris ist wüthend gegen die Reichen, welche den Luxus im Angesicht des Elends zur Schau stellen, und Kraft der diesen Morgen erlassenen Verordnung wird man Sie zum Commissär führen."

„Oh! wie," rief die jüngere von den beiden Damen, „wie!"

„Dann benützen Sie die Oeffnung, die ich in der Menge machen werde, und verschwinden Sie," versetzte der junge Offizier.

Diese Worte wurden mit einem leichten Tone gesprochen, der den Fremden begreiflich machte, der Offizier habe die Commentare des Volks über die von den Herren von Soubise und Hennin unterhaltenen Mädchen gehört.

Digitized by Google

Doch es war dieß nicht der Augenblick, um empfindlich zu sein.

„Geben Sie mir Ihren Arm bis zu einem Fiacre, mein Herr," sprach die ältere von den beiden Damen mit einem Tone voll Autorität.

„Ich wollte Ihr Pferd sich bäumen lassen, und in dem nothwendig durch diese Bewegung hervorgebrachten Getümmel wären Sie entflohen, denn," fügte der junge Mann bei, der gern die Verantwortlichkeit eines gewagten Patronats von sich ablehnen wollte, „denn das Volk wird müde, uns eine Sprache sprechen zu hören, die es nicht versteht."

„Weber," rief die Dame mit starker Stimme, „laß Belus sich bäumen, daß die ganze Menge erschrickt und beiseit geht."

„Und dann, Madame . . ."

„Und dann bleibe, während wir uns entfernen."

„Und wenn sie den Kasten zertrümmern?"

„Sie mögen ihn zertrümmern; was ist daran gelegen: rette Belus, wenn Du kannst, und Dich besonders, das ist das Einzige, was ich Dir empfehle."

„Gut, Madame," erwiederte Weber.

Und in demselben Augenblick kitzelte er den reizbaren Irländer, der mitten im Hofe aufsprang und die Leidenschaftlichsten, die sich am Zügel und an der Gabeldeichsel angeklammert hatten, niederwarf.

Groß waren in diesem Augenblick der Schrecken und die Verwirrung.

„Ihren Arm, mein Herr," sagte nun die Dame zu dem Offizier; „kommen Sie, Kleine," fügte sie bei, indem sie sich an Andrée wandte.

„Vorwärts, muthige Frau," flüsterte der Offizier. Und er bot auf der Stelle und mit einer wirklichen Bewunderung derjenigen, welche ihn darum ersuchte, seinen Arm.

In einigen Minuten hatte er die zwei Frauen auf den nächsten Platz geführt, wo Fiacres, die Kutscher

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

auf ihren Sitzen schlafend, der Kundschaft entgegenharrten, während ihre Pferde, das Auge halb geschlossen und den Kopf gesenkt, auf die magern Abendrationen warteten.

V.

Straße nach Versailles.

Die beiden Damen befanden sich außerhalb der Angriffe der Menge. Doch es war zu befürchten, einige Neugierige, die ihnen gefolgt, dürften sie erkennen und eine Scene erneuern, der ähnlich, welche so eben stattgefunden und der sie dießmal vielleicht mit mehr Schwierigkeit entkommen würden.

Der junge Offizier begriff diese Alternative: man sah es an der Thätigkeit, mit der er den auf seinem Sitz mehr gefrorenen als eingeschlafenen Kutscher aufzuwecken bemüht war.

Es herrschte eine so furchtbare Kälte, daß gegen die Gewohnheit der Kutscher, die darin wetteifern, daß sie einander durch alle möglichen Mittel die Kunden zu stehlen suchen, keiner von den Automedons zu vierundzwanzig Sous die Stunde sich rührte, nicht einmal derjenige, an welchen man sich wandte.

Der Offizier nahm den Kutscher am Kragen seines armseligen Oberrocks und schüttelte ihn so gewaltig, daß er ihn seiner Erstarrung entriß.

„Hollah! he!“ rief ihm der junge Mann in's Ohr, als er sah, daß er ein Lebenszeichen von sich gab.

„Hier, Herr, hier,“ sagte der Kutscher, noch träumend und wie ein Trunkener auf seinem Sitze wankend.

„Wohin wollen Sie, meine Damen?“ fragte der Offizier immer deutsch.

Digitized by Google

„Nach Verſailles," antwortete die ältere von den zwei Frauen in derſelben Sprache.

„Nach Verſailles!" rief der Kutſcher, „Sie haben geſagt, nach Verſailles?"

„Allerdings."

„Oh! ja wohl, nach Verſailles. Vier und eine halbe Meile, bei einem ſolchen Eis! Nein, nein, nein."

„Man wird gut bezahlen," verſetzte die ältere von den Damen.

„Man wird bezahlen," wiederholte der Offizier franzöſiſch dem Kutſcher.

„Und wie viel wird man bezahlen?" fragte dieſer von ſeinem Bock herab, denn er ſchien kein ungeheures Vertrauen zu haben. „Damit iſt es nicht abgemacht, mein Offizier, daß man nach Verſailles fährt; iſt man einmal dort, ſo muß man auch zurückkehren."

„Einen Louisd'or, iſt das genug?" ſagte die jüngere von den Damen, fortwährend deutſch ſprechend, zu dem Offizier.

„Man bietet Dir einen Louisd'or," wiederholte der junge Mann.

„Ein Louisd'or, das iſt nicht mehr als billig," brummte der Kutſcher, „denn ich laufe Gefahr, daß meine Pferde die Beine brechen."

„Burſche! Du haſt nur ein Recht auf drei Livres für die Fahrt von hier bis zum Schloſſe der Muetten, was die Hälfte des Weges iſt. Du ſiehſt alſo, daß Du bei dieſer Berechnung, wenn man Dir die Hin- und Herfahrt bezahlt, nur zwölf Livres anſprechen kannſt, und ſtatt zwölf ſollſt Du vierundzwanzig bekommen."

„Oh! handeln Sie nicht," ſagte die ältere von den zwei Damen; „zwei Louisd'or, drei, zwanzig, wenn er nur auf der Stelle abgeht und, ohne anzuhalten, fortfährt."

„Ein Louisd'or genügt," entgegnete der junge Offizier.

Dann kehrte er zu dem Kutſcher zurück und rief ihm zu:

Digitized by Google

„Vorwärts, Bursche, von Deinem Bocke herab und öffne den Schlag.“

„Ich will zuerst bezahlt sein,“ versetzte der Kutscher.

„Du willst!“

„Das ist mein Recht.“

Der Offizier machte eine Bewegung vorwärts.

„Bezahlen wir voraus, bezahlen wir,“ sagte die ältere von den Damen.

Und sie störte rasch in ihrer Tasche.

„Oh! mein Gott,“ sprach sie leise zu ihrer Gefährtin, „ich habe meine Börse nicht.“

„Wahrhaftig?“

„Und Sie, Andrée, haben Sie die Ihrige?“

Die jüngere Dame störte ebenfalls mit derselben Angst.

„Ich . . . ich, auch nicht.“

„Suchen Sie in allen Ihren Taschen.“

„Vergebens,“ rief die junge Frau voll Aerger, denn sie sah den Offizier ihnen während dieser Erörterung mit dem Auge folgen, und der pöbelhafte Kutscher öffnete schon den Mund, um zu lächeln, denn er wünschte sich Glück zu dem, was er vielleicht leise eine glückliche Vorsicht nannte.

Die Damen suchten umsonst, weder die eine, noch die andere fand einen Sou.

Der Offizier sah sie ungeduldig werden, erröthen, erbleichen; die Lage der Dinge verwickelte sich.

Die Damen waren im Begriff, eine Kette oder irgend ein Juwel als Pfand zu geben, als der Offizier, um ihnen jeden Verdruß zu ersparen, der ihr Zartgefühl verletzt hätte, einen Louisd'or aus der Tasche zog und ihn dem Kutscher reichte.

Dieser nahm den Louisd'or, beschaute ihn, wog ihn auf der Hand, während eine von den beiden Damen dem Offizier dankte; dann öffnete er seinen Kutschenschlag und die Dame stieg, gefolgt von ihrer Gefährtin, ein.

„Und nun, Bursche,“ sagte der junge Mann zu

Digitized by Google

dem Kutscher, „führe diese Damen und zwar tüchtig und redlich besonders, hörst Du?"

„Oh! Sie brauchen mir das nicht zu empfehlen, das versteht sich von selbst."

Während dieses kurzen Gesprächs beriethen sich die Damen.

Sie sahen in der That ihren Führer, ihren Beschützer bereit, sie zu verlassen.

„Madame," sagte leise die jüngere zu ihrer Gefährtin, „er darf sich nicht entfernen."

„Warum das? fragen wir ihn nach seinem Namen und seiner Adresse: morgen schicken wir ihm seinen Louisd'or mit einem Wörtchen des Dankes, das Sie ihm schreiben werden."

„Nein, Madame, nein; ich flehe Sie an, behalten wir ihn; wenn der Kutscher unredlich ist, wenn er unter Weges Schwierigkeiten macht. . . . Bei einer solchen Witterung sind die Wege schlecht; an wen könnten wir uns wenden, um Beistand zu verlangen?"

„Oh! wir haben seine Nummer und den Buchstaben der Regie."

„Sehr gut, Madame, und ich leugne nicht, daß Sie ihn später kennen und lahm schlagen lassen würden, mittlerweile aber kommen Sie heute Nacht nicht nach Versailles, und was wird man dann sagen, großer Gott!"

Die ältere von den zwei Damen dachte nach.

„Es ist wahr," sagte sie.

Doch schon verbeugte sich der Offizier, um Abschied zu nehmen.

„Mein Herr, mein Herr," sagte Andrée in deutscher Sprache, „ein Wort, erlauben Sie nur noch ein Wort."

„Zu Ihren Befehlen, Madame," erwiederte der Offizier, sichtbar mißstimmt, während er indessen in seiner Miene, und im Ton seiner Stimme die äußerste Höflichkeit beobachtete.

„Mein Herr," fuhr Andrée fort, „nach den vielen Diensten, die Sie uns schon geleistet, können Sie uns eine Gefälligkeit nicht abschlagen."

Digitized by Google

„Sprechen Sie!“

„Nun denn! wir müssen Ihnen gestehen, wir haben bange vor dem Kutscher, der die Unterhandlung auf eine so ärgerliche Weise angefangen hat.“

„Sie haben Unrecht, wenn Sie Besorgnisse hegen,“ erwiederte der Offizier. „Ich weiß seine Nummer 107, den Buchstaben der Regie Z. Sollte er Ihnen eine Unannehmlichkeit bereiten, so wenden Sie sich an mich.“

„An Sie?“ entgegnete Andrée, die sich vergaß, französisch; „wie sollen wir uns an Sie wenden, da wir nicht einmal Ihren Namen kennen?“

Der junge Mann machte einen Schritt rückwärts.

„Sie sprechen französisch!“ rief er ganz erstaunt, „Sie sprechen französisch und verdammen mich seit einer halben Stunde, deutsch zu radebrechen! Oh! wahrhaftig Madame, das ist schlimm!“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ erwiederte französisch die andere Dame, die ihrer verblüfften Gefährtin muthig zu Hülfe kam. „Sie sehen wohl, daß wir, ohne vielleicht Fremde zu sein, in Paris, in einem Fiacre besonders, unheimisch sind. Sie sind genugsam Weltmann, um zu begreifen, daß wir uns nicht in einer natürlichen Stellung befinden. Uns nur zur Hälfte verbinden, hieße uns unverbindlich begegnen. Minder discret sein, als Sie es bis jetzt gewesen sind, hieße indiscret sein. Wir urtheilen gut von Ihnen, mein Herr; wollen Sie nicht schlecht von uns urtheilen, und wenn Sie uns einen Dienst erweisen können, nun! so thun Sie es ohne Rückhalt, oder erlauben Sie uns, Ihnen zu danken und einen andern Beistand zu suchen.“

„Madame,“ antwortete der Offizier, betroffen von dem zugleich edlen und reizenden Ton der Unbekannten, „verfügen Sie über mich.“

„Dann haben Sie die Gefälligkeit, zu uns einzusteigen.“

„In den Fiacre?“

„Und uns zu begleiten.“

Digitized by Google

„Bis Versailles?"

„Ja, mein Herr."

Ohne etwas zu erwiedern, stieg der Offizier ein, nahm Platz auf dem Vordersitz und rief dem Kutscher: „Vorwärts!" zu.

Sobald die Kutschenschläge geschlossen, die Mäntelchen und Pelze zu gemeinschaftlicher Benützung gelegt waren, schlug der Fiacre den Weg durch die Rue Saint-Thomas du Louvre ein, und fuhr dann über die Place du Carroussel und die Glacis entlang.

Der Offizier kauerte sich, seine Redingote sorgfältig über seinen Schooß ausgebreitet, in eine Ecke, der älteren von den zwei Frauen gegenüber.

Es herrschte das tiefste Stillschweigen im Innern.

Der Kutscher, wollte er nun getreulich dem Vertrag nachkommen, oder hielt ihn die Gegenwart des Offiziers durch eine ehrerbietige Furcht im Kreise der Redlichkeit, der Kutscher ließ seine mageren Rosse mit Beharrlichkeit auf dem schlüpferigen Pflaster der Quais und des Weges der Conference laufen.

Der Hauch der drei Reisenden erwärmte indessen unmerklich den Fiacre. Ein zarter Frostgeruch verdichtete die Luft und führte nach dem Gehirn des jungen Mannes Eindrücke, welche von Augenblick zu Augenblick minder ungünstig für seine Gefährtinnen wurden.

„Es sind," dachte er, „es sind Frauen, die sich bei einem Rendezvous verspätet haben, und nun, ein wenig erschrocken, ein wenig beschämt, nach Versailles zurückkehren."

„Warum," sprach der Offizier in seinem Innern weiter, „warum fahren diese Frauen, wenn es Damen von einiger Distinction sind, in einem Cabriolet, und warum fahren sie besonders selbst?

„Oh! darauf gibt es eine Antwort.

„Das Cabriolet war zu eng für drei Personen, und zwei Frauen werden sich keinen Zwang anthun, um einen Lackei zu sich sitzen zu lassen.

„Doch weder bei der Einen noch bei der Andern

Digitized by Google

Geld! ein ärgerlicher Einwurf, der Ueberlegung verdient.

„Ohne Zweifel hatte der Lackei die Börse. Das Cabriolet, das nun in Stücke gegangen sein muß, war von einer vollkommenen Eleganz. Und das Pferd!... wie ich mich auf Pferde verstehe, hatte einen Werth von hundertundfünfzig Louisd'or.

„Nur reiche Frauen können ein solches Cabriolet und ein solches Pferd ohne Bedauern preisgeben. Der Mangel an Geld bedeutet also durchaus Nichts.

„Ja, doch die Manie, eine fremde Sprache zu sprechen, wenn man Französin ist!

„Gut; doch dieß beweist gerade eine ausgezeichnete Erziehung. Es ist nicht natürlich für Abenteurerinnen, das Deutsche mit einer ganz germanischen Reinheit und das Französische wie Pariserinnen zu sprechen.

„Ueberdieß ist eine angeborene Distinction bei diesen Frauen bemerkbar.

„Die Bitte der jüngeren war rührend.

„Das Ersuchen der älteren war edel, gebieterisch.

„Dann, wahrhaftig," fuhr der junge Mann fort, während er seinem Degen im Fiacre eine solche Richtung gab, daß er seine Nachbarinnen nicht belästigte, „sollte man nicht glauben, es sei gefährlich für einen Militär, zwei Stunden in einem Fiacre mit zwei hübschen Frauen zuzubringen?

„Hübsch und discret," fügte er bei; „denn sie reden nicht, und warten, daß ich ein Gespräch anknüpfe."

Die zwei Frauen dachten ohne Zweifel an den jungen Offizier, wie der junge Offizier an sie dachte; denn in dem Augenblick, wo er seine Gedanken vollends abgeschlossen hatte, wandte sich die eine von den beiden Damen an ihre Gefährtin und sagte englisch:

„Meine liebe Freundin, dieser Kutscher führt uns wahrhaftig wie Todte; wir werden nie nach Versailles kommen. Ich wette, unser armer Gefährte langweilt sich zum Sterben."

Digitized by Google

„Unsere Unterhaltung ist auch nicht sehr belustigend," erwiederte lächelnd die jüngere.

„Finden Sie nicht auch, daß er das Aussehen eines durchaus anständigen Menschen hat?"

„Gewiß, Madame."

„Ueberdieß haben Sie bemerkt, daß er Marine-Uniform trägt?"

„Ich verstehe mich nicht viel auf Uniformen."

„Wohl! er trägt, wie ich Ihnen sage, die Uniform eines Marine-Offiziers, und alle Offiziere der Marine sind von gutem Haus; die Uniform steht ihm schön, und er ist ein hübscher Cavalier, nicht wahr?"

Die junge Frau wollte antworten und wahrscheinlich im Sinn ihrer Gefährtin überfließen, als der Offizier eine Geberde machte, die ihr den Mund schloß.

„Verzeihen Sie, meine Damen," sagte er in vortrefflichem Englisch, „ich glaube, Ihnen bemerken zu müssen, daß ich das Englische ziemlich leicht spreche und verstehe; doch das Spanische verstehe ich nicht, und wenn Sie desselben mächtig und es beliebt Ihnen, sich in dieser Sprache zu unterhalten, so sind Sie wenigstens sicher, daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht zu erfassen vermag."

„Mein Herr," erwiederte die Dame lachend, „wir wollten nicht schlimm von Ihnen sprechen, wie Sie bemerken konnten; wir thun uns auch keinen Zwang mehr an und sprechen nun französisch, wenn wir uns etwas zu sagen haben."

„Ich danke für diese Gunst, Madame; sollte Sie übrigens meine Gegenwart belästigen . . ."

„Sie können das nicht voraussetzen, mein Herr, da wir Sie gebeten haben."

„Aufgefordert sogar," sagte die jüngere von den zwei Frauen.

„Beschämen Sie mich nicht, Madame, und verzeihen Sie mir einen Augenblick der Unentschiedenheit; nicht wahr, Sie kennen Paris? Paris ist voll von Schlingen, Täuschungen und Widerwärtigkeiten."

Digitized by Google

„Sie hielten uns also für? — Sagen Sie es offenherzig.“

„Der Herr hat uns ganz einfach für Schlingen gehalten.“

„Oh! meine Damen,“ erwiederte der junge Mann, sich demüthigend, „ich schwöre Ihnen, daß mir nichts dergleichen eingefallen ist.“

„Verzeihen Sie, was gibt es denn? der Fiacre hält an.“

„Was ist geschehen?“

„Ich will nachsehen, meine Damen.“

„Ich glaube, wir werden umgeworfen, nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,“ sagte die jüngere Dame.

Und ihre Hand streckte sich mit ungestümer Bewegung aus und verweilte auf der Schulter des jungen Mannes.

Der Druck dieser Hand machte ihn beben.

Durch einen ganz natürlichen Antrieb suchte er sie zu fassen, schon aber hatte sich Andrée, die einer ersten Bewegung der Angst nachgegeben, wieder in den Hintergrund des Fiacre zurückgeworfen.

Der Offizier, den nun nichts mehr zurückhielt, sprang aus dem Wagen und fand den Kutscher beschäftigt, eines von seinen Pferden aufzuheben, das sich in der Deichsel und den Strängen verwickelte.

Man war in der Nähe der Brücke von Sèvres.

Durch die Hülfe, die der Offizier dem Führer des Fiacre leistete, war das arme Thier bald wieder auf seinen Beinen.

Der Kutscher, der sich zu einem liebenswürdigen Kunden Glück wünschte, ließ seine Peitsche, ohne Zweifel in der doppelten Absicht, seine Rosse und sich selbst wieder zu beleben, lustig knallen.

Doch man hätte glauben sollen, die durch den offenen Schlag eindringende Kälte habe das Gespräch vereist und die zunehmende Vertraulichkeit gefrieren gemacht, in der der junge Mann einen Reiz zu finden

Digitized by Google

anfing, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Man erkundigte sich einfach bei ihm nach dem Vorfall; er erzählte, was sich ereignet hatte.

Dieß war Alles und das Stillschweigen lastete abermals auf dem reisenden Trio.

Der Offizier, den diese warme, zitternde Hand ungemein in Anspruch genommen hatte, wollte wenigstens einen Fuß im Austausch haben.

Er streckte daher das Bein aus, doch so geschickt er auch war, er traf nichts, oder vielmehr, wenn er etwas traf, so hatte er den Schmerz, das, was er vor sich getroffen, fliehen zu sehen.

Einmal sogar, als er am Fuß der älteren von diesen beiden Frauen anstreifte, sagte diese mit der größten Kaltblütigkeit:

„Nicht wahr, ich beenge Sie furchtbar, mein Herr? verzeihen Sie."

Der junge Mann erröthete bis über die Ohren und wünschte sich Glück, daß die Nacht finster genug war, um seine Röthe zu verbergen.

Dann war Alles gesagt, und hier endigten die Unternehmungen.

Wieder stumm, unbeweglich und ehrerbietig geworden, als befände er sich in einem Tempel, fürchtete er sich, zu athmen, und machte sich klein wie ein Kind.

Allmählig aber und unwillkürlich bemächtigte sich ein seltsamer Eindruck seines ganzen Geistes, seines ganzen Wesens.

Er fühlte, ohne sie zu berühren, die zwei reizenden Frauen; er sah sie, ohne sie zu sehen; nach und nach gewöhnte er sich daran, in ihrer Nähe zu leben, und es kam ihm vor, als verschmelze sich ein Theilchen von ihrem Dasein mit dem seinigen. Um Alles in der Welt hätte er das erloschene Gespräch wieder anknüpfen mögen, und er wagte es nicht, denn er fürchtete die Alltäglichkeiten, er, der es beim Abgang verachtete, nur eines von den einfachsten Worten der

Digitized by Google

Weltsprache anzubringen. Er besorgte, albern oder frech vor diesen Frauen zu erscheinen, denen er eine Stunde zuvor viel Ehre zu erweisen glaubte, wenn er ihnen das Almosen eines Louisd'or und eine Artigkeit spende.

Mit einem Wort — alle Sympathien in diesem Leben erklären sich durch die Verwandtschaften der zu geeigneter Zeit in Berührung gesetzten Fluida, und so war es auch hier, ein mächtiger Magnetismus den Düften und der jugendlichen Wärme dieser drei durch den Zufall zusammengebrachten Körper entströmt, beherrschte den jungen Mann, erschloß ihm den Geist und erweiterte zugleich sein Herz.

So entstehen, leben und sterben zuweilen im Raum von einigen Augenblicken die ächtesten, wonnigsten und glühendsten Leidenschaften. Sie haben den Zauber, weil sie ephemer sind, sie haben die Stärke, weil sie im Zaume gehalten werden.

Der Offizier sagte nicht ein einziges Wort mehr. Die Damen sprachen leise unter sich.

Da indessen sein Ohr beständig offen war, so faßte er Worte ohne Folge auf, welche jedoch seiner Einbildungskraft einen Sinn boten.

Er hörte:

„Die vorgerückte Stunde . . . die Thore . . . der Vorwand für die Fahrt . . ."

Der Fiacre hielt abermals an.

Dießmal was es weder ein gefallenes Pferd, noch ein zerbrochenes Rad. Nach drei Stunden muthiger Anstrengung hatte sich der brave Kutscher die Arme erwärmt, das heißt, er hatte seine Rosse vor Schweiß triefen gemacht und Versailles erreicht, dessen lange, düstere, öde Alleen unter dem röthlichen Schimmer einiger durch den Rauhreif weiß gewordenen Laternen wie eine doppelte Procession schwarzer, fleischloser Schatten erschienen.

Der junge Mann begriff, daß man angelangt war.

Digitized by Google

Durch welchen Zauber war ihm die Zeit so kurz vorgekommen?

Der Kutscher neigte sich gegen das Vorderfenster und sagte:

„Herr, wir sind in Versailles."

„Wo soll er anhalten, meine Damen?" fragte der Offizier.

„Auf der Place d'Armes."

„Nach der Place d'Armes," rief der junge Mann dem Kutscher zu.

„Ich soll nach der Place d'Armes fahren?" fragte dieser.

„Ja, da man es Dir sagt."

„Es wird ein kleines Trinkgeld geben?" versetzte grinsend der Auvergnat.

„Immer zu."

Die Peitschenhiebe fingen wieder an.

„Ich muß doch sprechen," dachte der Offizier. „Ich werde für einen Dummkopf gelten, nachdem ich für einen Frechen gegolten habe."

„Meine Damen," sagte er, nicht ohne abermals zu zögern, „Sie sind nun zu Hause."

„Durch Ihren edelmüthigen Beistand."

„Welche Mühe haben wir Ihnen gemacht!" sprach die jüngere von den beiden Damen.

„Oh! ich habe das mehr als vergessen, Madame."

„Und wir, mein Herr, wir werden es nicht vergessen. Ihr Name, wenn es gefällig wäre, mein Herr?"

„Mein Name? Oh!"

„Es ist dieß das zweite Mal, daß man Sie darum bittet. Nehmen Sie sich in Acht!"

„Und nicht wahr, Sie wollen uns kein Geschenk mit einem Louisd'or machen?"

„Oh! wenn dem so ist," versetzte der Offizier etwas gereizt, „ich gebe nach: ich bin der Graf von Charny, dabei, wie Madame bemerkt hat, Offizier in der königlichen Marine."

„Charny!" wiederholte die ältere von den beiden

Digitized by Google

Damen, mit dem Ton, mit dem sie etwa gesagt hätte: „Es ist gut, ich werde es nicht vergessen."

„Georges, Georges von Charny," fügte der Offizier bei.

„Georges," murmelte die jüngere Dame.

„Und Sie wohnen?"

„Hotel des Princes, Rue de Richelieu."

Der Fiacre hielt an.

Die ältere von den Damen öffnete selbst den Schlag zu ihrer Linken, sprang behende zur Erde und reichte ihrer Gefährtin die Hand.

Der junge Mann aber, der ihnen zu folgen sich anschickte, rief:

„Meine Damen, nehmen Sie wenigstens meinen Arm an, Sie sind noch nicht zu Hause, und die Place d'Armes ist keine Wohnung."

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle," sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

„Wie, ich soll mich nicht rühren?"

„Nein, bleiben Sie im Fiacre."

„Aber allein gehen, bei Nacht, bei diesem Wetter? unmöglich!"

„Gut, nachdem Sie sich beinahe geweigert haben, uns zu verbinden, wollen Sie uns durchaus zu sehr verbinden," versetzte mit heiterem Tone die ältere von den beiden Damen.

„Aber . . ."

„Es gibt kein Aber. Seien Sie bis an's Ende ein artiger und biederer Cavalier. Ich danke Ihnen, Herr von Charny, ich danke Ihnen aus dem Grund meines Herzens, und da Sie ein artiger und biederer Cavalier sind, wie ich Ihnen so eben sagte, so verlangen wir nicht einmal Ihr Wort von Ihnen."

„Mein Wort? wofür?"

„Daß Sie den Schlag schließen und den Kutscher nach Paris zurückkehren heißen. Was Sie thun werden, nicht wahr, ohne nach uns umzuschauen."

Digitized by Google

Sie haben Recht, meine Damen, und mein Wort wäre unnütz. Kutscher, mein Freund, kehren wir zurück."

Und der junge Mann drückte dem Kutscher noch einen Louisd'or in seine plumpe Hand.

Der würdige Auvergnat bebte vor Freude.

„Alle Teufel," sagte er, „die Pferde mögen darüber krepiren, wenn sie wollen."

„Ich glaube das wohl, sie sind bezahlt," murmelte der Offizier.

Der Fiacre rollte, und er rollte rasch. Er erstickte durch das Geräusch der Räder einen Seufzer des jungen Mannes, einen wollüstigen Seufzer, denn der Syberite hatte sich auf die noch von der Gegenwart der zwei unbekannten Schönen warme Kissen gelegt.

Sie aber waren auf derselben Stelle geblieben, und erst als der Fiacre verschwunden, wandten sie sich nach dem Schloß.

VI.

Der Befehl.

In dem Augenblick, wo sie weiter gingen, trugen heftige Windstöße an das Ohr der Reisenden die drei Viertel, die es in der Saint-Louis-Kirche schlug.

„Oh! mein Gott, drei Viertel auf zwölf Uhr," riefen gleichzeitig die zwei Frauen.

„Alle Gitter sind geschlossen," fügte die jüngere bei.

„Oh! das bekümmert mich wenig, liebe Andrée, denn wäre das Gitter auch offen geblieben, so würden wir doch sicher nicht durch den Ehrenhof eingetreten sein. Geschwinde, geschwinde, gehen wir durch die Reservoirs."

Beide wandten sich nach der Rechten des Schlosses.

Bekanntlich ist hier ein besonderer Gang, der nach den Gärten führt.

Digitized by Google

Man kam zu diesem Gang.

„Das kleine Thor ist geschlossen, Andrée," sagte unruhig die ältere von den zwei Frauen.

„Klopfen wir an, Madame."

„Nein, rufen wir. Laurent muß mich erwarten, ich habe ihn benachrichtigt, ich würde vielleicht spät zurückkommen."

„Nun, so will ich rufen."

Andrée näherte sich der Thüre.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme im Innern, die nicht einmal wartete, bis man rief.

„Oh! das ist nicht die Stimme von Laurent," sprach erschrocken die junge Frau.

„In der That, nein."

Die andere Frau näherte sich ebenfalls.

„Laurent," flüsterte sie durch das Thor.

Keine Antwort.

„Laurent!" wiederholte die Dame und klopfte zugleich an.

„Es ist kein Laurent hier," erwiederte barsch die Stimme.

„Oeffnen Sie immerhin, mag es nun Laurent oder nicht Laurent sein," rief Andrée mit dringlichem Tone.

„Ich öffne nicht."

„Aber, mein Freund, Sie wissen nicht, daß uns Laurent zu öffnen pflegt."

„Ich kümmere mich den Teufel um Laurent, ich habe meinen Befehl."

„Wer sind Sie denn?"

„Wer ich bin?"

„Ja."

„Und Sie?" fragte die Stimme.

Die Frage war ein wenig brutal, doch es ließ sich nicht feilschen, man mußte antworten.

„Wir sind Damen vom Gefolge Ihrer Majestät. Wir wohnen im Schloß und möchten gern in unsere Wohnung zurückkehren."

„Wohl! ich, meine Damen, ich bin ein Schweizer

Digitized by Google

von der ersten Compagnie Solischemade, und ich werde ganz das Gegentheil von Laurent thun, ich werde Sie vor der Thüre lassen."

„Oh!" murmelten die zwei Frauen, von denen die eine der andern voll Zorn die Hände drückte.

Dann, sich bewältigend, sagte sie:

„Ich begreife, daß Sie Ihre Vorschrift beobachten, das ist die Pflicht eines guten Soldaten und Sie sollen sich nicht dagegen verfehlen. Aber ich bitte Sie, erweisen Sie mir nur den Gefallen, Laurent, der nicht fern sein kann, zu benachrichtigen."

„Ich kann meinen Posten nicht verlassen."

„Schicken Sie Jemand."

„Ich habe Niemand."

„Ich bitte inständig."

„Ei! alle Wetter, Madame, schlafen Sie in der Stadt. Ist das nicht eine schöne Geschichte! Oh! wenn man mir das Thor der Kaserne vor der Nase schlösse, ich würde wohl ein Lager finden."

„Grenadier, hören Sie," sprach entschlossen die ältere von den beiden Frauen. „Zwanzig Louisd'or für Sie, wenn Sie öffnen."

„Und zehn Jahre Kettenstrafe; ich danke. Achtundvierzig Livres jährlich, das ist nicht genug.

„Ich lasse Sie zum Sergenten ernennen."

„Ja, und der, welcher mir den Befehl gegeben hat, läßt mich erschießen; ich danke."

„Wer hat Ihnen denn diesen Befehl gegeben?"

„Der König."

„Der König!" wiederholten die beiden Frauen erschrocken; „oh! wir sind verloren."

Die Jüngere schien ganz außer sich zu sein.

„Sagen Sie," fragte die Aeltere, „gibt es keine andern Thore?"

„Oh! Madame, wenn man dieses geschlossen hat, hat man die anderen auch geschlossen."

„Und wenn wir Laurent an diesem Thor nicht

Digitized by Google

finden, welches das seinige ist, wo glauben Sie, daß wir ihn finden?"

„Oh! nein, das ist eine beschlossene Sache."

„Es ist wahr, und Sie haben Recht. Andrée, Andrée, das ist ein furchtbarer Streich vom König."

Die Dame betonte die letzten Worte mit einer beinahe drohenden Verachtung.

Das Thor der Reservoirs war in der Dicke einer Mauer angebracht, welche tief genug war, um aus dieser Nische eine Art von Vorhaus zu bilden.

Eine steinerne Bank lief an beiden Seiten hin.

Die Damen sanken darauf in einem Zustand der Aufregung, der der Verzweiflung glich.

Man sah unter dem Thore einen leuchtenden Strahl; man hörte hinter dem Thor die Tritte des Schweizers, der sein Gewehr bald aufnahm, bald niedersetzte.

Jenseits dieses dünnen, eichenes Hindernisses die Rettung; diesseits die Schande, ein Aergerniß, beinahe der Tod.

„Oh! morgen! morgen! wenn man es erfährt!" murmelte die ältere von den beiden Frauen.

„Aber Sie werden die Wahrheit sagen?"

„Wird man es glauben?"

„Sie haben Beweise. Madame, der Soldat wird nicht die ganze Nacht wachen," sagte die junge Frau, die in demselben Maße Muth zu fassen schien, in dem ihn ihre Gefährtin verlor; „in einer oder der andern Stunde wird man ihn ablösen, und sein Nachfolger ist vielleicht gefälliger. Warten wir."

„Ja, aber die Patrouillen werden nach Mitternacht vorüberkommen; man wird mich erwartend, mich verbergend, außen finden: Das ist schändlich! Hören Sie, Andrée, das Blut steigt mir zu Kopfe und erstickt mich."

„Oh! Muth gefaßt, Madame; Sie sind gewöhnlich so stark, ich war vorhin noch so schwach, und nun muß ich Sie unterstützen!"

„Darunter steckt ein Komplott, Andrée, wir sind die Opfer desselben. Das ist noch nie geschehen, nie

Digitized by Google

iſt dieß Thor geſchloſſen worden. Ich werde darüber ſterben, Andrée, ich ſterbe!"

Und ſie warf ſich rückwärts, als ob ſie wirklich erſtickte.

In demſelben Augenblick erſchollen auf dem gegenwärtig ſo wenig betretenen dumpfen weiten Pflaſter von Verſailles Schritte.

Gleichzeitig vernahm man eine Stimme, eine leichte, heitere Stimme, die Stimme eines ſingenden jungen Mannes.

Er ſang eines von den manierirten Liedern, welche der Epoche angehören, die wir zu ſchildern verſuchen.

Die Damen lauſchten.

„Dieſe Stimme!" riefen ſie.

„Ich kenne ſie," ſagte die ältere.

„Es iſt die von . . ."

„Er iſt es!" ſagte Andrée der Dame in's Ohr, deren Unruhe ſich ſo ſtark geoffenbart hatte, „er iſt es, er wird uns retten."

In dieſem Augenblicke trat ein junger Mann, in einen weiten Pelzoberrock gehüllt, in die Niſche ein, klopfte, ohne die Frauen zu ſehen, an die Thüre und rief:

„Laurent!"

„Mein Bruder!" ſagte die ältere von den beiden Frauen, den jungen Mann an der Schulter berührend.

„Die Königin!" rief dieſer, indem er einen Schritt zurückwich und ſeinen Hut in die Hand nahm.

„So! Guten Abend, mein Bruder." *)

„Guten Abend, Madame; guten Abend, meine Schweſter; Sie ſind nicht allein?"

„Nein, Fräulein Andrée von Taverney iſt bei mir."

„Ah! ſchön! guten Abend, mein Fräulein."

„Hoheit," murmelte Andrée ſich verbeugend.

---

*) Es iſt hier zur Verdeutlichung zu bemerken, daß man in Frankreich in der freundlichen Umgangsſprache Bruder und Schweſter für Schwager und Schwägerin ſagt. D. Ueberſ.

Digitized by Google

„Sie gehen aus, meine Damen?“ fragte der junge Mann.

„Nein.“

„Sie kommen also nach Hause?“

„Wir möchten gern zu Hause kommen.“

„Haben sie Laurent nicht gerufen?“

„Doch.“

„Nun?“

„Rufen Sie Laurent ebenfalls ein wenig; und Sie werden sehen.“

„Ja, ja, rufen Sie, Hoheit, und Sie werden sehen.“

Der junge Mann, in dem man ohne Zweifel den Grafen d'Artois erkannt hat, näherte sich ebenfalls der Thüre, klopfte an und rief:

„Laurent!“

„Gut! nun fängt der Spaß wieder an,“ sprach die Stimme des Schweizers; „ich sage Ihnen, daß ich, wenn Sie mich länger quälen, den Offizier rufen werde.“

„Was ist das?“ fragte der junge Mann verblüfft, indem er sich gegen die Königin umwandte.

„Ein Schweizer, den man an die Stelle von Laurent gesetzt hat.“

„Wer hat dieß gethan?“

„Der König.“

„Der König!“

„Der Schweizer hat es uns selbst so eben gesagt.“

„Und mit einem Befehl?“

„Mit einem sehr strengen, wie es scheint.“

„Teufel! capituliren wir!“

„Wie dieß?“

„Geben wir dem Burschen Geld.“

„Ich habe ihm geboten und er hat es ausgeschlagen.“

„Bieten wir ihm die Gallonen an.“

„Ich habe sie ihm angeboten.“

„Und?“

Digitized by Google

„Er wollte nichts hören.“

„Dann gibt es nur ein Mittel.“

„Welches?“

„Ich werde Lärmen machen.“

„Sie werden uns compromittiren; mein lieber Karl, ich flehe Sie an.“

„Ich werde Sie nicht im Geringsten compromittiren.“

„Ah!“

„Sie treten beiseit, ich klopfe wie ein Tauber, ich schreie wie ein Blinder, man wird mir am Ende öffnen und Sie gehen hinter mir hinein.“

„Versuchen Sie es.“

Der junge Prinz rief abermals Laurent, dann klopfte er, dann machte er mit seinem Degengriff einen solchen Lärm, daß der Schweizer wüthend schrie:

„Ah! es ist so. Nun wohl! ich rufe meinen Offizier.“

„Ei! bei Gott! rufe ihn, Bursche! Das ist es, was ich schon seit einer Viertelstunde verlange.“

Nach einem Augenblicke hörte man Schritte jenseits der Thüre. Die Königin und Andrée stellten sich hinter den Grafen d'Artois, bereit, den Durchgang zu benützen, der ohne Zweifel geöffnet werden würde.

Man hörte den Schweizer die ganze Ursache dieses Lärmens erklären.

„Mein Lieutenant, es sind Damen mit einem Mann, der mich Bursche genannt hat. Sie wollen mit Gewalt herein.“

„Nun! was ist darüber zu wundern, daß wir hinein zu kommen wünschen, da wir aus dem Schlosse sind.“

„Das kann ein natürlicher Wunsch sein, mein Herr, doch es ist verboten,“ erwiederte der Offizier.

„Verboten! Durch wen?“

„Durch den König.“

„Verzeihen Sie, der König kann nicht wollen, daß ein Offizier des Schlosses auswärts schläft.“

Digitized by Google

„Mein Herr, es ist nicht meine Sache, die Absichten des Königs zu untersuchen; ich bin nur verpflichtet, zu thun, was mir der König befiehlt.“

„Hören Sie, Lieutenant, öffnen Sie ein wenig die Thüre, daß wir anders als durch ein Brett sprechen können.“

„Mein Herr, ich wiederhole, daß ich den Befehl habe, das Thor geschlossen zu halten. Wenn Sie aber Offizier sind, wie Sie sagen, müssen Sie wissen, was ein Befehl bedeutet.“

„Lieutenant, Sie sprechen mit dem Obersten eines Regiments.“

„Mein Oberster, entschuldigen Sie, doch mein Befehl ist sehr bestimmt.“

„Der Befehl ist nicht für einen Prinzen gemacht. Mein Herr, ein Prinz schläft nicht auswärts, und ich bin Prinz.“

„Mein Prinz, Sie bringen mich in Verzweiflung, aber der König hat befohlen.“

„Hat Ihnen der König befohlen, seinen Bruder wie einen Bettler oder einen Dieb wegzujagen? Ich bin der Graf d'Artois, mein Herr. Alle Teufel! Sie wagen viel, daß Sie mich so vor der Thüre gefrieren lassen.“

„Monseigneur Graf d'Artois,“ erwiederte der Lieutenant, „Gott ist mein Zeuge, daß ich all' mein Blut für Eure Königliche Hoheit hingeben würde, doch der König hat mir die Ehre erwiesen, mir, indem er mir die Bewachung dieser Thüre anvertraute, zu sagen, ich dürfe Niemand einlassen, selbst nicht ihn, den König, sollte er sich nach elf Uhr einfinden. Ich bitte Sie also um Verzeihung, Monseigneur, ich bin Soldat, und wenn ich an Ihrer Stelle vor diesem Thor, Ihre Majestät die Königin vor Kälte erstarrt sähe, ich würde Ihrer Majestät antworten, was ich zu meinem Schmerz Ihnen antworten mußte.“

Hienach murmelte der Offizier einen äußerst ehr-

Digitized by Google

furchtsvollen guten Abend und kehrte langsam an seinen Posten zurück.

Der Soldat, der mit geschultertem Gewehr, dicht an dem Verschlag stand, wagte nicht mehr zu athmen, und sein Herz schlug so stark, daß der Graf d'Artois, der sich ebenfalls an das Thor anlehnte, das Pulsiren fühlte.

„Wir sind verloren," sagte die Königin zu ihrem Schwager, indem sie ihn an der Hand nahm.

Dieser erwiederte nichts.

„Es ist bekannt, daß Sie ausgegangen sind?" fragte er.

„Ach! ich weiß es nicht."

„Vielleicht hat der König auch nur gegen mich diesen Befehl gegeben. Der König weiß, daß ich bei Nacht ausgehe und zuweilen spät zurückkomme. Die Frau Gräfin d'Artois wird etwas erfahren und sich bei Seiner Majestät beklagt haben: daher dieser tyrannische Befehl!"

„Oh! nein, nein, mein Bruder; ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Zartheit, mit der Sie mich zu beruhigen suchen, aber die Maßregel ist meinetwegen oder vielmehr gegen mich getroffen worden."

„Unmöglich, meine Schwester, der König hat zu viel Achtung . . ."

„Mittlerweile bin ich vor der Thüre, und ein abscheulicher Scandal wird aus einer ganz unschuldigen Sache entstehen. Ah! ich weiß wohl, ich habe einen Feind beim König."

„Es ist möglich, daß Sie einen Feind beim König haben, Schwesterchen. Ich aber habe eine Idee."

„Eine Idee? lassen Sie geschwinde hören."

„Eine Idee, die Ihren Feind dummer machen wird, als einen Esel, der an seinen Halfter aufgehenkt ist."

„Oh! wenn Sie uns nur von der Lächerlichkeit dieser Lage erretten, mehr verlange ich nicht."

„Ob ich Sie erretten werde! ich hoffe es wohl.

Digitized by Google

Oh! ich bin nicht alberner als er, obgleich er gelehrter ist als ich."

„Wer, er?"

„Ei! bei Gott! der Herr Graf von Provence."

„Ah! Sie erkennen also wie ich, daß er mein Feind ist."

„Ei! ist er nicht der Feind von Allem, was jung, von Allem, was schön, von Allem dem, was kann ... was er nicht kann!"

„Mein Bruder, Sie wissen etwas über diesen Befehl."

Vielleicht; doch vor Allem bleiben wir nicht unter diesem Thor, es ist eine Hundekälte hier. Kommen Sie mit mir, meine Schwestern."

„Wohin?"

„Sie werden es sehen, an einen Ort, wo es wenigstens minder kalt ist. Kommen Sie, und unter Weges sage ich Ihnen, was ich von dem Thorschluß denke. Ah! Herr von Provence, mein theurer und unmündiger Bruder! Geben Sie mir Ihren Arm, meine Schwester: nehmen Sie meinen andern Arm, Fräulein von Taverney, und wenden wir uns rechts."

Man brach auf.

„Und Sie sagten also, Herr von Provence?" fragte die Königin.

„Ah! ja wohl. Diesen Abend, nach dem Mahle des Königs, kam er in das große Cabinet; der König hatte im Verlaufe des Tages viel mit dem Grafen von Haga gesprochen, und man hatte Sie nicht gesehen."

„Um zwei Uhr bin ich nach Paris abgefahren."

„Ich wußte es wohl, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, liebe Schwester. Der König dachte eben so wenig an Sie, als an Harun al Raschid und seinen Großvezir Giaffar, und unterhielt sich über Geographie. Ich hörte ziemlich ungeduldig zu, denn ich hatte auch auszugehen: Ah! verzeihen Sie, wir gingen ohne

Zweifel nicht aus derselben Ursache aus, somit hatte ich Unrecht ..."

„Immerzu, immerzu."

„Wenden wir uns links."

„Wohin führen Sie uns denn?"

„Nur noch zwanzig Schritte. Nehmen Sie sich in Acht, es liegt hier ein Schneehaufen. Ah! Fräulein von Taverney, wenn Sie meinen Arm loslassen, werden Sie fallen, das sage ich Ihnen zum Voraus. Kurz, um auf den König zurückzukommen, er dachte nur an die Länge und Breite, als Herr von Provence zu ihm sagte: „Ich möchte doch gern der Königin meine Ehrfurcht bezeigen."

„Oh! oh!" machte Marie Antoinette.

„„Die Königin speist in ihren Zimmern zu Nacht,"" erwiederte der König.

„„Ah! ich glaubte sie wäre in Paris,"" fügte mein Bruder bei.

„„Nein, sie ist zu Hause,"" antwortete ruhig der König.

„„Ich komme von ihrer Wohnung her, und man hat mich dort nicht empfangen,"" entgegnete der Graf von Provence.

„Da sah ich, wie der König die Stirne faltete. Er entließ uns, meinen Bruder und mich, und erkundigte sich wohl, als wir weggegangen waren. Ludwig ist eifersüchtig, wie Sie wissen, wenn ihn gerade der Schuß ankommt; er wird Sie haben sehen wollen, man hat ihm wohl den Eintritt verweigert, und er hat dann etwas gemuthmaßt."

„Ganz richtig, Frau von Misery hatte den Befehl."

„So ist es; und um sich Ihrer Abwesenheit zu versichern, wird er die strenge Verordnung erlassen haben, die uns hinausschließt."

„Oh! Sie müssen gestehen Graf, das ist ein abscheulicher Zug."

„Ich gestehe es, doch wir sind an Ort und Stelle."

„Dieſes Haus?"

„Mißfällt Ihnen, meine Schweſter?"

„Oh! ich ſage das nicht, es entzückt mich im Gegentheil. Doch Ihre Leute?"

„Nun?"

„Wenn ſie mich ſehen."

„Meine Schweſter, treten Sie immerhin ein, und ich bürge Ihnen dafür, daß Sie Niemand ſieht."

„Nicht einmal der, welcher mir die Thüren öffnet?" fragte die Königin.

„Nicht einmal der."

„Unmöglich."

„Wir wollen es verſuchen," erwiederte lachend der Graf d'Artois.

Und er näherte ſeine Hand der Thüre.

Die Königin hielt ſeinen Arm zurück.

„Ich flehe Sie an, mein Bruder, nehmen Sie ſich in Acht."

Der Prinz drückte mit ſeiner andern Hand in eine zierlich geſchnitzte Füllung.

Die Thüre öffnete ſich.

Die Königin konnte eine Bewegung der Angſt nicht unterdrücken.

„Treten Sie doch ein, meine Schweſter, ich beſchwöre Sie," ſagte der Prinz; „Sie ſehen wohl, daß bis jetzt Niemand da iſt."

Die Königin ſchaute Fräulein von Taverney wie eine Perſon an, die ſich der Gefahr ausſetzen will; dann trat ſie über die Schwelle mit einer von jenen bei den Frauen ſo reizenden Geberden, welche beſagen wollen:

„Unter der Obhut Gottes."

Die Thüre ſchloß ſich geräuſchlos hinter ihr.

Sie befand ſich dann in einem Vorhaus von Stuck mit marmornen Unterlagen; die Platten waren eine Moſaik, Blumenſträucher vorſtellend, während auf marmornen Randtiſchchen hundert niedrige, buſchige Roſenſtöcke ihre, um dieſe Jahreszeit ſo ſeltenen, wohl-

Digitized by Google

riechenden Blumenblätter, aus ihren japanesischen Gefäßen regnen ließen.

Eine sanfte Wärme, ein süßer Duft fesselten die Sinne so gut, daß die zwei Damen, als sie in das Vorhaus kamen, nicht nur einen Theil ihrer Befürchtungen, sondern auch einen Theil ihrer Bedenklichkeiten vergaßen.

„Nun ist es gut; nun sind wir unter Obdach, und das Obdach ist sogar ziemlich bequem, wenn ich es Ihnen gestehen soll," sagte die Königin. „Doch wäre es nicht ersprießlich, wenn Sie sich mit Einem beschäftigten, mein Bruder?"

„Womit?"

„Damit, daß Sie Ihre Diener entfernen."

„Oh! das läßt sich leicht machen."

Und der Prinz ergriff ein Glöckchen, das in der Auskehlung einer Säule stand, und ließ es nur einmal ertönen, dieser einzige Anschlag vibrirte aber geheimnißvoll in den Tiefen der Treppe.

Die zwei Frauen gaben einen schwachen Angstschrei von sich.

„Auf diese Art entfernen Sie Ihre Leute, mein Bruder?" fragte die Königin; „ich hätte im Gegentheil geglaubt, Sie würden dieselben so herbeirufen."

„Läutete ich zum zweiten Mal, so würde allerdings Jemand kommen; da ich aber nur ein Mal geläutet habe, so können Sie unbesorgt sein, meine Schwester, Niemand wird kommen."

Die Königin lachte.

„Sie sind ein Mann der Vorsicht," sagte sie.

„Sie können nun nicht in einem Vorhaus wohnen, meine Schwester," fuhr der Prinz fort, „wollen Sie sich die Mühe nehmen, hinaufzugehen."

„Gehorchen wir," sprach die Königin; „der Hausgeist scheint mir nicht zu böswillig zu sein."

Und sie stieg hinauf.

Der Prinz ging ihr voran.

Man hörte die Tritte von Keinem von ihnen, auf

Digitized by Google

den Aubusson-Teppichen, mit denen die Treppe geschmückt war.

Im ersten Stocke angelangt, ließ der Prinz ein zweites Glöckchen ertönen, bei dessen Geräusch die Königin und Fräulein von Taverney, da sie nicht darauf aufmerksam gemacht worden waren, abermals bebten.

Doch ihr Erstaunen verdoppelte sich, als sie die Thüren dieses Stockes sich allein öffnen sahen.

„In der That, Andrée," sagte die Königin, „ich fange an zu zittern; und Sie?"

„Ich, Madame, so lange Eure Majestät vorangeht, werde ich mit Vertrauen folgen."

„Meine Schwester, nichts kann einfacher sein, als das, was hier vorgeht," sagte der junge Prinz: „Die Thüre Ihnen gegenüber ist die Ihrer Wohnung. Sehen Sie?"

Und er bezeichnete der Königin ein reizendes Plätzchen, dessen Beschreibung wir nicht unterlassen dürfen.

Ein kleines Vorzimmer von Rosenholz mit zwei Etagèren von Boule, Plafond von Bouchen, Fußboden von Rosenholz ging in ein Boudoir von weißem Kaschemir, gestickt mit Blumen, aus der Hand gearbeitet von den geschicktesten Stickerinnen.

Die Ausstattung dieses Zimmers war eine Tapisserie mit kleinem Seidenstich mit jener Kunst nuancirt, welche aus einer Gobelins-Tapete in jener Zeit ein Meisterstück machte.

Nach dem Boudoir ein schönes, blaues Schlafzimmer mit Spitzen und Seide von Tours geschmückt, ein kostbares Bett in einem dunklen Alkoven, ein blendendes Feuer in einem Kamin von weißem Marmor, zwölf wohlriechende Kerzen, die auf Candelabern von Clodion brannten, ein Windschirm von lasurblauem Lack mit seinen goldenen Verzierungen in chinesischem Styl, dieß waren die Wunder, welche vor den Augen der Damen erschienen, als sie schüchtern in diesen eleganten Winkel eintraten.

Digitized by Google

Kein lebendes Wesen zeigte sich, überall Wärme, ;icht, ohne daß man in irgend einer Hinsicht die Ur=achen von so vielen glücklichen Wirkungen errathen onnte.

Die Königin, welche schon mit einer gewissen Zu=ückhaltung in das Boudoir eingetreten war, blieb einen lugenblick auf der Schwelle des Schlafzimmers.

Der Prinz entschuldigte sich auf eine ganz artige Weise über die Nothwendigkeit, die ihn antreibe, seine Schwester in ein ihrer unwürdiges Vertrauen zu ziehen.

Die Königin antwortete durch ein Halblächeln, as viel mehr Dinge ausdrückte, als alle Worte, die ie hätte aussprechen können.

„Meine Schwester," fügte der Graf d'Artois bei, „Sie sehen hier meine Junggesellenwohnung; ich komme allein herein, und zwar immer allein."

„Beinahe immer," sagte Marie Antoinette.

„Nein, immer."

„Ah!" sagte die Königin.

„Ueberdieß," fuhr er fort, „überdieß finden sich in diesem Boudoir ein Sopha und eine Bergère, worauf ich sehr oft, wenn mich die Nacht auf der Jagd über=aschte, so gut als in meinem Bett geschlafen habe."

„Ich begreife, daß die Frau Gräfin d'Artois zu=weilen unruhig ist," sagte die Königin.

„Allerdings, doch gestehen Sie, meine Schwester, daß die Frau Gräfin, wenn sie über mich unruhig ist, heute Nacht sehr Unrecht haben wird."

„Heute Nacht, ich leugne es nicht, doch die ande=en Nächte . . ."

„Meine Schwester, wer einmal Unrecht hat, hat immer Unrecht."

„Fassen wir uns kurz," sagte die Königin, wäh=rend sie sich auf ein Fauteuil setzte. Ich bin furchtbar müde, und Sie, meine arme Andrée?"

„Oh! ich, ich unterliege der Müdigkeit, und wenn Eure Majestät mir erlaubt . . ."

Digitized by Google

„Sie erbleichen in der That, mein Fräulein," rief der Graf d'Artois.

„Thun Sie es, meine Liebe," sprach die Königin, „setzen Sie sich, legen Sie sich sogar nieder, der Herr Graf d'Artois tritt uns diese Wohnung ab, nicht wahr, Karl?"

„Als volles Eigenthum, Madame."

„Einen Augenblick, Graf, ein letztes Wort."

„Nun?"

„Wenn Sie weggehen, wie sollen wir Sie zurückrufen?"

„Sie bedürfen meiner nicht; einmal hier einquartirt, verfügen Sie über das ganze Haus."

„Es hat also noch andere Zimmer als dieses?"

„Allerdings; es hat vor Allem ein Speisezimmer, das ich Sie zu besuchen einlade."

„Ohne Zweifel mit einer vollkommen bestellten Tafel?"

„Ei! gewiß, worauf Fräulein von Taverney, die mir dessen sehr zu bedürfen scheint, eine Kraftbrühe, ein Hühnerflügelchen und einen Fingerhut voll Xeres finden wird, und wo Sie, meine Schwester, verschiedene Sorten von den gekochten Früchten finden, die Sie so sehr lieben."

„Und dieß Alles ohne Bedienten?"

„Ohne den geringsten."

„Wir werden sehen. Doch hernach."

„Hernach?"

„Ja, um in das Schloß zurückzukehren."

„Sie dürfen gar nicht daran denken, in der Nacht zurückzukehren, da der Befehl gegeben ist. Doch der für die Nacht gegebene Befehl fällt mit dem Eintritt des Tages; um sechs Uhr öffnen sich die Thore. Gehen Sie um drei Viertel auf sechs Uhr von hier weg. Sie finden in den Schränken Mäntel von allen Farben und Formen, wenn Sie sich verkleiden wollen; gehen Sie ins Schloß hinein, wie ich Ihnen sage, begeben Sie

Digitized by Google

sich in Ihr Gemach, legen Sie sich zu Bette und bekümmern Sie sich nicht um das Uebrige."

„Aber Sie?"

„Wie, ich?"

„Ja, was werden Sie thun?"

„Ich verlasse das Haus."

„Wie, wir vertreiben Sie, mein armer Bruder?"

„Es wäre nicht schicklich, daß ich die Nacht unter einem Dache mit Ihnen zugebracht hätte, meine Schwester."

„Aber Sie müssen doch ein Lager haben, und wir berauben Sie des Ihrigen."

„Oh! es bleiben mir noch drei diesem ähnliche."

Die Königin lachte.

„Und er sagt, die Frau Gräfin Artois habe Unrecht, wenn sie sich beunruhige; ich werde sie in Kenntniß setzen," sprach sie mit einer reizenden Geberde der Drohung.

„Dann werde ich dem König Alles sagen," versetzte der Prinz in demselben Tone.

„Er hat Recht, wir sind von ihm abhängig."

„Ganz und gar: das ist demüthigend: doch was kann man machen?"

„Sich unterwerfen. Sie sagen also, um morgen früh wegzugehen, um Niemand zu begegnen?"

„Einmal läuten an der Säule unten."

„An welcher? an der rechts oder an der links?"

„Gleichviel."

„Die Thüre wird sich öffnen?"

„Und wieder schließen."

„Ganz allein?"

„Ganz allein."

„Ich danke. Guten Abend, mein Bruder."

„Guten Abend, meine Schwester."

Der Prinz verbeugte sich. Andrée schloß die Thüre hinter ihm und er verschwand.

Digitized by Google

VII.

Der Alkoven der Königin.

Am andern Tag, oder vielmehr an demselben Morgen, denn unser letztes Kapitel endigte Nachts um zwei Uhr, an demselben Morgen, sagen wir, klopfte Ludwig XVI. in kleinem, veilchenblauem Kleid, ohne Orden und ohne Puder, kurz so, wie er aus dem Bette gekommen, an die Thüren des Vorzimmers der Königin.

Eine Frau vom Dienst öffnete diese Thüre ein wenig und sagte, als sie den König erkannte:

„Sire . . .“

„Die Königin?“ fragte der König mit barschem Ton.

„Ihre Majestät schläft, Sire.“

Der König machte eine Geberde, als wollte er die Frau entfernen. Doch diese wich nicht von der Stelle.

„Nun!“ sagte der König, „wollen Sie sich wohl rühren? Sie sehen, daß ich hinein will.“

Der König hatte in gewissen Augenblicken eine Raschheit der Bewegung, die seine Feinde Brutalität nannten.

„Die Königin schläft,“ entgegnete schüchtern die Frau vom Dienst.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mir Platz machen sollen,“ erwiederte der König.

Und bei diesen Worten schob er wirklich die Frau auf die Seite und ging vorbei.

Als er vor die Thüre des Schlafzimmers kam, sah er Frau von Misery, die erste Kammerfrau der Königin, welche die Messe in ihrem Gebetbuche las.

Diese Dame stand auf, sobald sie den König erblickte.

„Sire,“ sprach sie mit leiser Stimme und unter tiefer Verneigung, „Ihre Majestät hat noch nicht gerufen.“

Digitized by Google

„Ah! wahrhaftig!“ versetzte der König mit einer spöttischen Miene.

„Sire, es ist, glaube ich, kaum halb sieben Uhr, und Ihre Majestät läutet nie vor sieben Uhr.“

„Und Sie wissen bestimmt, daß die Königin in ihrem Bette ist? Sie wissen bestimmt, daß sie schläft?“

„Ich möchte nicht behaupten, daß Ihre Majestät schläft; aber ich weiß bestimmt, daß sie in ihrem Bette ist.“

„Sie ist dort?“

„Ja, Sire.“

Der König konnte sich nicht mehr länger bewältigen. Er ging gerade auf die Thüre zu und drehte den vergoldeten Knopf mit einer geräuschvollen Hast.

Das Zimmer der Königin war dunkel, wie mitten in der Nacht; Läden und Vorhänge erhielten darin, hermetisch geschlossen, die dichteste Finsterniß.

Eine in der entferntesten Ecke des Zimmers auf einem Tischchen brennende Nachtlampe ließ den Alkoven der Königin völlig in Schatten getaucht und die ungeheuren weißen seidenen Vorhänge mit goldenen Lilien hingen in wogenden Falten auf das ungeordnete Bett herab.

Der König ging mit raschen Schritten auf das Bett zu.

„Oh! Frau von Misery,“ rief die Königin, „welchen Lärmen machen Sie . . . Sie haben mich nun aufgeweckt.“

Der König blieb erstaunt stehen und murmelte:

„Es ist nicht Frau von Misery.“

„Ah! Sie sind es, Sire,“ versetzte die Königin, indem sie sich erhob.

„Guten Morgen, Madame,“ sprach der König mit sauersüßem Tone.

„Was für ein guter Wind führt Sie hierher, Sire?“ fragte die Königin. „Frau von Misery! Frau von Misery, öffnen Sie doch die Fenster.“

Digitized by Google

Die Frauen traten ein und öffneten nach der Gewohnheit, die ihnen Marie Antoinette beigebracht hatte, sogleich Thüren und Fenster, um die frische Luft einzulassen, welche die Königin beim Erwachen voll Wonne einschlürfte.

„Sie schlafen mit gutem Appetit," sagte der König, nachdem er seinen forschenden Blick überall hatte umherlaufen lassen.

„Ja, Sire, ich habe lange gelesen, und würde folglich, wenn mich Eure Majestät nicht geweckt hätte, noch schlafen."

„Woher kommt es, daß Sie gestern nicht empfangen haben, Madame?"

„Empfangen, wen? Ihren Bruder, Herrn von Provence!" versetzte die Königin mit einer Geistesgegenwart, die dem Argwohn des Königs entgegentrat.

„Ganz richtig, meinen Bruder; er wollte Sie begrüßen, und man hat ihn nicht eingelassen."

„Nun?"

„Man sagte ihm, Sie seien abwesend."

„Hat man ihm das gesagt?" fragte nachlässig die Königin. „Frau von Misery! Frau von Misery!"

Frau von Misery erschien an der Thüre; sie hielt auf einer goldenen Platte eine Anzahl an die Königin adressirte Briefe.

„Ihre Majestät ruft mich?" fragte Frau von Misery.

„Ja. Hat man gestern Herrn von Provence gesagt, ich sei vom Schlosse abwesend?"

Um nicht vor dem König vorüberzugehen, drehte sich Frau von Misery um diesen und reichte der Königin die Platte mit den Briefen. Sie hielt unter ihrem Finger einen von diesen Briefen, dessen Handschrift die Königin erkannte.

„Antworten Sie dem König, Frau von Misery," fuhr Marie Antoinette mit derselben Nachlässigkeit fort, „sagen Sie Seiner Majestät, was man gestern Herrn von Provence erwiedert hat, als er vor meiner

Digitized by Google

Thüre erschien; ich meinerseits erinnere mich dessen nicht mehr."

„Sire," sagte Frau von Misery, während die Königin den Brief entsiegelte, „Monseigneur der Graf von Provence kam gestern, um Ihrer Majestät seinen Respect zu bezeigen, und ich antwortete ihm, Ihre Majestät empfange nicht."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl der Königin."

„Ah!" machte der König.

Während dieser Zeit hatte die Königin den Brief entsiegelt und folgende Zeilen gelesen:

„Sie sind gestern von Paris zurückgekommen und um acht Uhr Abends in das Schloß eingetreten, Laurent hat Sie gesehen."

Mit derselben gleichgültigen Miene entsiegelte die Königin sodann ein halbes Dutzend Billets, Briefe und Bittschriften, welche unter ihren Eiderdunen lagen.

„Nun?" fragte sie zum König aufschauend,

„Ich danke, Madame," sagte dieser zu der ersten Kammerfrau.

Frau von Misery entfernte sich.

„Verzeihen Sie, Sire," sprach die Königin, „geben Sie mir über einen Punkt Aufklärung."

„Ueber welchen?"

„Steht es mir frei oder nicht frei, Herrn von Provence zu sehen?"

„Oh! vollkommen frei, Madame, aber . . ."

„Was wollen Sie, sein Geist ermüdet mich; überdieß liebt er mich nicht; es ist wahr, ich gebe es ihm zurück. Ich erwartete seinen verdrießlichen Besuch und legte mich um acht Uhr in's Bett, um diesen Besuch nicht zu empfangen. Was haben Sie denn, Sire?"

„Nichts, nichts."

„Man sollte glauben, Sie zweifeln."

„Aber . ."

„Was, aber?"

„Aber ich glaubte Sie gestern in Paris."

Digitized by Google

„Um wie viel Uhr?“

„In den Stunden, wo Sie zu Bette gegangen zu sein behaupten.“

„Allerdings, ich bin nach Paris gefahren. Kommt man etwa nicht von Paris zurück?“

„Doch. Es hängt Alles von der Stunde ab, zu der man zurückkommt.“

„Ah, ah! Sie wollen genau die Stunde wissen, zu der ich von Paris zurückgekommen bin?“

„Ja.“

„Das ist ganz leicht, Sire!“

Die Königin rief:

„Frau von Misery?“

Die Kammerfrau erschien wieder.

„Wie viel Uhr war es, als ich gestern von Paris zurückkam, Frau von Misery?“ fragte die Königin.

„Ungefähr acht Uhr, Eure Majestät.“

„Ich glaube nicht,“ versetzte der König, „Sie müssen sich täuschen, Frau von Misery, erkundigen Sie sich.“

Die Kammerfrau drehte sich steif und unempfindlich nach der Thüre um und sagte:

„Madame Duval!“

„Madame!“ erwiederte eine Stimme.

„Um wie viel Uhr ist Ihre Majestät gestern Abend von Paris zurückgekehrt?“

„Es mochte acht Uhr sein,“ antwortete die zweite Kammerfrau.

„Sie müssen sich täuschen, Madame Duval,“ sagte Frau von Misery.

Madame Duval neigte sich aus dem Fenster des Vorzimmers und rief:

„Laurent.“

„Wer ist das, Laurent?“ fragte der König.

„Der Concierge des Thores, durch das Ihre Majestät gestern zurückgekommen ist,“ antwortete Frau von Misery.

„Laurent,“ rief Madame Duval, „um welche

Digitized by Google

Stunde ist Ihre Majestät gestern Abend nach Hause gekommen?"

„Gegen acht Uhr," erwiederte der Concierge unten von der Terrasse.

Der König ließ den Kopf sinken.

Frau von Misery entließ Madame Duval, die sodann Laurent entließ.

Die beiden Gatten blieben allein.

Ludwig XVI. schämte sich und strengte sich gewaltig an, diese Scham zu verbergen.

Aber statt über den Sieg zu frohlocken, den sie davon getragen, sagte die Königin mit kaltem Ton zu Ludwig:

„Nun, Sire, was wünschen Sie noch zu wissen?"

„Oh! nichts," rief der König, seiner Frau die Hände drückend, „nichts."

„Aber . . ."

„Verzeihen Sie, Madame, ich weiß nicht recht, was mir durch den Kopf gegangen ist. Sehen Sie meine Freude, sie ist so groß als meine Reue. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Schmollen Sie nicht, bei meinem Wort, ich wäre in Verzweiflung."

Die Königin zog ihre Hand aus der des Königs zurück.

„Nun! was machen Sie, Madame?" fragte der König.

„Sire," erwiederte Marie Antoinette, „eine Königin von Frankreich lügt nicht."

„Nun?" fragte der König erstaunt.

„Damit will ich sagen, daß ich nicht gestern Abend um acht Uhr zurückgekommen bin."

Der König wich erstaunt zurück.

„Damit will ich sagen, daß ich erst diesen Morgen um sechs Uhr nach Hause gekommen bin," fuhr die die Königin mit derselben Kaltblütigkeit fort.

„Madame!"

„Und daß ich ohne den Herrn Grafen d'Artois, der mir ein Asyl angeboten und mich in ein ihm ge-

Digitized by Google

höriges Haus einquartirt hat, wie eine Bettlerin vor der Thüre geblieben wäre."

„Ah! Sie waren nicht nach Hause gekommen," sagte der König mit düsterer Miene, „ich hatte also Recht?"

„Sire, ich bitte um Verzeihung, Sie ziehen aus dem, was ich gesagt habe, den Schluß eines Arithmetikers, aber nicht den Schluß eines galanten Mannes."

„Inwiefern, Madame?"

„Insofern, daß Sie, um sich zu versichern, ob ich früh oder spät nach Hause gekommen, nicht nöthig hatten, Befehle zu geben, sondern nur mich aufsuchen und fragen durften: „„Um welche Stunde sind Sie zurückgekommen, Madame?""

„Ah!" machte der König.

„Es ist Ihnen nicht mehr erlaubt, zu zweifeln; Ihre Spione waren getäuscht, oder bestochen, Ihre Thore forcirt oder geöffnet, Ihre Besorgnisse waren bekämpft worden, Ihren Verdacht hatte man zerstreut; ich sah, daß Sie sich schämten, daß Sie Gewalt gegen eine Frau, die in ihrem Recht, gebraucht hatten. Ich konnte fortfahren, mich an meinem Siege zu weiden. Aber ich finde Ihr Benehmen schmählich für einen König, unanständig für einen Edelmann, und will mir die Befriedigung, Ihnen das zu bemerken, nicht versagen."

Der König staubte sein Jabot ab, wie ein Mensch, der auf eine Erwiederung sinnt.

„Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen, mein Herr, es wird Ihnen nicht gelingen, Ihr Benehmen gegen mich zu entschuldigen."

„Im Gegentheil, es wird mir leicht gelingen," versetzte der König. „Vermuthete zufällig irgend Jemand im Schloß, Sie wären nicht nach Hause gekommen? Nun wohl, wenn Jedermann wußte, Sie seien zurückgekehrt, so konnte Niemand glauben, mein Befehl, die Thore zu schließen, sei gegen Sie gerichtet. Ob man ihn den Ausschweifungen des Herrn Grafen

Digitized by Google

d'Artois oder irgend eines Andern zugeschrieben, darum bekümmere ich mich, wie Sie begreifen, nicht."

„Weiter, Sire!"

„Ich fasse mich kurz und sage, wenn ich den Schein gegen Sie gerettet, Madame, habe ich Recht, und Sie haben Unrecht, Sie, die Sie nicht so viel für mich gethan, und wenn ich Ihnen ganz einfach eine geheime Lection geben wollte, wenn Ihnen die Lection frommt, was ich nach der Gereiztheit, die Sie gegen mich kund geben, glaube, nun, so habe ich abermals Recht, und ich nehme nichts von dem zurück, was ich gethan."

Die Königin hatte die Antwort ihres erhabenen Gemahls, allmälig sich beruhigend, angehört; nicht als wäre sie minder aufgebracht gewesen, aber sie wollte alle ihre Kräfte für den Kampf bewahren, der ihrer Meinung nach, statt beendigt zu sein, kaum anfing.

„Sehr gut!" sagte sie. „Sie entschuldigen sich also nicht, daß Sie vor der Thüre ihres Hauses, wie Sie es der Ersten der Besten gethan hätten, die Tochter von Maria Theresia, Ihre Frau, die Mutter Ihrer Kinder, haben verschmachten lassen. Nein, das ist Ihrer Ansicht nach ein ganz königlicher Scherz voll attischen Salzes, dessen Moral seinen Werth verdoppelt. In Ihren Augen ist es also nur eine ganz natürliche Sache, die Königin von Frankreich gezwungen zu haben, die Nacht in dem kleinen Hause zuzubringen, wo der Graf d'Artois die Demoiselen von der Oper und die galanten Frauen Ihres Hofes empfängt? Oh! das ist nichts, nein, ein König schwebt über allen diesen Erbärmlichkeiten, besonders ein philosophischer König. Und Sie sind Philosoph, Sire! Bemerken Sie wohl, daß Herr d'Artois hiebei die schöne Rolle gespielt hat. Bemerken Sie, daß er mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet. Bemerken Sie wohl, daß ich dießmal dem Himmel zu danken gehabt habe, daß mein Schwager ein ausschweifender Mensch ist, da seine Ausschweifung meiner Schmach zum Deckmantel gedient hat, da seine Laster meine Ehre geschützt haben."

Digitized by Google

Der König erröthete und bewegte sich geräuschvoll auf seinem Stuhle hin und her.

„Oh!“ fuhr die Königin mit einem bitteren Lächeln fort, „ich weiß wohl, daß Sie ein moralischer König sind, Sire. Aber haben Sie bedacht, auf welches Resultat Ihre Moral hinausläuft? Niemand hat erfahren, daß ich nicht zurückgekehrt, sagen Sie? Und Sie selbst haben mich hier geglaubt! Werden Sie sagen, Herr von Provence, Ihr Anstifter, er habe es geglaubt? Werden Sie sagen, meine Frauen, die Sie diesen Morgen auf meinen Befehl belogen, haben es geglaubt? Werden Sie sagen, Laurent, vom Grafen d'Artois und mir erkauft, habe es geglaubt? Ah! der König hat immer Recht, doch die Königin kann auch Recht haben. Nehmen wir diese Gewohnheit an, wollen Sie? Sie, daß Sie mir Spione und Schweizer Wachen zuschicken, und ich, daß ich Ihre Schweizer und Ihre Spione bestreche, und ich sage Ihnen, ehe ein Monat vergeht, denn Sie kennen mich und wissen, daß ich nicht an mich halten werde, nun wohl! die Majestät des Thrones und die Würde der Ehe, wir addiren das Alles eines Morgens, wie zum Beispiel heute, zusammen, und werden sehen, was uns Beide dieß kostet.“

Diese Worte hatten offenbar eine große Wirkung auf denjenigen hervorgebracht, an den sie gerichtet waren.

„Sie wissen,“ sprach der König mit bebender Stimme, „Sie wissen, daß ich aufrichtig bin, und daß ich mein Unrecht stets gestehe. Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie von Versailles im Schlitten mit Ihren angehörigen Cavalieren wegfahren? Eine tolle Truppe, die Sie unter den meisten Umständen, unter den wir leben, gefährdet? Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie mit ihnen in Paris verschwinden, wie Masken auf einem Ball, und erst in der Nacht, ärgerlich spät, wieder erscheinen, während sich meine Lampe bei der Arbeit verzehrt und alle Welt schläft. Sie sprechen

Digitized by Google

von der Würde der Ehe, von der Majestät des Thrones und Ihren Eigenschaften als Mutter? Ist das, was Sie gethan haben, einer Gattin, einer Königin, einer Mutter angemessen?"

„Ich erwiedere Ihnen hierauf zwei Worte, und ich sage zum Voraus, ich werde ihnen noch verächtlicher antworten, als ich es bis jetzt gethan habe, denn mir scheint in der That, daß gewisse Theile Ihrer Anklage nur meine Verachtung verdienen.

„Ich habe Versailles im Schlitten verlassen, um schneller nach Paris zu kommen; ich bin mit Fräulein von Taverney weggefahren, deren Ruf, Gott sei Dank! einer der reinsten des Hofes ist, und habe mich nach Paris begeben, um durch mich selbst zu bewahrheiten, daß der König von Frankreich, dieser Vater der großen Familie, dieser philosophische König, diese moralische Stütze aller Gewissen, er, der die fremden Armen ernährt, die Bettler erwärmt und die Liebe des Volkes durch seine Wohlthätigkeit verdient hat, ich wollte bewahrheiten, sage ich, daß der König Jemand von seiner Familie, der so viel als der König, einen Abkömmling von einem der Könige, welche Frankreich regiert, Hungers sterben, in der Vergessenheit verfaulen, allen Angriffen des Lasters und der Dürftigkeit ausgesetzt ließ."

„Ich!" versetzte der König erstaunt.

„Ich stieg in eine Art von Speicher hinauf," fuhr die Königin fort, „und sah ohne Feuer, ohne Licht, ohne Geld die Enkelin eines großen Fürsten; ich gab diesem Opfer der Vergessenheit, der königlichen Gleichgültigkeit hundert Louisd'or. Und da ich mich, über die Nichtigkeit unserer Größen nachdenkend, verspätete, denn auch ich bin zuweilen Philosoph, da es hart gefroren war und die Pferde auf dem Eise schlecht gehen, besonders die Fiacre-Pferde . . ."

„Die Fiacre-Pferde!" rief der König. „Sie sind im Fiacre zurückgekommen?"

„Ja, Sire, in Nro. 167."

„Ho! ho!" murmelte der König, indem er sein

gerades rechtes, über das linke gekreuzte Bein schaukelte, was bei ihm das Sympton einer lebhaften Ungeduld war; „ein Fiacre!"

„Ja, und ich war noch zu glücklich, daß ich diesen Fiacre fand," erwiederte die Königin.

„Madame," unterbrach sie der König, „Sie haben wohl gethan; Sie haben stets edle Eingebungen, die sich vielleicht nur zu leicht erschließen; daran aber ist die Wärme des Edelmuths Schuld, durch die Sie sich auszeichnen."

„Ich danke, Sire," erwiederte die Königin mit spöttischem Ton.

„Bedenken Sie wohl," fuhr der König fort, „daß ich Sie nicht im Verdacht von etwas gehabt habe, was nicht vollkommen gerade und ehrlich gewesen wäre; der Schritt allein und das abenteuerliche Aussehen der Königin haben mir nicht gefallen; Sie haben das Gute gethan wie immer, doch indem Sie Andern Gutes erwiesen, haben Sie Mittel gefunden, Ihnen selbst Schlimmes zuzufügen. Das ist, was ich Ihnen zum Vorwurf mache. Nun habe ich eine Vergeßlichkeit wieder gut zu machen, ich habe über dem Geschick einer Familie von Königen zu wachen. Ich bin bereit: nennen Sie mir diese Mißgeschicke, und meine Wohlthaten werden nicht auf sich warten lassen."

„Der Name Valois, Sire, ist, denke ich, berühmt genug, daß er Ihrem Gedächtniß gegenwärtig sein muß."

„Ah!" rief Ludwig mit einem schallenden Gelächter, „ich weiß nun, was Sie beschäftigt. Die kleine Valois, nicht wahr, eine Gräfin von . . . Warten Sie doch . . ."

„Von La Mothe."

„Von La Mothe, ganz richtig, ihr Mann ist Gendarme?"

„Ja, Sire."

„Und die Frau ist eine Intrigante. Oh! ärgern Sie sich nicht; sie setzt Himmel und Erde in Bewegung, sie überläuft die Minister, sie quält meine

Digitized by Google

Tanten, sie erdrückt mich selbst mit Eingaben, mit Bittschriften, mit genealogischen Beweisführungen."

„Ei! Sire, daraus geht nur hervor, daß sie bis jetzt vergebens reclamirt hat."

„Ich läugne es nicht."

„Ist sie eine Valois oder ist sie keine?"

„Ich glaube wohl, daß sie eine ist."

„Nun denn! eine Pension, eine anständige Pension für sie, ein Regiment für ihren Mann, kurz, einen entsprechenden Hausstand für Sprößlinge von königlichem Stamm."

„Oh! sachte, Madame, sachte! Teufel! wie rasch gehen Sie zu Werke. Die kleine Valois wird mir immerhin genug Federn ausrupfen, ohne daß Sie bemüht sind, ihr beizustehen. Sie hat ihren Schnabel, die kleine Valois."

„Oh! ich befürchte nichts für Sie, Ihre Federn halten fest."

„Eine anständige Pension, da danke ich! Wissen Sie, wie furchtbar sie diesen Winter meiner Cassette zur Ader gelassen hat? Ein Regiment diesem Gendarmen, der die Speculation gemacht, eine Valois zu heirathen? Ich habe kein Regiment mehr zu vergeben, Madame, nicht einmal an diejenigen, welche es bezahlen oder verdienen. Einen Hausstand würdig der Könige, von denen sie abstammen, diesen Bettlern! Gehen Sie doch! während wir anderen Könige nicht einmal mehr einen reicher Privatleute würdigen Hausstand haben! Der Herr Herzog von Orleans hat seine Pferde, und seine Maulthiere nach England geschickt, um sie verkaufen zu lassen, und zwei Drittel seines Haushalts aufgehoben. Ich habe mein Wolfszeug aufgegeben. Herr von Saint-Germain hat auch meine Haustruppen verabschieden lassen. Wir leben Alle, Große und Kleine, von Entbehrungen, meine Liebe."

„Aber, Sire, Valois können nicht Hungers sterben."

„Sagten Sie mir nicht, Sie haben hundert Louisd'or gegeben?"

Digitized by Google

„Ein schönes Almosen!"

„Es ist königlich."

„Geben Sie eben so viel."

„Ich werde mich wohl hüten. Was Sie gegeben, ist genug für uns Beide."

„Eine kleine Pension also."

„Keineswegs, nichts Fixes; diese Leute werden ihnen genug für sich selbst auspressen: sie gehören zu der Familie der Nagethiere. Habe ich Lust zu geben, nun, so werde ich geben ohne Vorgänge, ohne Verpflichtungen für die Zukunft. Mit einem Wort, ich werde geben, wenn ich zu viel Geld habe. Die kleine Valois, doch wahrlich, ich kann Ihnen nicht Alles erzählen, was ich von ihr weiß. Ihr gutes Herz hat sich in der Falle fangen lassen, meine liebe Antoinette. Ich bitte Ihr gutes Herz um Vergebung."

Indem er so sprach, reichte Ludwig seine Hand der Königin, die sie, einer innern Bewegung nachgebend, ihren Lippen näherte.

Doch plötzlich stieß sie seine Hand wieder zurück und rief:

„Sie sind nicht gut gegen mich. Ich grolle Ihnen."

„Sie grollen mir, Sie! Nun wohl! ich ... ich ..."

„Oh! ja, sagen Sie mir, Sie seien mir nicht böse, Sie, der Sie mir die Thore von Versailles verschließen lassen; Sie, der Sie um halb sieben Uhr Morgens in mein Vorzimmer kommen, der Sie meine Thüre mit Gewalt öffnen und mit wüthenden Augen bei mir eintreten."

Der König lachte.

„Nein," sagte er, „ich grolle Ihnen nicht."

„Sie grollen mir nicht, gut."

„Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen beweise, daß ich Ihnen nicht einmal grollte, als ich hierher kam."

„Zuerst will ich den Beweis von dem haben, was Sie sagen."

„Oh! das ist leicht," erwiederte der König, „ich habe den Beweis in der Tasche."

Digitized by Google

„Bah!“ rief die Königin neugierig, indem sie sich aufsetzte, „Sie haben mir etwas zu geben? Oh! dann sind Sie wirklich sehr liebenswürdig; doch verstehen Sie wohl, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie den Beweis nicht sogleich vorlegen. Oh! keine Ausflüchte. Ich wette, daß Sie abermals versprechen wollen.“

Mit einem Lächeln voll Güte steckte der König nun seine Hand in seine Tasche, wobei er mit der Langsamkeit zu Werke ging, die das Kind für sein Spielzeug, das Thier für seine Leckerbissen, die Frau für ihr Geschenk vor Ungeduld zittern macht. Dann zog er aus seiner Tasche ein rothes, künstlich bemodeltes und vergoldetes Etui von Maroquin.

„Ein Etui!“ rief die Königin, „oh! lassen Sie sehen.“

Der König legte das Etui auf das Bett.

Die Königin ergriff es rasch und zog es an sich.

Kaum hatte sie das Etui geöffnet, als sie, berauscht, geblendet, ausrief:

„Oh! wie schön ist das! mein Gott! wie schön ist das.“

Der König fühlte etwas wie einen Schauer der Freude sein Herz kitzeln.

„Sie finden?“ sagte er.

Die Königin war nicht im Stande, zu antworten, sie keuchte nur.

Dann zog sie aus dem Etui ein Halsband von so großen, so reinen, so leuchtenden, so geschickt zusammengestellten Diamanten, daß es ihr vorkam, als sehe sie über ihre schönen Hände einen Fluß von Phosphor und Flammen laufen.

Das Halsband wogte wie die Ringe einer Schlange, von der jede Schuppe ein Blitz gewesen wäre.

„Oh! das ist herrlich,“ sagte die Königin, als sie die Sprache endlich wieder fand. „Herrlich,“ wiederholte sie mit Augen, die sich, sei es nun bei der Berührung dieser glänzenden Diamanten, sei es, weil sie

Digitized by Google

dachte, keine Frau der Erde könne ein solches Halsband haben, immer mehr belebten.

„Sie sind also zufrieden?“ fragte der König.

„Begeistert, Sire. Sie machen mich zu glücklich.“

„Wahrhaftig?“

„Sehen Sie doch diese erste Reihe, die Diamanten haben die Größe von Haselnüssen.“

„In der That.“

„Und zusammengestellt! Man vermöchte sie nicht von einander zu unterscheiden. Wie die Stufenfolge der Größen geschickt geordnet ist! Wie geistreich sind die Proportionen der Verschiedenheiten zwischen der ersten und zweiten und der zweiten und dritten Reihe! Der Juwelier, der diese Diamanten verbunden und dieses Halsband gemacht hat, ist ein Künstler.“

„Es sind zwei.“

„Dann wette ich, es sind die Herrn Böhmer und Bossange.“

„Sie haben es errathen.“

„Wahrlich, nur Sie können es wagen, solche Unternehmungen zu machen. Wie schön ist das, oh! Sire wie schön!“

„Madame,“ versetzte der König, „nehmen Sie sich in Acht, Sie bezahlen dieß Halsband viel zu theuer.“

„Oh!“ rief die Königin, „oh! Sire!“

Und plötzlich verdüsterte sich, neigte sich ihre schöne Stirne.

Diese Veränderung in ihrem Gesicht ging so rasch vor sich und verschwand dann so rasch wieder, daß der König nicht einmal Zeit hatte, sie zu bemerken.

„Gönnen Sie mir ein Vergnügen,“ sagte er.

„Welches?“

„Dieses Collier an Ihren Hals zu legen.“

Die Königin hielt ihn zurück.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „es ist sehr theuer?“

„Meiner Treue, ja,“ erwiederte der König lachend, „doch, wie gesagt, Sie haben mehr dafür bezahlt, als

Digitized by Google

es werth ist, und es wird erst an seinem Platze, nämlich an Ihrem Hals, seinen wahren Werth erlangen."

So sprechend näherte sich Ludwig der Königin, er hielt in seinen Händen die beiden Enden des prachtvollen Halsbandes, um es mittelst der Agraffe, die selbst aus einem großen Diamant gemacht war, zu befestigen.

„Nein, nein," sagte die Königin, „keine Kinderei. Legen Sie dieses Halsband wieder in sein Etui, Sire."

Und sie schüttelte den Kopf.

„Sie weigern sich, mich es zuerst an Ihnen sehen zu lassen."

„Oh! Gott verhüte, daß ich Ihnen diese Freude versagte, wenn ich es annehme; aber . . ."

„Aber . . ." sagte der König erstaunt.

„Aber weder Sie, Sire, noch irgend Jemand wird ein Collier von diesem Preis an meinem Halse sehen."

„Sie werden es nicht tragen, Madame?"

„Nie."

„Sie schlagen es mir ab?"

„Ich weigere mich, mir eine Million, vielleicht anderthalb Millionen an den Hals zu hängen, denn ich schätze dieses Halsband zu fünfzehnmal hunderttausend Livres, ist es nicht so?"

„Ich läugne es nicht," erwiederte der König.

„Ich weigere mich, an meinen Hals anderthalb Millionen zu hängen, während die Kassen des Königs leer sind, während der König genöthigt ist, seine Unterstützungen abzuweisen, und zu den Armen zu sagen: Ich habe kein Geld mehr, Gott stehe Euch bei!"

„Wie, Sie sagen das im Ernste?"

„Sire, Herr von Sartines sagte mir eines Tags, um fünfzehnmal hunderttausend Livres könne man ein Linienschiff haben, und in der That, Sire, der König von Frankreich bedarf mehr eines Linienschiffs, als die Königin von Frankreich eines Halsbands."

„Oh!" rief der König entzückt und die Augen von Thränen befeuchtet, „oh, was Sie hier gethan haben,

Digitized by Google

ist erhaben . . . Ich danke, ich danke, Antoinette . . . Sie sind eine gute Frau."

Und um auf eine würdige Weise seiner herzlichen, bürgerlichen Kundgebung die Krone aufzusetzen, umschlang er ihren Hals und küßte sie.

„Oh! wie wird man Sie in Frankreich segnen, Madame, wenn man das Wort erfährt, das Sie gesprochen haben," rief Ludwig.

Die Königin seufzte.

„Es ist noch Zeit," sagte der König lebhaft. „Ein Seufzer des Bedauerns?"

„Nein, Sire, ein Seufzer der Erleichterung; schließen Sie dieses Etui und geben Sie es dem Juwelier zurück."

„Ich hatte schon meinen Zahlungstermin bestimmt, das Geld liegt bereit; sprechen Sie, was soll ich thun? Seien Sie nicht so uneigennützig, Madame."

„Nein, ich habe es mir wohl überlegt. Sire, ich will dieses Halsband entschieden nicht haben; doch ich will etwas Anderes."

„Teufel! meine sechszehnmal hunderttausend Livres werden geschmälert."

„Sechszehnmal hunderttausend Livres! Ah! ah! so theuer war das?"

„Meiner Treue, Madame, es ist mir das Wort entfahren, und ich nehme es nicht zurück."

„Beruhigen Sie sich, was ich nun von Ihnen erbitte, wird nicht so viel kosten."

„Was wünschen Sie?"

„Daß Sie mich noch einmal nach Paris gehen lassen."

„Oh! das ist leicht, und besonders nicht theuer."

„Warten Sie, warten Sie.

„Teufel!"

„Nach Paris, auf die Place Vendome."

„Teufel! Teufel!"

„Zu Herrn Mesmer."

Der König kratzte sich am Ohr.

Digitized by Google

„Nun," sagte er, „Sie haben eine Phantasie von sechszehnmal hunderttausend Livres ausgeschlagen; ich kann diese wohl durchgehen lassen. Gehen Sie also zu Herrn Mesmer; doch ich stelle ebenfalls eine Bedingung."

„Welche?"

„Sie werden sich von einer Prinzessin von Geblüt begleiten lassen.

Die Königin dachte nach.

„Ist Ihnen Frau von Lamballe genehm?" sagte sie.

„Frau von Lamballe, gut."

„Abgemacht."

„Ich unterzeichne."

„Meinen Dank."

„Und auf der Stelle," sprach der König, „auf der Stelle werde ich mein Linienschiff bestellen, und ich taufe es: Das Halsband der Königin. Sie sind die Pathin, Madame, dann schicke ich es Laperouse."

Der König küßte seiner Frau die Hand, und verließ ganz freudig das Gemach.

VIII.

Das kleine Lever der Königin.

Kaum war der König weggegangen, als die Königin aufstand und an's Fenster trat, um die scharfe, eiskalte Morgenluft einzuathmen.

Der Tag kündigte sich glänzend und voll von jenem Reize an, den der Eintritt des Frühlings gewissen Apriltagen verleiht. Auf den Frost der Nacht folgte die sanfte Wärme einer schon fühlbaren Sonne. Der Wind hatte sich seit dem vorhergehenden Tag von Nord zu Ost gedreht.

Digitized by Google

Blieb er in dieser Richtung, so war es mit dem Winter, mit diesem furchtbaren Winter von 1784 vorbei.

Schon sah man in der That am rosenfarbigen Horizont den gräulichen Dunst hervortreten, der nichts Anderes ist, als die vor der Sonne fliehende Feuchtigkeit.

In den Gärten fiel der Rauhreif allmälig von den Aesten und die kleinen Vögel fingen an, frei auf die schon gebildeten Knospen ihre zarten Klauen zu setzen.

Unter dem Frost gebeugt, wie jene armen Blüthen, von denen Dante spricht, erhob die Aprilblume, der Lack, sein schwärzliches Haupt aus dem Schooße des kaum geschmolzenen Schnees und unter den Blättern des Veilchens, dichten, harten, breiten Blättern, schoß die längliche Knospe der geheimnißvollen Blüthe ihre ecliptischen Foliolen, die bei ihr dem Erschließen und dem Wohlgeruch vorangehen.

In den Baumgängen, auf den Statuen, an den Gittern glitt das Eis in raschen Diamanten herab; es war noch nicht Wasser, es war aber auch nicht mehr Eis.

Alles verkündigte den dumpfen Kampf des Frühlings gegen die aufgehäuften Wirkungen der Kälte; Alles weissagte die nahe bevorstehende Niederlage des Winters.

„Wenn wir das Eis benützen wollen, müssen wir uns, glaube ich, beeilen," rief die Königin die Athmosphäre befragend. „Nicht wahr, Frau von Misery," fügte sie bei, indem sie sich umwandte, „denn der Frühling tritt hervor?"

„Eure Majestät hatte schon lange Lust, eine Partie auf dem Schweizer-Teich zu machen," erwiederte die erste Kammerfrau."

„Nun denn, wir werden diese Partie noch heute machen! denn morgen wäre es vielleicht zu spät," sagte die Königin.

„Um welche Stunde soll die Toilette Eurer Majestät statthaben?"

Digitized by Google

„Sogleich; ich werde leicht frühstücken und dann ausfahren."

„Sind dieß die einzigen Befehle Eurer Majestät?"

„Man erkundige sich, ob Fräulein von Taverney aufgestanden ist, und sage ihr, ich wünsche sie zu sprechen."

„Fräulein von Taverney ist schon im Boudoir Eurer Majestät," erwiederte die Kammerfrau.

„Schon?" fragte die Königin, die besser als irgend Jemand wußte, um welche Zeit sich Andrée niedergelegt hatte.

„Oh! Madame, Sie wartet schon über zwanzig Minuten."

„Führen Sie sie ein."

Andrée tratt wirklich ein, als der erste Schlag von neun Uhr im Marmorhof ertönte.

Bereits sorgfältig angekleidet wie jede Frau des Hofes, die nicht das Recht hatte, sich bei der Gebieterin im Negligé zu zeigen, erschien Fräulein von Taverney lächelnd und beinahe unruhig.

Die Königin lächelte auch, was Andrée beruhigte.

„Genug, meine gute Misery," sprach die Königin, „schicken Sie mir Leonard und meinen Schneider."

Sie folgte Frau von Misery mit den Augen und sagte, als die Thüre hinter ihr geschlossen war:

„Nichts, der König war reizend; er hat gelacht und ist entwaffnet worden."

„Hat er erfahren?"

„Sie begreifen, daß man nicht lügt, wenn man nicht Unrecht hat und Königin von Frankreich ist."

„Es ist wahr, Madame," erwiederte Andrée erröthend.

„Und dennoch scheint es, meine liebe Andrée, daß wir ein Unrecht gehabt haben."

„Ein Unrecht, Madame? ohne Zweifel mehr als eines."

„Wohl möglich; doch das erste besteht darin, daß wir Frau von La Mothe beklagten; der König kann

Digitized by Google

sie nicht leiden; ich gestehe indessen, daß sie mir gefallen hat."

„Oh! Eure Majestät ist eine zu gute Richterin, als daß man sich nicht vor Ihren Sprüchen beugen sollte."

„Hier ist Leonard," sagte Madame Misery, die nun wieder eintrat.

Die Königin setzte sich vor ihre Toilette von Vermeil, und der berühmte Friseur begann seinen Dienst.

Die Königin hatte die schönsten Haare der Welt, und ihre Eitelkeit bestand darin, daß sie diese Haare bewundern ließ.

Leonard wußte das, und statt rasch zu Werke zu gehen, wie er es bei jeder Frau gethan hätte, ließ er der Königin die Zeit und das Vergnügen, sich selbst zu bewundern.

An diesem Tag war Marie Antoinette zufrieden, freudig sogar; sie strahlte von Schönheit. Von ihrem Spiegel ging sie zu Andrée über, der sie die zärtlichsten Blicke zusandte.

„Sie sind nicht geschmückt worden," sagte die Königin, „Sie, die Freie, Stolze, Sie, vor der sich alle Welt ein wenig fürchtet, weil Sie, wie die göttliche Minerva, zu weise sind."

„Ich, Madame?" stammelte Andrée.

„Ja, ja, Sie, die unerbittlich Strenge gegen alle Unbesonnenen des Hofes. Oh! mein Gott! wie glücklich preise ich Sie, daß Sie noch ein Mädchen, und besonders, daß Sie sich glücklich fühlen, dieß zu sein."

Andrée erröthete, suchte zu lächeln und erwiederte:

„Es ist ein Gelübde, das ich gethan habe."

„Und das Sie halten werden, meine schöne Vestalin?" fragte die Königin.

„Ich hoffe es."

„Ah!" rief die Königin, „was fällt mir ein ..."

„Was, Eure Majestät?"

„Daß Sie, ohne verheirathet zu sein, doch seit gestern einen Herrn haben."

Digitized by Google

„Einen Herrn, Madame?“

„Ja, Ihren theuren Bruder. Wie heißt er . . . Philipp, glaube ich.“

„Ja, Madame, Philipp.“

„Er ist angekommen?“

„Seit gestern, wie Eure Majestät mir zu sagen die Gnade hatte.“

„Und Sie haben ihn noch nicht gesehen? Wie selbstsüchtig bin ich doch! ich entzog Sie ihm gestern, um Sie nach Paris mitzunehmen. Das ist in der That unverzeihlich.“

„Oh! Madame,“ erwiederte Andrée lächelnd, „ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen und Philipp auch.“

„Ist das sicher?“

„Ich stehe dafür.“

„Für Sie?“

„Für mich und für ihn.“

„Wie ist er?“

„Immer schön und gut, Madame.“

„Wie alt ist er nun?“

„Zweiunddreißig Jahre.“

„Armer Philipp! wissen Sie, daß ich ihn nun bald vierzehn Jahre kenne, und daß ich ihn von diesen vierzehn Jahren neun bis zehn nicht gesehen habe?“

„Will Eure Majestät die Gnade haben, ihn zu empfangen, so wird er glücklich sein, Eure Majestät zu versichern, daß die Abwesenheit den Gefühlen ehrfurchtsvoller Ergebenheit, die er für die Königin hegt, keinen Eintrag gethan hat.“

„Kann ich ihn sogleich sehen?“

„In einer Viertelstunde wird er zu den Füßen Eurer Majestät sein, wenn es Eure Majestät erlaubt.“

„Gut! gut! ich erlaube es, ich will es sogar.“

Die Königin vollendete kaum, als ein lebhaftes, rasches, geräuschvolles Wesen auf den Teppich des Ankleidezimmers sprang und ein lachendes, spöttisches Gesicht in demselben Spiegel zeigte, in dem Marie Antoinette dem ihrigen zulächelte.

Digitized by Google

„Mein Bruder d'Artois," sagte die Königin, „Sie haben mir in der That bange gemacht."

„Einen guten Morgen Eurer Majestät," erwiederte der junge Prinz, „wie hat Eure Majestät die Nacht zugebracht?"

„Sehr schlecht; ich danke, mein Bruder."

„Und den Morgen?"

„Sehr gut."

„Das ist die Hauptsache. Ich vermuthete so eben, die Prüfung sei glücklich überstanden worden, denn ich begegnete dem König, der mir köstlich zulächelte. Das ist das Vertrauen."

Die Königin lachte; der Graf d'Artois, der nicht mehr wußte, lachte auch, doch aus einem ganz andern Grund.

„Aber was fällt mir ein!" sagte er, „ich Unbesonnener! Ich habe Fräulein von Taverney nicht einmal befragt, wie sie ihre Zeit angewendet."

Die Königin schaute in ihren Spiegel, durch dessen Reflexe ihr Nichts von dem, was im Zimmer geschah, entging.

Leonard hatte sein Werk beendigt, und von ihrem Frisirmantel von indischem Mousselin befreit, zog die Königin ihr Morgenkleid an.

Die Thüre öffnete sich.

„Ah!" sagte Marie Antoinette zum Grafen d'Artois, „wenn Sie sich bei Andrée nach Etwas erkundigen wollen, hier ist sie."

Andrée trat wirklich in demselben Augenblick ein; sie hielt an ihrer Hand einen schönen Cavalier, braun von Antlitz, mit schwarzen Augen, in denen ein tiefes Gepräge von Adel und Schwermuth unverkennbar, einen kräftigen Soldaten mit verständiger Stirne, einen Mann von ernster Haltung, einem von jenen schönen Porträts ähnlich, wie sie Coypel und Canisboroug gemalt haben.

Philipp von Taverney trug einen dunkelgrauen Rock, fein mit Silber gestickt, doch dieses Grau schien

Digitized by Google

schwarz, dieses Silber schien Eisen zu sein; die weiße Halsbinde, der mattweiße Jabot stachen von der dunkelfarbigen Weste ab und der Puder der Frisur hob die männliche Energie der Gesichtshaut und der Züge hervor.

Philipp trat, eine Hand in der seiner Schwester, die andere um seinen Hut gerundet, vor.

„Eure Majestät," sprach Andrée, indem sie sich ehrerbietig verneigte, „hier ist mein Bruder."

Philipp verbeugte sich ernst und langsam.

Als er den Kopf wieder erhob, hatte die Königin noch nicht aufgehört, in ihren Spiegel zu schauen. Sie sah allerdings in ihrem Spiegel Alles eben so gut, als wenn sie Philipp in's Gesicht geschaut hätte.

„Guten Morgen, Herr von Taverney," sagte die Königin.

Und sie wandte sich um.

Sie war schön in jenem königlichen Glanz, der um ihren Thron her die Freunde des Königthums und die Anbeter des Weibes blendete. Sie hatte die Macht der Schönheit, und, man verzeihe uns diese Umkehrung des Gedankens, sie besaß die Schönheit der Macht.

Philipp, als er sie lächeln sah, als er dieses durchsichtige, zugleich stolze und sanfte Auge auf sich geheftet fühlte, Philipp erbleichte und ließ an seiner ganzen Person die lebhafteste Aufregung gewahr werden.

„Herr von Taverney," fuhr die Königin fort, „es scheint, Ihren ersten Besuch haben Sie uns gemacht? Meinen Dank hiefür!"

„Eure Majestät hat die Gnade, zu vergessen, daß es an mir ist, zu danken," erwiederte Philipp.

„Wie viel Jahre sind vergangen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen? ach! die schönste Zeit des Lebens."

„Für mich, ja, Madame; doch nicht für Eure Majestät, für die alle Tage schöne Tage sind."

„Sie haben also viel Geschmack an Amerika gefunden, Herr von Taverney, daß Sie dort geblieben sind, während alle Welt zurückkehrte."

Digitized by Google

„Madame," erwiederte Philipp, „Herr von Lafayette bedurfte, als er die neue Welt verließ, eines vertrauten Offiziers, dem er einen Theil vom Commando der Hülfstruppen übergeben konnte, Herr von Lafayette hat dem zu Folge mich dem General Washington vorgeschlagen, der auch die Güte hatte, mich anzunehmen."

„Es scheint, es kommen aus der neuen Welt, von der Sie sprechen, viele Helden zu uns zurück," sprach die Königin.

„Eure Majestät sagt dieß nicht in Beziehung auf mich," entgegnete Philipp lächelnd.

„Warum nicht?" versetzte die Königin.

Dann sich an den Grafen d'Artois wendend:

„Betrachten Sie doch die schöne Miene und das martialische Aussehen von Herrn von Taverney, mein Bruder."

Als sich Philipp so mit dem Grafen d'Artois, den er nicht kannte, in Berührung gebracht sah, machte er einen Schritt gegen ihn und bat den jungen Prinzen durch eine Geberde um Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen.

Der Graf machte ein Zeichen mit der Hand. Philipp verbeugte sich.

„Ein schöner Offizier," rief der junge Prinz, „ein edler Cavalier, dessen Bekanntschaft zu machen ich mich glücklich schätze. Was sind Ihre Absichten bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich?"

Philipp schaute seine Schwester an.

„Sire," sagte er, „das Interesse meiner Schwester beherrscht das meinige. Was sie will, daß ich thun soll, werde ich thun."

„Es ist aber auch noch, wie ich glaube, Herr von Taverney der Vater da?" versetzte der Graf d'Artois.

„Gleichviel," unterbrach ihn rasch die Königin, „es ist mir lieber, wenn Andrée unter dem Schutze ihres Bruders und ihr Bruder unter Ihrer Protection steht. Herr Graf, Sie werden sich des Herrn von Taverney annehmen. Nicht wahr, das ist abgemacht?"

Digitized by Google

Der Graf d'Artois machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Wissen Sie, daß uns sehr enge Bande vereinigen?“ fuhr die Königin fort.

„Sehr enge Bande! Sie . . . meine Schwester! Oh! ich bitte, erzählen Sie mir das.“

„Ja, Herr Philipp von Taverney war der erste Franzose, der sich meinen Augen bot, als ich in Frankreich ankam, und ich gelobte mir aufrichtig, das Glück des ersten Franzosen zu machen, den ich treffen würde.“

Philipp fühlte, wie ihm die Röthe zur Stirne stieg; er biß sich auf die Lippen, um unempfindlich zu bleiben.

Andrée schaute ihn an und senkte dann ihren Kopf.

Marie Antoinette erhaschte einen von den Blicken, die der Bruder und die Schwester mit einander wechselten. Wie hätte sie errathen sollen, was Alles ein solcher Blick an schmerzlich angehäuften Geheimnissen verbarg.

Marie Antoinette wußte Nichts von den Ereignissen, die wir in der ersten Abtheilung dieser Geschichte erzählt haben.

Die Königin schrieb die sichtbare Traurigkeit, die sie wahrnahm, einer andern Ursache zu: Warum sollte Herr von Taverney, während sich so viele Leute im Jahre 1774 in die Dauphine verliebten, nicht auch ein wenig an dieser epidemischen Liebe für die Tochter von Maria Theresia gelitten haben?

Nichts ließ diese Vermuthung als unwahrscheinlich betrachten: nicht einmal die im Spiegel vorgenommene Inspection der Schönheit des Mädchens, das nun Frau und Königin geworden.

Marie Antoinette schrieb daher den Seufzer von Philipp einer vertraulichen Mittheilung dieser Art zu, die der Bruder der Schwester gemacht; sie lächelte dem Bruder und liebkoste die Schwester mit ihren freundlichsten Blicken. Sie hatte nicht ganz errathen, sie

Digitized by Google

hatte sich nicht ganz getäuscht; und bei dieser unschuldigen Coquetterie, in der Niemand ein Verbrechen sieht, war die Königin stets Weib; sie setzte ihren Ruhm darein, geliebt zu sein. Gewisse Seelen haben dieses Anstreben zur Sympathie von Allem, was sie umgibt. Das sind nicht die am wenigsten edeln Seelen dieser Welt.

Ach! Du arme Königin, es wird ein Augenblick kommen, wo Du dieses Lächeln gegen die Leute, die Dich lieben, das man Dir zum Vorwurf macht, vergebens an die Leute, die Dich nicht mehr lieben, richten wirst!

Der Graf d'Artois näherte sich Philipp, während sich die Königin mit Andrée über den Besatz eines Jagdkleides berieth.

„Sagen Sie mir im Ernste," sprach der Graf d'Artois, „ist Herr von Washington wirklich ein großer General?"

„Ein großer Mann, ja, Monseigneur."

„Und welchen Effect machten die Franzosen dort?"

„Den Effect, den die Engländer im Schwimmen machten."

„Einverstanden; Sie sind ein Anhänger der neuen Ideen, mein lieber Herr Philipp von Taverney. Haben Sie aber Eines wohl bedacht?"

„Was, Monseigneur? Ich gestehe, daß ich dort auf dem Rasen der Lager, in den Savannen am Ufer der großen Seen oft Zeit gehabt habe, über viele Dinge nachzudenken."

„Nun denn! darüber, zum Beispiel, daß Sie, indem Sie dort Krieg führten, dieß weder gegen die Indianer, noch gegen die Engländer thaten."

„Gegen wen denn, Monseigneur?"

„Gegen uns."

„Oh! Monseigneur, ich werde Sie nicht Lügen strafen; das ist wohl möglich."

„Sie gestehen . . ."

Digitized by Google

„Ich gebe den unglücklichen Gegenschlag eines Ereignisses zu, das die Monarchie gerettet hat.“

„Ja, doch ein Gegenschlag kann tödtlich für diejenigen sein, die vom ursprünglichen Unfall genesen waren.“

„Leider, Monseigneur!“

„Darum halte ich die Siege von Herrn Washington und von Herrn von Lafayette für kein so großes Glück, wie man das behauptet. Das ist Selbstsucht, ich will es nicht in Abrede ziehen, doch glauben Sie mir, es ist nicht Egoismus für mich allein.“

„Oh! Monseigneur.“

„Und wissen Sie, warum ich Sie mit allen meinen Kräften unterstützen werde?“

„Monseigneur, was auch die Ursache sein mag, ich werde Eurer Königlichen Hoheit den innigsten Dank wissen.“

„Mein lieber Herr von Taverney, Sie gehören nicht zu denjenigen, welche die Trompete auf unseren Kreuzwegen heroisirt hat. Sie haben Ihren Dienst muthig durchgemacht, Sie haben sich aber nicht unablässig in das Mundstück der Trompete gesteckt, man kennt Sie in Paris nicht, darum liebe ich Sie. Im andern Fall . . . Oh! meiner Treue . . . Herr von Taverney, im andern Fall . . . sehen Sie, ich bin Egoist.“

Hienach küßte der Prinz der Königin lachend die Hand, grüßte Andrée mit einer freundlichen, viel liebreicheren Miene, als das bei Frauen seine Gewohnheit war, die Thüre öffnete sich und er verschwand.

Die Königin brach nun mit einem gewissen Ungestüm ihr Gespräch mit Andrée ab, wandte sich gegen Philipp um und fragte ihn:

„Haben Sie Ihren Vater gesehen, mein Herr?“

„Ich fand ihn, ehe ich hierher kam, in den Vorzimmern; meine Schwester hatte mich benachrichtigen lassen.“

Digitized by Google

„Warum haben Sie Ihren Vater nicht zuerst besucht?“

„Ich schickte meinen Kammerdiener und mein geringfügiges Gepäcke zu ihm, Madame; Herr von Taverney schickte mir aber den Burschen mit dem Befehl zurück, mich zuerst zum König oder zu Eurer Majestät zu begeben.“

„Und Sie haben gehorcht?“

„Ich fühlte mich glücklich, zu gehorchen, Madame; ich konnte auf diese Art meine Schwester umarmen.“

„Das Wetter ist herrlich,“ rief die Königin mit einer freudigen Bewegung. „Frau von Misery, morgen wird der Schnee geschmolzen sein, ich brauche sogleich einen Schlitten.“

Die erste Kammerfrau ging weg, um den Befehl zu vollziehen.

„Und meine Chocolade hierher,“ fügte die Königin bei.

„Eure Majestät wird nicht frühstücken!“ rief Frau von Misery; „oh! Eure Majestät hat gestern schon nicht zu Nacht gespeist.“

„Sie täuschen sich, meine liebe Misery, wir haben zu Nacht gespeist. Fragen Sie Fräulein von Taverney.“

„Und zwar sehr gut,“ erwiederte Andrée.

„Dessen ungeachtet werde ich meine Chocolade zu mir nehmen,“ sagte die Königin. „Geschwinde, geschwinde, meine gute Misery: diese schöne Sonne lockt mich an. Es werden viele Leute auf dem Schweizer-Teich sein?“

„Gedenkt Eure Majestät Schlittschuh zu laufen?“ fragte Philipp.

„Oh! Sie werden über uns spotten, Herr Amerikaner,“ rief die Königin, „Sie, die Sie die ungeheuren Seen durchlaufen haben, auf denen man mehr Meilen macht, als wir hier Schritte machen.“

„Madame,“ erwiederte Philipp, „hier hat Eure

Digitized by Google

Majestät ihre Lust an der Kälte und am Weg, dort irbt man daran."

„Oh! da kommt meine Chocolade. Andrée, Sie erden eine Tasse nehmen!"

Andrée erröthete vor Vergnügen und verbeugte sich.

„Sie sehen, Herr von Taverney, ich bin immer ieselbe, die Etiquette ekelt mich an, wie früher. Erinnern Sie sich der früheren Zeit, Herr Philipp, haben Sie sich verändert?"

„Nein, Madame," erwiederte er mit kurzem Ton, nein, ich habe mich nicht verändert, wenigstens nicht, was das Herz betrifft."

„Wenn Sie dasselbe Herz bewahrt haben, so danken wir Ihnen, da das Herz gut war, auf unsere Weise," sprach heiter die Königin. „Eine Tasse für Herrn von Taverney, Frau von Misery."

„Oh! Madame," rief Philipp ganz verwirrt, „Eure Majestät denkt nicht daran, eine solche Ehre einem armen, dunkeln Soldaten, wie ich!"

„Einem alten Freund!" rief die Königin, „so ist es. Dieser Tag macht mir alle Wohlgerüche der Jugend zu Gehirn steigen; dieser Tag findet mich glücklich, frei, stolz und toll . . . Dieser Tag erinnert mich an meine ersten Tage in meinem geliebten Trianon, an die muthwilligen Streiche, die wir, Andrée und ich, machten; dieser Tag erinnert mich an meine Rosen, an meine Erdbeeren, an mein Eisenkraut, an die Vögel, die ich in meinen Blumenbeeten zu bespähen suchte. An Alles, bis auf meine lieben Gärtner, deren gute Gesichter immer eine neue Blume, eine schmackhafte Frucht bedeuteten, an Herrn von Jussieu, an das Original Rousseau, der todt ist. Dieser Tag, sage ich Ihnen, dieser Tag macht mich toll. Aber was haben Sie, Andrée? Sie sind roth. Was haben Sie, Herr Philipp? Sie sind bleich!"

Das Gesicht der zwei jungen Leute hatte wirklich diese grausame Erinnerung, in der die unbestimmte Gestalt von Gilbert schwebte, schlecht ausgehalten.

Digitized by Google

Aber Beide riefen bei den letzten Worten der Königin ihren Muth zu Hülfe.

„Entschuldigen Sie mich, Madame, ich habe mir den Gaumen verbrannt," sagte Andrée.

„Und ich, Madame," sprach Philipp, „ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß mich Eure Majestät beehrt, wie einen vornehmen Mann."

„Gut, gut," unterbrach ihn Marie Antoinette, indem sie selbst Chocolade in die Tasse von Philipp goß, „Sie sind ein Soldat, wie Sie gesagt haben, und als solcher an das Feuer gewöhnt; verbrennen Sie sich muthig mit der Chocolade, ich habe nicht Zeit, zu warten."

Hiebei lachte die Königin. Philipp nahm aber die Sache im Ernst, wie es ein Landmann hätte thun können; nur was dieser aus Verlegenheit gethan haben würde, vollbrachte er aus Heldenmuth.

Die Königin verlor ihn nicht aus dem Blick: ihr Gelächter verdoppelte sich.

„Sie haben einen vollkommenen Charakter," sagte sie.

Und sie stand auf.

Schon hatten ihr ihre Frauen einen reizenden Hut, einen Hermelinmantel und Handschuhe gegeben.

Die Toilette von Andrée war ebenso schnell gemacht.

Philipp nahm seinen Hut unter den Arm und folgte den Damen.

„Herr von Taverney," sagte die Königin, „Sie dürfen mich nicht verlassen. Ich will heute, aus Politik, einen Amerikaner confisciren. Gehen Sie zu meiner Rechten, Herr von Taverney."

Taverney gehorchte; Andrée trat an die Linke der Königin.

Als die Königin die große Treppe hinabging, als die Trommeln den Feldmarsch rafselten, als die Töne der Trompeten der Gardes-du-Corps und das Klirren der Gewehre, die man bereit hielt, vom Winde der Vestibules getragen, in den Palast hinaufstiegen, da

Digitized by Google

schlugen dieses königliche Gepränge, diese Ehrfurcht Aller, diese Anbetungen, die dem Herzen der Königin gezollt wurden und unter Weges Taverney begegneten, da schlugen, sagen wir, diese Triumphe den zuvor schon verwirrten Kopf von Taverney mit dem Schwindel; ein Fieberschweiß perlte auf seiner Stirne; seine Schritte zögerten. Ohne den Wirbel der Kälte, der seine Augen und seine Lippen traf, wäre er sicherlich ohnmächtig geworden.

Es war dieß für den jungen Mann nach so vielen traurig im Kummer und in der Verbannung aufgezehrten Tagen eine zu plötzliche Rückkehr zu den Freuden des Stolzes und des Herzens.

Während sich auf dem Wege der von Schönheit strahlenden Königin die Stirnen beugten und die Gewehre präsentirt wurden, blieb ein kleiner Greis, den die Befangenheit die Etiquette vergessen ließ, den Kopf vorgestreckt, das Auge auf Taverney und auf die Königin geheftet, unbeweglich, statt seinen Kopf und seine Blicke zu senken.

Sobald die Königin sich entfernte, brach der kleine Greis aus seiner Reihe, mit dem Spalier, das sich um um ihn her auflöste und man sah ihn so hastig laufen, als es ihm seine kleinen siebenzigjährigen Beine erlaubten.

IX.

Der Schweizer-Teich.

Jedermann kennt das in der schönen Jahreszeit bläuliche, schillernde, im Winter weiße, runzelige Viereck, das man noch heute den Schweizerteich nennt.

Eine Allee von Linden, die ihre röthlichen Arme freudig in der Sonne ausstrecken, begränzt jedes Ufer

Digitized by Google

des Teiches; diese Allee ist von Spaziergängern jedes Alters und jedes Rangs bevölkert, die sich an dem Schauspiel der Schlitten und der Schlittschuhläufer ergötzen.

Die Toiletten der Frauen bieten das glänzende Gemische des ein wenig beengenden Luxus vom alten Hof und der etwas launenhaften Ungezwungenheit der neuen Mode.

Die hohen Coiffuren, die dunkeln Schleier, jugendliche Stirnen beschattend, die Stoffhüte in großer Mehrheit, die Pelzmäntel und die weiten Falten der seidenen Kleider bilden ein wunderliches Gemenge mit den orangefarbigen Röcken, den himmelblauen Redingoten, den gelben Livreen und den großen weißen Leviten.

Die blau und rothen Bedienten durchschneiden diese ganze Menge wie Klatschrosen und Kornblumen, die der Wind zwischen den Aehren oder auf dem Klee wogen läßt.

Zuweilen ward ein Schrei in der Versammlung hörbar: Saint-Georges, der kühne Schlittschuhläufer, hat einen so vollkommenen Kreis ausgeführt, daß ein Geometer, der denselben messen würde, keinen merklichen Fehler fände.

Während die Ufer des Teiches mit einer solchen Anzahl von Zuschauern bedeckt sind, daß sie sich durch die Berührung erwärmen, und von fern aussehen, wie ein buntscheckiger Teppich, über dem ein Dunst schwebt, der des Hauches, dessen sich die Kälte bemächtigt, bietet der Teich selbst, zu einem dichten Eisspiegel geworden, den geschmückteſten und besonders beweglichsten Anblick.

Hier ist es ein Schlitten, den drei ungeheure Molosse, nach russischer Manier angespannt, über das Eis hinfliegen machen.

In eine Sammetdecke gekleidet, worauf Wappen gestickt, auf dem Kopf flatternde Federn, gleichen die Hunde jenen chimärischen Thieren in den Teufelsscenen von Callot oder den Hexenbildern von Goya.

Digitized by Google

Nachläſſig in ſeinem Schlitten ſitzend, der mit Tigerfellen ausgeſtopft iſt, neigt ſich ihr Gebieter, Herr von Lauzun, auf die Seite, um frei zu athmen, was er wahrſcheinlich nicht vermöchte, wenn er dem Strome des Windes folgen würde.

Einzelne Schlitten von beſcheidenem Ausſehen ſuchen da und dort die Abſonderung. Eine, ohne Zweifel der Kälte wegen, verlarvte Dame fährt in einem von dieſen Schlitten, während ein ſchöner Schlittſchuhläufer in einem weiten Ueberrock von Sammet mit goldenen Schnüren und Litzen ſich auf die Lehne neigt, um dem Schlitten, den er zugleich antreibt und lenkt, einen raſcheren Impuls zu geben.

Die Worte werden zwiſchen der verlarvten Dame und dem Schlittſchuhläufer im Sammetüberrock im Bereiche des Hauches ausgetauſcht, und Niemand könnte dieſe Rendezvous unter dem Himmelsgewölbe im Angeſichte von ganz Verſailles tadeln.

Was iſt den Andern daran gelegen, was ſie ſagen, da man ſie ſieht; was iſt ihnen daran gelegen, daß man ſie ſieht, da man ſie nicht hört? Sie leben offenbar inmitten dieſer ganzen Welt ein abgeſondertes Leben; ſie ziehen durch die Menge wie Wandervögel. Wohin gehen ſie? Nach der unbekannten Welt, welche jede Seele ſucht und die man das Glück nennt. Plötzlich entſteht unter dieſen Sylphen, die mehr gleiten, als gehen, eine große Bewegung, erhebt ſich ein gewaltiger Tumult.

Es iſt nämlich die Königin beim Schweizer-Teich erſchienen, man hat ſie erkannt und ſchickt ſich an, ihr den Platz zu überlaſſen; doch durch ein Zeichen mit der Hand bedeutet ſie Jedem, er möge bleiben. Der Ruf: Es lebe die Königin! ertönt; ſtark durch die ertheilte Erlaubniß bilden die fliegenden Schlittſchuhläufer und die Schlitten, die man treibt, wie durch eine elektriſche Bewegung einen Kreis um die Stelle, wo die erhabene Fürſtin angehalten hat.

Digitized by Google

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auf sie gerichtet. Die Männer nähern sich durch geschickte Manövers; die Frauen machen sich mit einer ehrfurchtsvollen Wohlanständigkeit zurecht; Jeder findet ein Mittel, sich mit der Gruppe der Cavaliere und der hohen Offiziere zu vermischen, welche der Königin ihre Huldigung darbringen.

Unter den Hauptpersonen, die das Publikum wahrgenommen hat, ist eine sehr bemerkenswerthe, die, statt dem allgemeinen Impuls zu folgen und der Königin entgegen zu kommen, sobald sie ihre Toilette und ihre Umgebung erkennt, ihren Schlitten verläßt und sich in eine Gegenallee wirft, wo sie mit den Leuten ihres Gefolges verschwindet.

Der Graf d'Artois, den man unter der Zahl der leichtesten und zierlichsten Schlittschuhläufer gewahrte, durcheilte nicht zuletzt den Raum, der ihn von seiner Schwägerin trennte.

Er küßte ihr die Hand und flüsterte ihr zugleich zu:

„Sehen Sie, wie unser Bruder, Herr von Provence, uns vermeidet!"

So sprechend, deutete er mit dem Finger auf die Königliche Hoheit, die mit großen Schritten in das mit Rauhreif gefüllte Gehölze ging, um auf einem Umweg seinen Wagen aufzusuchen.

„Er will nicht, daß ich ihm Vorwürfe mache," sagte die Königin.

„Oh! was die Vorwürfe betrifft, die er erwartet, so ist das meine Sache, und nicht darum fürchtet er Sie."

„Seines Gewissens wegen also?" sagte die Königin mit ernstem Tone.

„Aus einem andern Grunde, meine Schwester."

„Warum denn?"

„Ich will es Ihnen sagen. Er hat erfahren, daß Herr von Suffren, der glorreiche Sieger, diesen Abend ankommen soll, und da die Nachricht wichtig ist, so will er Sie dieselbe nicht wissen lassen."

Digitized by Google

Die Königin sah um sich her einige Neugierige, deren Ohren der Respekt nicht so sehr entfernte, daß sie nicht die Worte ihres Schwagers hören konnten. „Herr von Taverney," sagte sie, „haben Sie die Güte, für meinen Schlitten besorgt zu sein, und wenn Ihr Vater da ist, umarmen Sie ihn: ich gebe Ihnen für eine Viertelstunde Urlaub."

Der junge Mann verbeugte sich und durchschritt die Menge, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

Auch die Menge hatte begriffen, sie hat zuweilen wunderbare Instincte; sie erweiterte den Kreis, und die Königin und der Graf d'Artois waren bequemer gestellt.

„Mein Bruder," sagte nun die Königin, „ich bitte, erklären Sie mir, was mein Schwager dabei gewinnt, daß er mir die Ankunft von Herrn von Suffren nicht mittheilt?"

„Oh! meine Schwester, ist es denn möglich, daß Sie, Weib, Königin und Feindin, die Absicht dieser schlauen Politik nicht sogleich auffassen? Herr von Suffren kommt an, Niemand weiß es bei Hofe. Herr von Suffren ist der Held der indischen Meere und hat folglich auf einen prachtvollen Empfang in Versailles Anspruch zu machen. Herr von Suffren kommt also an. Dem König ist seine Ankunft unbekannt; der König vernachlässigt ihn, ohne es zu wissen, und folglich, ohne es zu wollen; Sie ebenso, meine Schwester. Während dieser Zeit empfängt Herr von Provence, der die Ankunft von Herrn von Suffren weiß, ganz im Gegentheil den siegreichen Seemann, lächelt ihm zu, schmeichelt ihm, macht Verse auf ihn und wird, indem er sich an den Helden Indiens anhängt, der Held Frankreichs."

„Das ist klar," sagte die Königin.

„Ich glaube wohl, bei Gott!"

„Sie vergessen nur Einen Punkt, mein lieber Zeitungsmann."

„Welchen?"

Digitized by Google

„Woher wissen Sie dieses ganze schöne Project unsers lieben Bruders und Schwagers?"

„Woher ich es weiß! Das ist ganz einfach! wie ich Alles weiß, was er thut. Da ich bemerkte, Herr von Provence mache es sich zur Aufgabe, Alles in Erfahrung zu bringen, was ich thue, so bezahlte ich Leute, die mir Alles sagen, was er thut. Oh! das kann mir dereinst nützlich sein, meine Schwester, — und Ihnen auch."

„Ich danke für Ihr Bündniß, mein Bruder; doch der König?"

„Oh! der König ist benachrichtigt."

„Durch Sie?"

„Nein, durch seinen Marineminister, den ich zu ihm geschickt habe. Sie begreifen, dieß Alles geht mich Nichts an; ich bin zu leichtfertig, zu sehr Verschwender, zu närrisch, um mich um Dinge von dieser Wichtigkeit zu bekümmern."

„Und der Marineminister wußte auch Nichts von der Ankunft von Herrn von Suffren in Frankreich?"

„Ei! mein Gott, meine liebe Schwester, nicht wahr, Sie haben in den vierzehn Jahren, die Sie Dauphine oder Königin von Frankreich sind, genug Minister kennen gelernt, um zu wissen, daß eine wichtige Sache diesen Herren stets unbekannt ist. Nun denn! ich habe den unsern in Kenntniß gesetzt, und er ist enthusiasmirt."

„Ich glaube es wohl."

„Sie begreifen, meine Schwester, das ist ein Mensch, der mir sein Leben lang dankbar sein wird, und ich bedarf gerade seiner Dankbarkeit."

„Wozu?"

„Um ein Anlehen zu negociren."

„Oh!" rief die Königin lachend, „nun verderben Sie mir Ihre schöne Handlung."

„Meine Schwester," erwiederte der Graf d'Artois mit ernster Miene, „Sie müssen Geld nöthig haben, und ich stelle, so wahr ich ein Sohn von Frankreich

Digitized by Google

bin, die Hälfte der Summe, die ich erhalten werde, zu Ihrer Verfügung."

„Oh! mein Bruder," rief Marie Antoinette, „behalten Sie das Ganze; ich brauche, Gott sei Dank, in diesem Augenblicke Nichts."

„Teufel! warten Sie nicht zu lange, um meine Zusage in Anspruch zu nehmen."

„Warum dieß?"

„Weil ich, wenn Sie länger warten würden, nicht mehr im Stande sein dürfte, mein Versprechen zu halten."

„Nun, in diesem Fall werde ich es auch so einrichten, daß ich irgend ein Staatsgeheimniß entdecke."

„Meine Schwester, Sie bekommen kalt," versetzte der Graf d'Artois. „Ihre Wangen werden blau, das muß ich Ihnen sagen."

„Hier kehrt Herr von Taverney mit meinem Schlitten zurück."

„Dann bedürfen Sie meiner nicht mehr?"

„Nein."

„So jagen Sie mich fort, ich bitte Sie."

„Warum? Bilden Sie sich etwa ein, Sie beengen mich in irgend einer Hinsicht?"

„Nein; ich bin es im Gegentheil, der seine Freiheit nöthig hat."

„Gott befohlen also."

„Auf Wiedersehen, theure Schwester."

„Wann?"

„Diesen Abend."

„Was ist denn diesen Abend?"

„Es ist nicht, aber es wird sein."

„Was wird denn sein?"

„Große Gesellschaft beim Spiel des Königs."

„Warum dieß?"

„Weil der Herr Minister heute Abend Herrn von Suffren bringen wird."

„Sehr gut. Heute Abend also."

Digitized by Google

Bei diesen Worten grüßte der junge Prinz seine Schwägerin mit der ihm natürlichen reizenden Artigkeit und verschwand in der Menge.

Taverney Vater hatte seinem Sohne nachgeschaut, während er sich von der Königin entfernte, um sich mit dem Schlitten zu beschäftigen.

Bald aber war sein wachsamer Blick zu der Königin zurückgekehrt.

Das belebte Gespräch von Marie Antoinette mit ihrem Schwager bereitete ihm einige Unruhe, denn dieses Gespräch schnitt die seinem Sohn kurz zuvor von der Königin erwiesene Vertraulichkeit entzwei.

Er beschränkte sich auch darauf, daß er Philipp eine freundliche Geberde machte, als dieser vollends die zur Abfahrt des Schlittens unerläßlichen Vorbereitungen traf und als der junge Mann nach der Vorschrift der Königin seinen Vater umarmen wollte, den er zehn Jahre nicht umarmt hatte, wies ihn dieser zurück und sagte:

„Später, später; komm nach deinem Dienst zurück, dann wollen wir plaudern."

Philipp entfernte sich, und der Baron sah zu seiner Freude, daß der Graf d'Artois von der Königin Abschied genommen hatte.

Diese stieg in den Schlitten und ließ Andrée mit sich einsteigen; als aber zwei große Heiducken erschienen, um den Schlitten anzutreiben, sagte sie:

„Nein, nein, ich will nicht auf diese Art fahren; laufen Sie nicht Schlittschuh, Herr von Taverney?"

„Verzeihen Sie, Madame," erwiederte Philipp.

„Geben Sie dem Herrn Chevalier Schlittschuhe," befahl die Königin.

Dann wandte sie sich zu ihm um, und fügte bei:

„Ich weiß nicht, was mir sagt, Sie laufen so gut Schlittschuh als Saint-Georges."

„Früher schon lief Philipp sehr zierlich," sagte Andrée.

Digitized by Google

„Und nun kennen Sie keinen Nebenbuhler mehr, nicht wahr, Herr von Taverney?"

„Madame," antwortete Philipp, „da Eure Majestät dieses Zutrauen zu mir hat, so werde ich thun, was ich nur immer vermag."

So sprechend, hatte sich Philipp schon mit Schlittschuhen, so scharf und einschneidend, wie Klingen, versehen.

Er stellte sich hierauf hinter den Schlitten, gab ihm mit einer Hand den Impuls und die Fahrt begann.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel.

Saint-Georges, der König der Gymnasten, Saint-Georges, der zierliche Mulatte, der Mann der Mode, der in allen Leibesübungen Ausgezeichnete, Saint-Georges erhielt einen Nebenbuhler in dem jungen Mann, der es wagte, sich neben ihm auf die Laufbahn zu werfen.

Augenblicklich umschwebte er auch den Schlitten der Königin mit so ehrerbietigen, so reizvollen Verbeugungen, daß nie ein auf dem Boden von Versailles sehr fester Höfling verführerische gemacht hatte. Er beschrieb um den Schlitten die raschesten und richtigsten Kreisen; er umschlang ihn mit einer Reihe von wunderbar mit einander verbundenen Ringen, so daß die neue krumme Linie immer der Ankunft des Schlittens zuvorkam, der ihn hinter sich ließ, wonach er mit einem kräftigen Schlittschuhstoß Alles wieder gewann, was er durch den Umkreis verloren hatte.

Keiner konnte, auch nur mit dem Blick, ohne betäubt und geblendet zu werden, diesem Manöver folgen.

Hierdurch angespannt, faßte Philipp einen verwegenen Entschluß; er trieb den Schlitten mit einer so furchtbaren Geschwindigkeit an, daß Saint-Georges, statt sich vor ihm zu befinden, seinen Kreis hinter ihm vollendete, und als die Schnelligkeit des Schlittens viele Leute Angstschreie ausstoßen machte, welche die Königin hätten erschrecken können, sagte er:

Digitized by Google

„Wenn es Eure Majestät wünscht, werde ich anhalten oder wenigstens langsamer fahren."

„Oh! nein, nein," rief die Königin mit dem Ungestüm, mit dem sie bei der Arbeit, wie beim Vergnügen zu Werke ging, „nein, ich habe keine Angst. Schneller, wenn Sie können, Chevalier, schneller!"

„Oh! desto besser! Ich danke für die Erlaubniß, Madame. Ich halte Sie gut, verlassen Sie sich auf mich."

Und als seine kräftige Hand sich abermals am Triangel der Lehne befestigte, war die Bewegung so gewaltig, daß der ganze Schlitten zitterte.

Es war als hätte er ihn mit ausgestrecktem Arm aufgehoben.

Dann legte er seine zweite Hand an den Schlitten, was er bis jetzt zu thun verachtet hatte, und riß die Maschine fort, die ein Spielzeug unter seinen stählernen Armen geworden war.

Von diesem Augenblick an kreuzte er jeden von den Kreisen von Saint-Georges durch noch größere Kreise; so daß sich der Schlitten wie der geschmeidigste Mensch bewegte und sich seiner ganzen Länge nach hin und her drehte, als handelte es sich um die einfachen Sohlen, auf denen Saint-Georges das Eis bearbeitete. Trotz des Gewichts, trotz der Ausdehnung, hatte sich der Schlitten der Königin zum Schlittschuh gemacht. Er drehte sich, er flog, er wirbelte wie ein Tänzer.

Anmuthiger, feiner, pünktlicher in seinen Wendungen, fing Saint-Georges an, unruhig zu werden; er lief schon seit einer Stunde Schlittschuh. Als ihn Philipp ganz in Schweiß gebadet sah, als er die Anstrengungen seiner bebenden Kniebeugungen wahrnahm, beschloß er, ihn durch die Ermattung niederzukämpfen.

Er veränderte den Lauf, verzichtete auf die Kreise, die ihm die Mühe machten, den Schlitten jedesmal aufzuheben und trieb die Equipage gerade aus.

Der Schlitten schoß rascher als ein Pfeil fort.

Saint-Georges hätte ihn mit einem einzigen

Digitized by Google

Stoße bald eingeholt, aber Philipp ergriff den Augenblick, wo der zweite Impuls den Schwung des ersten vervielfältigt; er trieb den Schlitten auf eine noch unberührte Eislage und zwar mit einer solchen Starrheit, daß er zurückblieb.

Saint-Georges rannte fort, um den Schlitten einzuholen. Aber alle seine Kräfte zusammenraffend, glitt Philipp so fein auf der äußersten Krümmung des Schlittschuhs, daß er Saint-Georges voranfuhr und seine beiden Hände auf den Schlitten legte. Mit einer herculischen Bewegung drehte er hienach den Schlitten völlig um und trieb ihn abermals in entgegengesetzter Richtung an, während Saint-Georges, durch eine äußerste Anstrengung fortgerissen, im Laufe nicht anhalten konnte und, einen unwiederbringlichen Raum verlierend, ganz in der Entfernung blieb.

Die Luft erscholl von einem solchen Beifallsgeschrei, daß Philipp vor Scham erröthete.

Er war jedoch sehr erstaunt, als die Königin, nachdem sie selbst in die Hände geklatscht hatte, sich gegen ihn umwandte und mit dem Ausdruck einer wollüstigen Beklemmung zu ihm sagte:

„Oh! Herr von Taverney, nun, da mein Sieg Ihnen geblieben ist, Gnade! Gnade! Sie würden mich tödten!“

X.

Der Versucher.

Auf diesen Befehl oder vielmehr auf diese Bitte der Königin zog Philipp seine stählernen Muskeln zusammen, klammerte sich auf seinen Kniebeugen fest, und der Schlitten hielt kurz an, wie das arabische Pferd, das im Sande der Ebene auf seinen Hacksen bebt.

Digitized by Google

„Und nun ruhen Sie aus," sagte die Königin, während sie ganz schwankend aus dem Schlitten stieg. „Ich hätte in der That nie geglaubt, die Geschwindigkeit sei so berauschend. Sie hätten mich beinahe toll gemacht."

Und sie stützte sich wirklich ganz wankend auf den Arm von Philipp.

Ein Beben des Erstaunens, das diese ganze goldbetreßte, buntscheckige Menge durchlief, verkündigte ihr, daß sie abermals einen von den Fehlern gegen die Etiquette begangen hatte — ungeheure Fehler in den Augen der Eifersucht und der Servilität.

Ganz betäubt von diesem Uebermaß von Ehre war Philipp zitternder und beschämter, als wenn ihn seine Fürstin öffentlich beleidigt hatte.

Er schlug die Augen nieder; sein Herz pochte, daß die Brust beinahe zersprungen wäre.

Eine seltsame Aufregung, ohne Zweifel von ihrer Fahrt herrührend, erfaßte auch die Königin, denn sie zog ihren Arm sogleich wieder zurück, nahm den von Fräulein von Taverney und forderte einen Stuhl.

Man brachte ihr einen kleinen Feldstuhl.

„Verzeihen Sie, Herr von Taverney," sagte sie zu Philipp.

Dann fügte sie plötzlich leise bei:

„Mein Gott! es ist doch ein großes Unglück, unablässig von Neugierigen und von albernen Menschen umgeben zu sein."

Die gewöhnlichen Cavaliere und die Ehrendamen hatten ihre Nähe wieder erreicht, und verschlangen mit ihren Augen Philipp, der, um seine Röthe zu verbergen, seine Schlittschuhe aufschnürte.

Nachdem dieß geschehen war, wich Philipp zurück um den Höflingen den Platz zu überlassen.

Die Königin blieb einige Augenblicke nachdenkend. Dann erhob sie das Haupt und sprach:

„Oh! ich fühle, daß ich mich erkälten würde, wenn ich so unbeweglich bliebe; noch eine Fahrt."

Digitized by Google

Und sie stieg wieder in den Schlitten.

Philipp wartete auf einen Befehl, aber vergebens.

Da traten zwanzig Edelleute heran.

„Nein, meine Herren, ich danke Ihnen; meine Heiducken," sagte sie.

Dann, als die Bedienten an ihren Posten waren, sprach sie zu diesen:

„Sachte, nur sachte."

Und sie schloß die Augen und überließ sich einer inneren Träumerei!

Der Schlitten entfernte sich, wie es die Königin befohlen hatte, sachte, gefolgt von einer Menge von Gierigen, Neugierigen und Eifersüchtigen.

Philipp blieb allein und wischte von seiner Stirne die Schweißtropfen.

Er suchte mit den Augen Saint-Georges, um ihn über seine Niederlage durch irgend ein redliches Compliment zu trösten.

Doch dieser hatte eine Botschaft vom Herzog von Orleans, seinem Protector, erhalten und war schon vom Schlachtfeld abgegangen.

Ein wenig traurig, ein wenig müde und beinahe selbst erschrocken über das, was vorgefallen, blieb Philipp unbeweglich an seinem Platz und schaute dem Schlitten der Königin nach, als er etwas seine Seite streifen fühlte.

Er wandte sich um und erkannte seinen Vater.

Ganz zusammengeschrumpft wie eine Hoffmann'sche Figur, ganz in Pelze gehüllt, wie ein Samojede, hatte der kleine Greis seinen Sohn mit dem Ellenbogen gestoßen, um die Hände nicht aus seinem Muff thun zu müssen, den er an seinem Kragen trug.

Durch die Kälte oder durch die Freude erweitert, erschien Philipp sein Auge blitzend.

„Du umarmst mich nicht, mein Sohn?" sagte er.

Er sprach diese Worte mit dem Ton, den der Vater des griechischen Athleten annehmen mußte, wenn er

Digitized by Google

dem Sohn für den Sieg dankte, den er im Circus davon getragen.

„Mein lieber Vater, von ganzem Herzen," erwiederte Philipp.

Aber es ließ sich begreifen, daß keine Harmonie zwischen dem Ton der Worte und ihrer Bedeutung herrschte.

„Gut, gut, und nun, da Du mich umarmt hast, gehe geschwinde!" sagte der Baron.

Und er schob seinen Sohn vorwärts.

„Wohin soll ich denn gehen, mein Herr?" fragte Philipp.

„Dorthin bei Gott."

„Dorthin?"

„Ja, zur Königin."

„Oh! nein, mein Vater, ich danke."

„Wie, nein! Wie, ich danke! Bist Du verrückt? Du willst nicht die Königin wieder einholen?"

„Nein, das ist unmöglich; Sie denken nicht daran, mein Vater."

„Wie! unmöglich, die Königin einzuholen, die Dich erwartet?"

„Die mich erwartet?"

„Ja, ja, die Königin, die nach Dir begehrt."

„Die nach mir begehrt," sprach Taverney, den Baron starr anschauend.

Und er fügte kalt bei:

„In der That, mein Vater, ich glaube, Sie vergessen sich."

„Bei meinem Ehrenwort, das ist zum Erstaunen!" rief der Greis, indem er sich aufrichtete, und mit dem Fuße stampfte. „Ah! Philipp, mache mir das Vergnügen, und sage mir ein wenig, ob Du verrückt bist?"

„Mein Herr," erwiederte der Chevalier traurig, „wahrlich, ich befürchte eine Gewißheit zu erlangen?"

„Welche?"

„Daß Sie meiner spotten, oder daß . . ."

„Oder daß?"

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, mein Vater, — daß Sie närrisch werden.“

Der Greis packte seinen Sohn mit einer so energischen, nervösen Bewegung beim Arme, daß der junge Mann vor Schmerz die Stirne faltete.

„Hören Sie, Herr Philipp,“ sagte der Greis, „ich weiß wohl, Amerika ist ein von Frankreich sehr weit entferntes Land.“

„Ja, mein Vater, weit entfernt,“ wiederholte Philipp; „aber ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich bitte, erklären Sie sich doch.“

„Ein Land, wo es weder einen König, noch eine Königin gibt.“

„Noch Unterthanen.“

„Sehr gut! Auch keine Unterthanen, Herr Philosoph; ich leugne das nicht. Dieser Punkt interessirt mich keineswegs und ist mir sehr gleichgültig; was mir aber nicht gleichgültig, was mich peinigt, was mich demüthigt, ist, daß ich auch eine Gewißheit zu erlangen befürchte.“

„Welche, mein Vater? Ich denke, daß in jedem Falle unsere Gewißheiten sehr von einander verschieden sind.“

„Die meinige ist die, daß Du ein Einfaltspinsel bist, mein Sohn. Und das ist einem großen Burschen, der gebaut wie Du, nicht erlaubt. Aber sieh, sieh doch dorthin!“

„Ich sehe, mein Herr.“

„Nun! die Königin wendet sich um, und zwar zum dritten Mal. Ja, mein Herr, die Königin hat sich dreimal umgedreht. Und schau doch! sie dreht sich abermals um; sie sucht wen? den Herrn Einfaltspinsel, den Herr Puritaner, den Herrn von Amerika. Oh! . .“

Und der kleine Greis biß, nicht mehr mit den Zähnen, sondern mit dem Zahnfleisch, auf den grauen hirschlebernen Handschuh, der zwei Hände, wie die seinige, aufgenommen hätte.

Digitized by Google

auf seinem Gesichte hervortrat, „nun! so frage Herrn von Coigny, frage Herrn von Lauzun, frage Herrn von Vaudreuil.“

„Stille, stille, mein Vater,“ rief Philipp mit dumpfem Tone, „oder, ich werde für diese drei Blasphemien, da ich Sie nicht dreimal mit meinem Schwerte dafür schlagen kann, mich selbst schlagen, das schwöre ich Ihnen, und zwar ohne Mitleid, auf der Stelle!“

Taverney machte einen Schritt rückwärts, und drehte sich auf dem Absatz um, wie es Richelieu seinen Aermel schüttelnd mit dreißig Jahren gethan hätte.

„Oh! wahrhaftig,“ sagte er, „das Thier ist dumm, das Pferd ist ein Esel, der Adler eine Gans, der Hahn ein Kapaun. Guten Abend, Du hast mich ergötzt. Ich hielt mich für den Ahnherrn, für den Kassander, und nun bin ich der Adonis, der Apollo. Guten Abend.“

Und er pirouettirte noch einmal auf seinen Absätzen.

Philipp war düster geworden; er hielt den Greis bei der halben Wendung an und sagte:

„Nicht wahr, mein Vater, Sie haben nicht im Ernste gesprochen? denn ein Edelmann von so gutem Geschlecht wie Sie, kann unmöglich solchen Verleumdungen, die von den Feinden, nicht nur der Königin, sondern auch des Königthums, ausgestreut worden sind, länger Glauben beimessen.“

„Er zweifelt noch, der doppelte Dummkopf,“ rief Taverney.

„Sie haben nicht mit mir gesprochen, wie Sie vor Gott sprechen?“

„Wahrhaftig!“

„Vor Gott, dem Sie sich jeden Tag nähern?“

Der junge Mann hatte das von ihm so verächtlich abgebrochene Gespräch wieder aufgenommen.

Das war ein Sieg für den Baron. Er trat näher zu ihm und sagte:

„Mir scheint, ich bin ein ziemlich guter Edelmann, mein Herr Sohn, und ich lüge nicht immer!“

Digitized by Google

Dieſes immer war ein wenig lächerlich, Philipp achte jedoch nicht.

„Mein Herr,“ ſprach er, „es iſt alſo Ihre Meinung, ie Königin habe Liebhaber gehabt?“

„Eine ſchöne Neuigkeit.“

„Diejenigen, welche Sie angeführt?“

„Und Andere, was weiß ich? Befrage die Stadt' ınd den Hof; man muß von Amerika zurückkommen, ım nicht zu wiſſen, was man ſagt.“

„Und man ſagt das? gemeine Pamphletmacher?“

„Ho! ho! hältſt Du mich etwa für einen Zeitungs- chreiber?“

„Nein! und das iſt gerade das Unglück, daß Men- ſchen wie Sie dergleichen Schändlichkeiten wieder- holen, die ſich ſonſt wie die ſchädlichen Dünſte auflöſen würden, welche zuweilen die ſchönſte Sonne verdun- keln. Sie und die Leute von Geſchlecht geben ſolchen Schmähungen, indem ſie dieſelben wiederholen, eine erſchreckliche Haltbarkeit. Oh! mein Herr, aus Re- ligion wiederholen Sie dergleichen Dinge nicht.“

„Ich wiederhole ſie dennoch.“

„Und warum thun Sie das?“

„Ei!“ erwiederte der Greis, indem er ſich am Arm ſeines Sohnes anklammerte und ihn mit ſeinem dämoniſchen Gelächter anſchaute, „um Dir zu bewei- ſen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich zu Dir agte: Philipp, die Königin wendet ſich um; Philipp, die Königin ſucht Dich; Philipp, die Königin begehrt ıach Dir; Philipp, laufe, laufe, die Königin wartet ıuf Dich.“

„Oh!“ rief der junge Mann, ſein Geſicht in ſeinen händen verbergend, „in des Himmels Namen, mein Vater, ſchweigen Sie, Sie würden mich wahnſinnig nachen.“

„In der That, Philipp, ich begreife Dich nicht,“ agte der Greis. „Iſt es ein Verbrechen zu lieben? Das beweiſt, daß man Herz hat; und fühlt man nicht in den Augen dieſer Frau, in ihrer Stimme, in ihrem

Digitized by Google

Gang ihr Herz? Sie liebt, liebt sie Dich? ich weiß es nicht; einen Andern, es ist möglich; glaube aber in diesem Augenblick meiner alten Erfahrung, sie liebt oder fängt an, Einen zu lieben, sage ich Dir, doch Du bist ein Philosoph, ein Puritaner, ein Quäker, ein amerikanischer Mann; Du liebst nicht, laß sie also schauen, laß sie sich umwenden, laß sie warten, beleidige sie, verachte sie, stoße sie zurück, Philipp, das heißt Joseph von Taverney."

Nach diesen Worten, die er mit einer derben Ironie betonte, entfloh der Greis, da er sah, welche Wirkung er hervorgebracht, wie der Versucher, nachdem er den ersten Rath zum Verbrechen gegeben.

Philipp blieb allein, das Herz angeschwollen, das Gehirn kochend; er dachte nicht mehr daran, daß er seit einer halben Stunde an dieselbe Stelle gefesselt gewesen war, daß die Königin ihre Spazierfahrt beendigt hatte, daß sie zurückkam, daß sie ihn anschaute und ihm, aus ihrem Gefolge heraus, im Vorüberfahren zurief:

„Sie müssen nun ausgeruht haben, Herr von Taverney! Kommen Sie doch, nur Sie allein vermögen, eine Königin königlich spazieren zu führen. Treten Sie auf die Seite, meine Herren."

Philipp lief geblendet, betäubt, trunken auf sie zu.

Indem er die Hand auf die Lehne des Schlittens legte, fühlte er sich brennen: die Königin war nachlässig auf ihrem Sitze zurückgeworfen; die Finger des jungen Mannes hatten die Hände von Marie Antoinette gestreift.

Digitized by Google

XI.

Der Suffren.

Gegen alle Gewohnheiten des Hofes war das Geheimniß Ludwig XVI. und dem Grafen d'Artois getreulich bewahrt worden.

Niemand wußte, zu welcher Stunde und wie Herr von Suffren kommen sollte.

Der König hatte sein Spiel für den Abend angekündigt.

Um sieben Uhr trat er mit den Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie ein.

Die Königin führte Madame Royale, die erst sieben Jahre alt war, bei der Hand.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend.

Während der Präliminarien der Versammlung, in dem Augenblicke, wo Jedermann Platz nahm, näherte sich der Graf d'Artois sachte der Königin und sagte zu ihr:

„Meine Schwester, schauen Sie umher."

„Nun wohl, ich schaue."

„Was sehen Sie?"

Die Königin ließ ihre Blicke im Kreise umherlaufen, durchsuchte die Massen, sondirte die leeren Räume und erwiederte, als sie überall Freunde, überall Diener erblickte, worunter Andrée und ihr Bruder:

„Ich sehe angenehme und besonders sehr befreundete Gesichter."

„Schauen Sie nicht, wen wir haben, meine Schwester, schauen Sie, wer uns fehlt."

„Ah! es ist meiner Treue wahr!" rief Marie Antoinette.

Der Graf d'Artois lachte.

„Abermals abwesend," sagte die Königin. „Oh! werde ich ihn immer so fliehen machen?"

„Nein, der Scherz währt nur länger. Monsieur

Digitized by Google

ist an die Barrière von Fontainebleau abgegangen, um den Bailli von Suffren zu erwarten."

„Dann sehe ich nicht ein, warum Sie lachen, mein Bruder."

„Sie sehen nicht ein, warum ich lache?"

„Allerdings, wenn Monsieur den Bailli von Suffren bei der Barrière erwartet, so ist er seiner als Sie gewesen, denn er wird ihn zuerst sehen und vor Jedermann beglückwünschen."

„Ah! liebe Schwester," entgegnete der Prinz lachend, „Sie haben einen sehr kleinen Begriff von unserer Diplomatie. Es ist wahr, Monsieur hat sich an die Barrière von Fontainebleau begeben, um den Bailli zu erwarten, aber wir haben Jemand, der ihn auf der Station von Villejuise erwartet."

„Wahrhaftig?"

„So daß sich Monsieur allein an der Barrière durchkälten wird, indeß auf einen Befehl des Königs Herr von Suffren, Paris umfahrend, unmittelbar nach Versailles kommt, wo wir ihn erwarten."

„Das ist vortrefflich ausgedacht."

„Nicht schlecht, und ich bin ziemlich zufrieden mit mir. Machen Sie ihr Spiel, meine Schwester."

Es waren in diesem Augenblick im Spielsaal wenigstens hundert Personen vom höchsten Rang, Herr von Condé, Herr von Penthièvre, Herr de la Tremouille, die Prinzessinnen.

Der König allein bemerkte, daß der Graf d'Artois die Königin lachen machte, und um ein wenig an ihrem Complot Theil zu nehmen, sandte er ihnen einen äußerst bezeichnenden Blick zu.

Die Nachricht von der Ankunft des Commandeur von Suffren hatte sich, wie wir gesagt, nicht verbreitet, und dennoch hatte man eine Art von Ahnung, die über den Geistern schwebte, nicht unterdrücken können.

Man fühlte etwas Verborgenes, was erscheinen, etwas Neues, was sich erschließen sollte; es war ein unbekanntes Interesse, das sich durch diese ganze Welt

Digitized by Google

verbreitete, wo das geringste Ereigniß Wichtigkeit gewinnt, sobald der Herr die Stirne gefaltet hat, um zu mißbilligen, oder den Mund bewegt, um zu lächeln.

Der König, der um einen Sechs-Livres-Thaler zu spielen pflegte, um das Spiel der Prinzen und der Herren des Hofes zu mäßigen, der König bemerkte nicht, daß er Alles, was er an Geld in der Tasche hatte, auf den Tisch legte.

Ganz ihrer Rolle sich hingebend, ging die Königin mit List zu Werke und lockte die Aufmerksamkeit des Kreises durch den Eifer ab, mit dem sie ihr Spiel betrieb.

Philipp, der zu der Partie zugelassen war und seinen Platz seiner Schwester gegenüber hatte, verschlang mit allen seinen Sinnen zugleich den unerhörten, Staunen erregenden Eindruck dieser Gunst, die ihn unversehens wieder erhitzte.

Die Worte seines Vaters kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er fragte sich, ob der Greis, der drei bis vier Regierungen von Favoritinnen gesehen, nicht wirklich ganz genau die Geschichte der Zeiten und der Sitten kenne.

Er fragte sich, ob der Puritanismus, der eine Aehnlichkeit mit der religiösen Anbetung hat, nicht eine Lächerlichkeit mehr sei, die er aus entfernten Ländern mitgebracht.

War die so poetische, so schöne, gegen ihn so schwesterliche Königin nicht im Ganzen nur eine furchtbare Coquette, gierig, eine Leidenschaft mehr in ihren Erinnerungen zu befestigen, wie ein Entomologe ein Insect oder einen Schmetterling mehr in seinem Kästchen befestigt, ohne sich darum zu bekümmern, was das arme Thier leidet, dessen Herz eine Nadel durchsticht?

Und dennoch war die Königin keine gewöhnliche Frau, kein alltäglicher Charakter, ein Blick von ihr bedeutete etwas, von ihr, die nie einen Blick fallen ließ, ohne das Gewicht davon zu berechnen.

„Coigny, Vaudreuil," wiederholte Philipp, „ha-

Digitized by Google

ben die Königin geliebt, und sind von ihr geliebt worden. Oh! warum ist diese Verleumdung so finster, warum dringt nicht ein Lichtstrahl in diesen tiefen Abgrund, den man ein Frauenherz nennt, und der noch tiefer ist, wenn er das Herz einer Königin ist?"

Und als Philipp diese zwei Namen genugsam in seinem Geiste hin und hergeworfen hatte, erblickte er am Ende des Tisches die Herren von Coigny und Vaudreuil, die durch eine seltsame Laune des Zufalls, die Augen auf einen andern Punkt gerichtet, als den, wo sich die Königin befand, sorglos, um nicht zu sagen vergeßlich, neben einander saßen.

Philipp sagte sich, diese zwei Menschen können unmöglich geliebt haben und so ruhig sein, geliebt worden sein und so vergessen haben. Oh! wenn die Königin ihn liebte, er würde vor Glück wahnsinnig werden; wenn sie ihn vergäße, nachdem sie ihn geliebt, er würde sich vor Verzweiflung tödten.

Von den Herren von Coigny und Vaudreuil ging er zur Königin Marie Antoinette über.

Und beständig träumend befragte er diese so reine Stirne, diesen so gebieterischen Mund, diesen so majestätischen Blick; er verlangte von allen den Schönheiten dieses Weibes die Enthüllung des Geheimnisses der Königin.

„Oh! nein! Verleumdungen, nichts als Verleumdungen alle diese schwankenden Gerüchte, die beim Volk in Umlauf zu kommen anfingen, und denen die Interessen, die Gehässigkeiten oder die Intriguen des Hofes allein ihre Haltbarkeit verliehen."

Philipp war so weit in seinen Betrachtungen gekommen, als es drei Viertel auf acht Uhr im Saale der Garden schlug.

In diesem Saale erschollen hastige Schritte. Der Kolben der Gewehre stieß auf die Platten. Ein Geräusch von Stimmen erregte, durch die ein wenig geöffnete Thüre eindringend, die Aufmerksamkeit des

Digitized by Google

Königs, der, um besser zu hören, den Kopf zurückwarf, und dann der Königin ein Zeichen machte.

Diese begriff die Andeutung und hob die Sitzung sogleich auf.

Jeder Spieler raffte, was er vor sich hatte, zusammen, und wartete, um einen Entschluß zu fassen, bis die Königin den ihrigen errathen ließe.

Die Königin ging in den großen Empfangsaal.

Der König war vor ihr dahin gekommen.

Ein Adjutant von Herrn von Castries, dem Marineminister, näherte sich dem König und sagte ihm ein paar Worte in's Ohr.

„Gut," erwiederte der König, „gehen Sie."

Dann fügte er gegen die Königin gewendet bei:

„Alles geht gut."

Jeder befragte seinen Nachbar mit dem Blick, denn das „Alles geht gut" gab den sämmtlichen Anwesenden viel zu denken.

Plötzlich trat der Marschall von Castries in den Saal und sprach laut:

„Geruht Seine Majestät den Herrn Bailli von Suffren, der von Toulon ankommt, zu empfangen?"

Bei diesem, mit lauter, triumphirender, freudiger Stimme ausgesprochenen Namen entstand ein unaussprechlicher Tumult in der Versammlung.

„Ja, mein Herr, mit großem Vergnügen," antwortete der König.

Herr von Castries ging hinaus.

Es fand beinahe eine Bewegung in Masse gegen die Thüre statt, durch welche Herr von Castries verschwunden war.

Um die Sympathie Frankreichs für Herrn von Suffren zu erklären, um das Interesse begreiflich zu machen, das ein König, eine Königin, Prinzen von königlichem Geblüt in den Genuß der Erstlinge eines Blickes von Herrn von Suffren setzten, werden wenige Worte genügen. Suffren ist ein wesentlich französischer Name, wie Turenne, wie Catinat, wie Jean Bart.

Digitized by Google

Seit dem Kriege mit England, oder vielmehr seit der letzten Periode der Kämpfe, die dem Frieden vorhergegangen waren, hatte der Herr Commandant von Suffren sieben große Seeschlachten geliefert, ohne eine Niederlage zu erleiden; er hatte Trinquemale und Gondelour genommen, die französischen Besitzungen gesichert, das Meer gesäubert und den Nabob Hayder Ali gelehrt, daß Frankreich die erste Macht Europa's. Er hatte mit der Ausübung des Seemannsgewerbes die ganze Diplomatie eines feinen und redlichen Unterhändlers, die ganze Tapferkeit und die ganze Taktik eines Soldaten, die ganze Gewohnheit eines Administrators in Verbindung gebracht. Kühn, unermüdlich, stolz, wenn es sich um die Ehre der französischen Flagge handelte, hatte er zu Wasser und zu Land die Engländer dergestalt ermüdet, daß es diese hoffärtigen Seeleute nie wagten, einen begonnenen Sieg zu vollenden, oder einen Angriff auf Suffren zu versuchen, wenn der Löwe seine Zähne zeigte.

Dann, nach dem Treffen, in dem er sein Leben mit der Sorglosigkeit des letzten Matrosen preisgegeben, hatte man ihn menschlich, großmüthig, mitleidig gesehen; es war das Musterbild eines Seemanns, den, ein wenig vergessen seit Jean Bart und Duguay-Trouin, Frankreich im Bailli von Suffren wiederfand.

Wir wollen es nicht versuchen, die geräuschvolle Begeisterung zu schildern, welche seine Ankunft unter den zu dieser Gesellschaft in Versailles zusammenberufenen Edelleuten hervorbrechen machte.

Suffren war ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, stark, kurz, mit feurigem Auge und leichter, edler Geberde. Behende trotz seiner Beleibtheit, majestätisch trotz seiner Geschwindigkeit, trug er stolz seine Frisur oder vielmehr seine Mähne; wie ein Mensch, der gewohnt ist, aller Schwierigkeiten zu spotten, hatte er das Mittel gefunden, sich in seiner Postchaise ankleiden und frisiren zu lassen.

Er trug einen blauen, goldgestickten Rock, eine

Digitized by Google

rothe Weste und blaue Beinkleider, und hatte den militärischen Kragen beibehalten, auf dem sich sein mächtiges Kinn wie die nothwendige Ergänzung seines kolossalen Kopfes rundete.

Als er in den Saal der Garden eintrat, sagte Jemand ein Wort zu Herrn von Castries, der ungeduldig auf und abging, und alsbald rief dieser:

„Herr von Suffren, meine Herren."

Sogleich sprangen die Garden nach ihren Mousquetons und stellten sich von selbst in Linie auf, als hätte es sich um den König von Frankreich gehandelt, und sobald der Bailli vorüber war, formirten sie sich in guter Ordnung zu vier und vier, gleichsam um ihm als Geleite zu dienen.

Er drückte Herrn von Castries die Hand und suchte ihn zu umarmen; doch der Marineminister schob ihn sanft zurück und sprach:

„Nein, mein Herr, nein, ich will des Glücks, Sie zu umarmen, den ersten Jemand, der dessen würdiger ist, als ich, nicht berauben."

Und auf diese Art führte er Herrn von Suffren bis zu Ludwig XVI.

„Herr Bailli," rief der König ganz strahlend, sobald er ihn erblickte, „Seien Sie in Versailles willkommen. Sie bringen dahin den Ruhm, Sie bringen Alles, was die Helden ihren Zeitgenossen auf Erden geben. Ich spreche nicht von der Zukunft, das ist Ihr Eigenthum. Umarmen Sie mich, Herr Bailli."

Herr von Suffren hatte das Knie gebeugt, der König hob ihn auf und umarmte ihn so herzlich, daß ein langes Beben der Freude und des Triumphes die ganze Versammlung durchlief.

Ohne die dem König schuldige Achtung würden alle Anwesenden in Bravos und Beifallrufen ausgebrochen sein.

Der König wandte sich gegen die Königin und sprach: „Madame, das ist Herr von Suffren, der Sieger

Digitized by Google

von Trinquemale und Gondelour, der Schrecken unserer Nachbarn, der Engländer, mein Jean Bart.

„Mein Herr," sagte die Königin, „ich habe Ihnen kein Lob zu spenden. Erfahren Sie nur, daß Sie keinen Kanonenschuß für den Ruhm Frankreichs gethan haben, ohne daß mein Herz vor Bewunderung und Dankbarkeit für Sie geschlagen."

Die Königin hatte kaum geendigt, als sich ihm der Graf d'Artois mit seinem Sohne, dem Herzog von Angoulême, näherte und zu diesem sagte:

„Mein Sohn, Du siehst einen Helden. Schau' ihn wohl an, das ist etwas Seltenes."

„Monseigneur," antwortete der junge Prinz seinem Vater, „kürzlich las ich die großen Männer von Plutarch, aber ich sah sie nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Herrn von Suffren gezeigt haben."

Es erhob sich ein Gemurmel um den Prinzen. Der Knabe konnte wahrnehmen, daß er ein Wort gesagt hatte, das bleiben würde.

Der König nahm Herrn von Suffren nun beim Arm und schickte sich an, ihn in sein Cabinet zu nehmen, um mit ihm über seine Reise und seine Expedition zu sprechen.

Herr von Suffren leistete aber einen ehrfurchtsvollen Widerstand und sprach:

„Sire, wollen Sie mir erlauben, da Eure Majestät so viel Güte für mich hat . . ."

„Oh!" rief der König, „Sie wünschen, Herr von Suffren?"

„Sire, einer meiner Offiziere hat einen so schweren Fehler gegen die Disciplin begangen, daß ich dachte, Eure Majestät allein könne der Richter in dieser Sache sein."

„Oh! Herr von Suffren, ich hoffte, Ihre erste Bitte werde eine Gunst und nicht eine Bestrafung betreffen."

„Sire, Eure Majestät wird, wie ich zu sagen die

Digitized by Google

Ehre gehabt habe, Richter über das sein, was sie thun soll."

„Ich höre."

„Bei dem letzten Gefecht commandirte der Offizier, von dem ich spreche, den Sévère."

„Oh! das Schiff, das die Flagge strich," sagte der König, die Stirne faltend.

„Sire, der Kapitän des Sévère hatte in der That seine Flagge gestrichen," antwortete Herr von Suffren, „und schon schickte Sir Hugues, der englische Admiral, ein Boot ab, um die Prise mit seinen Leuten zu bemannen; als aber der Lieutenant des Schiffes, der die Kanonen des Zwischendecks überwachte, wahrnahm, daß das Feuer aufhörte, und den Befehl erhielt, die Kanonen schweigen zu lassen, stieg er auf das Verdeck; er sah, daß die Flagge gestrichen und der Kapitän sich zu ergeben bereit war. Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, Sire, aber bei diesem Anblick empörte sich Alles, was er von französischem Blut in sich hatte. Er nahm die Flagge, die sich im Bereiche seiner Hand fand, griff nach einem Hammer, befahl das Feuer wieder zu beginnen und nagelte die Flagge über den Wimpel. Durch dieses Ereigniß, Sire, wurde der Sévère Eurer Majestät erhalten."

„Ein schöner Zug," sagte der König.

„Eine wackere Handlung," sprach die Königin.

„Ja, Sire, ja, Madame; aber eine schwere Rebellion gegen die Disciplin. Es war der Befehl vom Kapitän gegeben, der Lieutenant mußte gehorchen. Ich bitte Sie um Begnadigung dieses Offiziers, Sire, ich bitte Sie um so dringender darum, als es mein Neffe ist."

„Ihr Neffe!" rief der König, „und Sie haben mir nichts davon gesagt?"

„Dem König, nein; doch ich hatte die Ehre, dem Herrn Marine-Minister meinen Bericht zu machen und ersuchte ihn dabei, Eurer Majestät nichts zu sagen, bevor ich die Begnadigung des Schuldigen erlangt hätte."

„Bewilligt! bewilligt!" rief der König, „und ich

Digitized by Google

verspreche zum Voraus meine Protection jedem Disciplinwidrigen, der so die Ehre der Flagge und des Königs von Frankreich zu rächen wissen wird. Sie hätten mir diesen Offizier vorstellen sollen, Herr Bailli."

„Er ist hier," erwiederte Herr von Suffren, „und da Eure Majestät erlaubt . . ."

Dann sich umwendend:

„Nähern Sie sich, Herr von Charny."

Die Königin bebte, dieser Name erweckte in ihrem Geiste eine Erinnerung, welche zu frisch war, um schon verwischt zu sein.

Da trennte sich ein junger Offizier von der um Herrn von Suffren gebildeten Gruppe und erschien plötzlich vor den Augen des Königs.

Ganz begeistert von der Erzählung seiner schönen That, hatte die Königin ihrerseits eine Bewegung gemacht, um dem jungen Mann entgegen zu gehen.

Aber beim Namen, beim Anblick des Seemanns, den Herr von Suffren dem König vorstellte, blieb sie stehen, erbleichte und gab ein kleines Gemurmel von sich.

Fräulein von Taverney erbleichte auch und schaute voll Angst die Königin an.

Ohne etwas zu sehen, ohne etwas anzuschauen, ohne daß sein Gesicht irgend eine andere Bewegung, als die Ehrfurcht ausdrückte, verbeugte sich Herr von Charny vor dem König, der ihm die Hand zum Kusse reichte, dann kehrte er bescheiden und zitternd, unter den gierigen Blicken der Versammlung, in den Kreis der Offiziere zurück, die ihn geräuschvoll beglückwünschten und mit Schmeicheleien erdrückten.

Da trat ein Augenblick des Stillschweigens und der Aufregung ein, in dem man den König strahlend, die Königin lächelnd und unentschlossen, und Philipp, dem die Bewegtheit der Königin nicht entgangen war, unruhig und befragend sehen konnte.

„Auf! auf!" sagte endlich der König, „kommen Sie, Herr von Suffren, kommen Sie, daß wir plau-

Digitized by Google

dern; ich sterbe vor Verlangen, Sie zu hören und Ihnen zu beweisen, wie viel ich an Sie gedacht habe."

„Sire, so viel Güte . . ."

„Oh! Sie werden meine Karten sehen, Herr Bailli, Sie werden jede Phase Ihrer Expedition zum Voraus durch meine Sorgfalt errathen sehen. Kommen Sie, kommen Sie."

Nachdem er hierauf, Herrn von Suffren mit sich fortziehend, einige Schritte gemacht hatte, wandte er sich plötzlich gegen die Königin um und sagte:

„Oh! Madame, ich lasse, wie sie wissen, ein Schiff von hundert Kanonen bauen, ich habe meine Ansicht über den Namen, den es bekommen soll, geändert; statt es zu nennen, wie wir gesagt haben, nicht wahr, Madame . . ."

Marie Antoinette, die sich wieder ein wenig gefaßt hatte, griff den Gedanken des Königs im Fluge auf und antwortete:

„Ja, ja, wir nennen es den Suffren, und ich werde mit dem Herrn Bailli die Pathin sein."

Bis dahin zurückgehaltene Rufe: Es lebe der König! es lebe die Königin! brachen mit Gewalt hervor.

„Es lebe der Suffren!" fügte der König mit großer Zartheit bei, denn Niemand konnte in Gegenwart des Königs so rufen: Es lebe Herr von Suffren! während die ängstlichsten Beobachter der Etiquette rufen konnten: „Es lebe das Schiff Seiner Majestät!"

„Es lebe der Suffren!" wiederholte die Versammlung voll Begeisterung.

Der König machte ein Zeichen des Dankes dafür, daß man seine Gedanken so gut begriffen, und führte den Bailli mit sich fort.

Digitized by Google

XII.

Herr von Charny.

Sobald der König verschwunden, gruppirte sich Alles, was im Saale von Prinzen und Prinzessinnen war, um die Königin.

Der Bailli hatte seinem Neffen durch ein Zeichen zu warten befohlen, und nach einer Verbeugung, welche Gehorsam andeutete, war dieser in der Gruppe, wo wir ihn gesehen, geblieben.

Die Königin, welche mit Andrée mehrere bezeichnende Blicke gewechselt hatte, verlor den jungen Mann beinahe nicht mehr aus dem Auge, und so oft sie ihn anschaute, sagte sie zu sich selbst:

„Er ist es, es läßt sich nicht bezweifeln."

Worauf Fräulein von Taverney mit einer Pantomime antwortete, die der Königin keinen Zweifel übrig lassen sollte, denn sie bezeichnete:

„Oh! mein Gott, ja, Madame; er ist es, er ist es ganz gewiß."

Philipp bemerkte, wie gesagt, die Bewegtheit der Königin; er sah sie und fühlte, wenn nicht die Ursache, doch wenigstens den unbestimmten Sinn davon.

Nie täuscht sich derjenige, welcher liebt, über den Eindruck von derjenigen, die er liebt.

Er errieth also, die Königin sei von einem seltsamen, geheimnißvollen, Jedermann, sie und Andrée ausgenommen, unbekannten Ereigniß betroffen worden.

Die Königin hatte wirklich die Haltung verloren und eine Zuflucht hinter ihrem Fächer gesucht, sie, die gewöhnlich aller Welt die Augen niederschlagen machte.

Während sich der junge Mann fragte, worauf diese Bewegtheit der Königin hinauslaufen würde, während er die Gesichter der Herren von Coigny und Vaudreuil zu sondiren suchte, um sich zu versichern, ob sie keinen Antheil an diesem Geheimniß hätten, und er

Digitized by Google

sah, daß sie sich ganz gleichgültig mit Herrn von Haga unterhielten, der nach Versailles gekommen war, um seine Aufwartung zu machen, trat ein Mann im majestätischen Cardinalsgewand, gefolgt von Officianten und Prälaten, in den Salon, in dem man sich befand.

Die Königin erkannte Herrn Louis von Rohan, sie sah ihn von einem Ende des Saals am andern, und wandte sogleich den Kopf ab, ohne sich nur die Mühe zu geben, das Falten ihrer Stirne zu verbergen.

Der Prälat durchschritt die ganze Versammlung, ohne Jemand zu grüßen, und ging gerade auf die Königin zu, vor der er sich mehr als ein Weltmann, der eine Frau, denn als ein Unterthan, der eine Königin grüßt, verbeugte.

Dann richtete er ein äußerst galantes Compliment an Ihre Majestät, doch sie wandte kaum den Kopf um, murmelte ein paar eiskalt ceremonielle Worte und setzte ihr Gespräch mit Frau von Lamballe und Frau von Polignac fort.

Der Prinz Louis schien den schlechten Empfang der Königin nicht bemerkt zu haben. Er beendigte seine Verbeugungen, drehte sich ohne Hast um und wandte sich mit aller Anmuth eines vollkommenen Hofmanns an Mesdames, die Tanten des Königs, mit denen er sich lange unterhielt, in Betracht daß ihm kraft des bei Hofe üblichen Schaukelspiels hier ein ebenso wohlwollender Empfang zu Theil wurde, als der der Königin eisig gewesen war.

Der Cardinal Louis von Rohan war ein Mann in der Kraft des Alters, von imposanter Gestalt und edler Haltung; seine Züge drückten Verstand und Sanftmuth aus; er hatte einen feinen, bedachtsamen Mund und eine bewunderungswürdige Hand; seine etwas entblößte Stirne deutete den Mann des Vergnügens oder den Mann der Studien an und bei dem Prinzen von Rohan fand sich wirklich das Eine und das Andere.

Er war ein Mann, dem die Frauen huldigten,

Digitized by Google

welche die Galanterie ohne Geckenhaftigkeit und ohne Geräusch liebten; man führte seine Freigebigkeit an; und er hatte wirklich das Mittel gefunden, sich mit einem Einkommen von sechzehnmalhunderttausend Livres für arm zu halten.

Die Königin liebte ihn, weil er gelehrt war, die Königin haßte ihn im Gegentheil.

Die Gründe dieses Hasses sind nie genau bekannt geworden, aber sie unterliegen zwei Arten von Commentaren.

Einmal sollte der Prinz Louis als Botschafter in Wien, wie man sagte, dem König Ludwig XV. über Maria Theresia Briefe voll Ironie geschrieben haben, die Marie Antoinette diesem Diplomaten nie hätte verzeihen können.

Sodann, und dieß ist menschlicher und besonders wahrscheinlicher, sollte der Botschafter in Beziehung auf die Heirath der jungen Erzherzogin mit dem Dauphin an den König Ludwig XV., der den Brief laut bei einem Abendbrod bei Madame Dubarry vorgelesen, gewisse, für die Eitelkeit der damals sehr magern jungen Frau feindliche besondere Umstände geschrieben haben.

Diese Angriffe hätten Marie Antoinette tief verletzt, die sich nicht öffentlich als Opfer derselben anerkennen konnte, und sie hätte geschworen, den Urheber früher oder später dafür zu bestrafen.

Darunter fand sich natürlich eine ganze politische Intrigue.

Die Botschafterstelle in Wien war Herrn von Breteuil zu Gunsten von Herrn von Rohan entzogen worden.

Zu schwach, um offen gegen den Prinzen zu kämpfen, hätte Herr von Breteuil dann das angewandt, was man in der Diplomatie Geschicklichkeit nennt. Er hatte sich die Abschriften oder sogar die Originalien des Prälaten, der damals Botschafter in Wien, verschafft, und die wirklich von dem Prälaten geleisteten

Digitized by Google

Dienste durch die Feindseligkeiten gegen die Kaiserlich östreichische Familie aufwägend, in der Dauphine einen Bundesgenossen gefunden, der entschlossen, eines Tags den Herrn Prinzen von Rohan zu Grunde zu richten.

Dieser Haß brütete dumpf bei Hofe fort und machte die Stellung des Cardinals sehr schwierig.

So oft er die Königin sah, hatte er den eisigen Empfang zu ertragen, von dem wir einen Begriff gegeben haben.

Doch über die Verachtung erhaben, war er nun wirklich stark oder riß ihn ein unwiderstehliches Gefühl hin, seiner Feindin Alles zu verzeihen, versäumte Louis von Rohan keine Gelegenheit, sich Marie Antoinette zu nähern, und hiezu fehlte es ihm nicht an Mitteln: Louis von Rohan war Großalmosenier des Hofes.

Nie hatte er sich beklagt, nie hatte er sich gegen Jemand ausgesprochen. Ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen man den Baron von Planta, einen deutschen Offizier, seinen innigen Vertrauten, auszeichnete, diente dazu, ihn über die königlichen Zurückstoßungen zu trösten, wenn die Damen des Hofes, die sich im Punkte der Strenge gegen den Cardinal nicht alle nach dem Muster der Königin richteten, dieses glückliche Resultat nicht bewerkstelligt hatten.

Der Cardinal war wie ein Schatten über das lachende Gemälde hingezogen, das in der Einbildungskraft der Königin spielte. Kaum hatte er sich entfernt, als sich Marie Antoinette wieder erheiterte und zur Frau Prinzessin von Lamballe sagte:

„Wissen Sie, daß die That dieses jungen Offiziers, des Neffen von Herrn Bailli, eine der merkwürdigsten dieses Krieges ist? Wie heißt er doch?"

„Herr von Charny, glaube ich," antwortete die Prinzessin.

Dann sich gegen Andrée umwendend, fragte sie:

„Ist es nicht so, Fräulein von Taverney?"

„Charny, ja, Eure Hoheit," erwiederte Andrée.

Digitized by Google

„Herr von Charny," fuhr die Königin fort, „muß uns diese Episode selbst erzählen, ohne daß er einen einzigen Umstand übergehen darf. Man suche ihn. Ist er noch hier?"

Ein Offizier ging eiligst weg, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

In demselben Augenblick, da sie umherschaute, gewahrte sie Philipp, und ungeduldig wie immer, rief sie ihm zu:

„Herr von Taverney, sehen Sie doch nach."

Philipp erröthete; vielleicht dachte er, er hätte dem Wunsche seiner Fürstin zuvorkommen müssen. Er schickte sich also an, den glücklichen Offizier aufzusuchen, den er seit seiner Vorstellung nicht mit dem Auge verlassen hatte.

Das Suchen war ihm daher sehr leicht.

Herr von Charny kam nach einem Augenblick zwischen den zwei Boten der Königin.

Der Kreis erweiterte sich vor ihm; die Königin konnte ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit prüfen, als ihr dieß am Abend zuvor möglich gewesen war.

Es war ein junger Mann von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, von schlankem, geradem Wuchs, mit breiten Schultern und vollkommenem Bein. Sein feines und zugleich sanftes Gesicht nahm einen seltsamen Charakter von Energie an, so oft er sein großes blaues Auge mit dem tiefen Blick erweiterte; er war, was zum Erstaunen bei einem Mann, der kurz zuvor die Kriege in Indien mitgemacht, ebenso weiß von Teint, als Philipp braun. Von einer bewunderungswürdigen Zeichnung spielte sein nerviger Hals in einer Binde, die minder glänzend weiß, als seine schöne Haut.

Als er sich der Gruppe näherte, in deren Mittelpunkt die Königin, hatte er noch auf keine Weise kundgegeben, er kenne Fräulein von Taverney oder die Königin selbst.

Umgeben von Offizieren, die ihn befragten und

Digitized by Google

denen er höflich antwortete, schien er vergessen zu haben, daß er mit einem König gesprochen, daß ihn eine Königin angeschaut.

Diese Höflichkeit, diese Zurückhaltung waren ganz geeignet, ihn noch viel bemerkbarer für die Königin zu machen, welche so zartfühlend war in Allem, was das Benehmen betraf.

Herr von Charny hatte nicht nur Recht, vor Andern sein Erstaunen bei dem so unerwarteten Anblick der Damen vom Fiacre zu verbergen. Es war das höchste Maß von Klugheit und zarter Biederkeit, wo möglich sie selbst nicht wissen zu lassen, daß sie erkannt worden war.

Natürlich und mit einer Schüchternheit von gutem Geschmack gleichsam belastet geblieben, erhob sich der Blick von Herrn von Charny nicht eher, als bis ihn die Königin angeredet hatte.

„Herr von Charny," sagte sie, „diese Damen wünschen, und es ist dieß ein sehr natürlicher Wunsch, da ich ihn auch hege, diese Damen wünschen die Affaire des Schiffes in allen ihren Einzelnheiten zu kennen: ich bitte, erzählen Sie uns das."

„Madame," erwiederte der Seemann unter einem tiefen Stillschweigen, „ich bitte Eure Majestät flehentlich, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Leutseligkeit, mich von dieser Erzählung freizusprechen; was ich als Lieutenant des Sévère gethan habe, gedachten zu gleicher Zeit wie ich zehn Offiziere, meine Kameraden, zu thun; ich schritt zuerst zur Ausführung, das ist mein ganzes Verdienst. Denn was geschehen ist, die Wichtigkeit einer an Ihre Majestät gerichteten Erzählung zu geben, nie, Madame, das ist unmöglich, und Ihr großes Herz, Ihr Königliches Herz besonders, wird dieß begreifen."

„Der Commandant des Sévère ist ein braver Offizier, der an diesem Tag den Kopf verloren hatte. Ach! Madame, Sie müßten es die Muthigsten sagen

hören, man ist nicht alle Tage tapfer; er brauchte zehn Minuten, um sich zu erholen; unser Entschluß, uns nicht zu ergeben, hat ihm die Frist verliehen und der Muth ist bei ihm wiedergekehrt; von diesem Augenblick war er der Tapferste von uns Allen; darum beschwöre ich Eure Majestät, das Verdienst meiner Handlung nicht zu übertreiben, das wäre eine Gelegenheit, den armen Offizier niederzuschmettern, der jeden Tag das Vergessen einer Minute beweint."

„Gut, gut," sagte die Königin, gerührt und strahlend vor Freude, da sie das günstige Gemurmel hörte, das die edelmüthigen Worte des jungen Offiziers um sie her hervorgerufen hatten, „gut, Herr von Charny, Sie sind ein redlicher Mann, als einen solchen kannte ich Sie."

Bei diesen Worten erhob der Offizier das Haupt; eine ganz jugendliche Röthe bepurpurte sein Antlitz; seine Augen gingen mit einer Art von Angst von der Königin zu Andrée über. Er befürchtete, den Anblick dieser so edelmüthigen und in ihrem Edelmuth so schüchternen Natur.

Herr von Charny war in der That noch nicht beim Ende.

„Denn," fuhr die unerschrockene Königin fort, „denn es ist gut, daß Sie Alles wissen, daß Herr von Charny, dieser junge Offizier, der sich gestern erst ausgeschifft, dieser Unbekannte, uns sehr bekannt war, ehe er uns heute Abend vorgestellt wurde, und daß er allen Frauen bekannt zu sein und von allen bewundert zu werden verdient."

Man sah, daß die Königin sprechen, daß sie eine Geschichte erzählen wollte, aus der Jeder einen kleinen Scandal, ein kleines Geheimniß auflesen konnte. Man bildete einen Kreis, man horchte, man drängte sich zusammen.

„Meine Damen," sprach die Königin, „stellen Sie sich vor, daß Herr von Charny ebenso nachsichtig gegen die Damen ist, als unbarmherzig gegen die Engländer.

Digitized by Google

Man hat mir von ihm eine Geschichte erzählt, die ihm, ich erkläre es Ihnen zum Voraus, die größte Ehre in meinem Geiste macht."

„Oh! Madame," stammelte der junge Offizier.

Man erräth, daß die Worte der Königin und die Gegenwart von demjenigen, an welchen sie gerichtet waren, die Neugierde nur verdoppelten.

Ein Schauer durchlief das ganze Auditorium.

Die Stirne von Schweiß bedeckt, hätte Charny ein Jahr seines Lebens dafür gegeben, wäre er noch in Indien gewesen.

„Man höre, wie sich die Sache verhält," fuhr die Königin fort. „Zwei Damen von meiner Bekanntschaft hatten sich verspätet und waren in ein Gedränge gerathen. Sie liefen eine große Gefahr, Herr von Charny kam in diesem Augenblick zufällig oder vielmehr glücklicher Weise vorüber. Er trieb die Menge auf die Seite und nahm die zwei Damen, ohne sie zu kennen, und obgleich es schwer war, ihren Rang zu unterscheiden, unter seinen Schutz und begleitete sie sehr weit, ich glaube zwei Meilen von Paris."

„Ach! Eure Majestät übertreibt," entgegnete lachend und beruhigt durch die Wendung, die die Erzählung genommen, Herr von Charny.

„Nun, so sagen wir fünf Meilen und sprechen wir nicht mehr davon," unterbrach der Graf d'Artois, der sich plötzlich in das Gespräch mischte.

„Gut, mein Bruder," fuhr die Königin fort; „das Schönste dabei aber war, daß Herr von Charny nicht einmal den Namen der zwei Damen zu erfahren suchte, denen er diesen Dienst geleistet hatte, daß er sie an der Stelle, die sie ihm bezeichneten, absetzte, daß er sich entfernte, ohne nur den Kopf umzuwenden, so daß sie seinen schützenden Händen entkamen, ohne auch nur einen Augenblick beunruhigt worden zu sein."

Man schrie, man bewunderte. Charny wurde von zwanzig Damen zugleich mit Complimenten überschüttet.

„Nicht wahr, das ist schön?" endigte die Königin;

Digitized by Google

„ein Ritter von der Tafelrunde hätte es nicht besser gemacht.“

„Das ist herrlich!“ rief der Chor.

„Herr von Charny,“ sprach die Königin, „der König ist ohne Zweifel damit beschäftigt, daß er Herrn von Suffren, Ihren Oheim, belohnt; ich, meinerseits, möchte gern etwas für den Neffen dieses großen Mannes thun.“

Sie reichte ihm die Hand.

Und während Charny bleich vor Freude seine Lippen darauf drückte, begrub sich Philipp bleich vor Schmerz in die weiten Vorhänge des Salons.

Andrée war ebenfalls erbleicht, und dennoch konnte sie nicht errathen, was Alles ihr Bruder litt.

Die Stimme des Grafen d'Artois brach diese Scene ab, welche so interessant für einen Beobachter gewesen wäre.

„Ah! mein Bruder von Provence,“ rief er; „kommen Sie doch, mein Herr, kommen Sie; Sie haben ein schönes Schauspiel versäumt, den Empfang von Herrn von Suffren; es war in der That ein Augenblick, den die französischen Herzen nie vergessen werden. Wie, des Teufels, haben Sie was versäumt, mein Bruder, Sie, der vorzugsweise pünktliche Mann!“

Monsieur preßte die Lippen zusammen, grüßte die Königin zerstreut und antwortete mit einer Alltagsphrase.

Dann sagte er leise zu Herrn von Favras, seinem Capitain der Garden:

„Wie kommt es, daß er in Versailles ist?“

„Ei! Monseigneur,“ antwortete dieser, „ich frage mich das seit einer Stunde und habe es noch nicht begriffen.“

Digitized by Google

XIII.

Die hundert Louisd'or der Königin.

Nun, da wir unsere Leser die Bekanntschaft mit den Hauptpersonen dieser Geschichte haben machen oder erneuern lassen, nachdem wir sie sowohl in das kleine Haus des Grafen d'Artois, als in den Palast von König Ludwig XVI. eingeführt, wollen wir sie wieder in das Haus der Rue Saint-Claude führen, in dem die Königin von Frankreich incognito erschienen und mit Andrée von Taverney in den vierten Stock hinauf gestiegen war.

Sobald die Königin verschwunden war, zählte Frau von La Mothe, wie wir wissen, wieder und wieder freudig die hundert Louisd'or, die ihr auf eine so wunderbare Weise vom Himmel zugefallen.

Fünfzig schöne Doppellouis von acht und vierzig Livres, die, auf dem armseligen Tisch ausgebreitet und in den Reflexen der Lampe strahlend, durch ihre aristokratische Gegenwart Alles zu demüthigen schienen, was sich an dürftigen Dingen in der elenden Dachstube fand.

Nach dem Vergnügen, zu haben, kannte Frau von La Mothe kein größeres, als das, sehen zu lassen. Der Besitz war nichts für sie, wenn er nicht Neid erregte.

Es war ihr schon seit einiger Zeit widrig, ihre Kammerfrau zur Vertrauten ihres Elends zu haben; sie beeilte sich daher, sie zur Vertrauten ihres Glückes zu machen.

Sie rief Frau Clotilde, die im Vorzimmer geblieben war, gab dem Licht der Lampe geschickt eine solche Richtung, daß das Gold auf dem Tische glänzte, und sprach:

„Clotilde!"

Die Haushälterin machte einen Schritt in's Zimmer.

Digitized by Google

„Kommen Sie hierher und schauen Sie," fügte Frau von La Mothe bei:

„Oh! Madame!" rief die Alte, die Hände faltend und den Hals vorstreckend.

„Sie waren besorgt wegen Ihres Lohnes?" sagte die Gräfin.

„Oh! Madame, nie habe ich ein Wort hierüber gesagt. Ich fragte die Frau Gräfin nur, wann sie mich bezahlen könnte, und das war natürlich, da ich seit drei Monaten nichts erhalten hatte."

„Glauben Sie, daß das hinreicht, um Sie zu bezahlen?"

„Jesus! Madame, wenn ich hätte, was da liegt, so wäre ich reich für mein ganzes Leben."

Frau von La Mothe schaute die Alte an, zuckte die Achseln mit einer Geberde unaussprechlicher Verachtung, und sagte:

„Es ist ein Glück, daß sich gewisse Leute des Namens erinnern, den ich führe, während ihn diejenigen, welche sich desselben erinnern müßten, vergessen."

„Und wozu werden Sie all' dieß Geld verwenden?" fragte Frau Clotilde.

„Zu Allem!"

„Was ich am wesentlichsten fände, Madame, wäre meiner Ansicht nach, daß Sie meine Küche einrichten würden, denn, nicht wahr, nun, da Sie Geld haben, werden Sie Gäste bewirthen?"

„St!" machte Frau von La Mothe, „man klopft."

„Madame täuscht sich," entgegnete die Alte, die mit ihren Schritten stets sehr sparsam war.

„Ich sage Ihnen aber, daß man klopft."

„Oh! ich verspreche Madame . . ."

„Sehen Sie nach."

„Ich habe nichts gehört."

„Ja, wie vorhin, vorhin hatten Sie auch nichts gehört: nun! wenn die zwei Damen hinweggegangen wären, ohne herein zukommen!"

Digitized by Google

Dieser Grund schien überzeugend für Frau Clotilde, denn sie wandte sich der Thüre zu.

„Hören Sie?“ rief Frau von La Mothe.

„Oh! es ist wahr,“ sagte die Alte, „ich gehe, ich gehe.“

Frau von La Mothe strich eilig die fünfzig Doppellouis vom Tisch auf ihre Hand, warf sie in eine Schublade, stieß diese wieder zu und murmelte:

„Oh! Vorsehung noch ein hundert Louisd'or.“

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck skeptischer Gierde gesprochen, der Voltaire lächeln gemacht hätte.

Mittlerweile öffnete man die Thüre des Ruheplatzes und der Tritt eines Mannes wurde im ersten Zimmer hörbar.

Der Unbekannte und Frau Clotilde wechselten ein paar Worte, ohne daß die Gräfin den Sinn davon auffassen konnte.

Dann schloß man die Thüre wieder, die Tritte verloren sich auf der Treppe und die Alte kehrte, einen Brief in der Hand, zurück.

„Hier!“ sagte sie, der Gebieterin den Brief reichend.

Die Gräfin betrachtete aufmerksam die Schrift, den Umschlag und das Siegel; dann schaute sie empor und fragte:

„Ein Bedienter?“

„Ja, Madame.“

„Was für eine Livrée?“

„Er hatte keine.“

„Ein Vertrauter also?“

„Ja.“

„Ich kenne dieses Wappen,“ sprach Frau von La Mothe, während sie das Siegel noch einmal anschaute.

Dann näherte sie dieses Siegel der Lampe und sagte:

„Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten: wer hat Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?“

Digitized by Google

Sie suchte einen Augenblick in ihren Erinnerungen, doch vergebens.

„Sehen wir immerhin den Brief an," murmelte sie.

Und nachdem sie ihn sorgfältig geöffnet, um das Siegel nicht zu zerbrechen, las sie:

„„Madame, die Person, an die Sie ein Gesuch gerichtet haben, wird Sie morgen Abend besuchen, ist es Ihnen angenehm, Ihre Thüre für sie zu öffnen.""

„Und das ist Alles."

Die Gräfin strengte abermals ihr Gedächtniß an.

„Ich habe an so viele Personen geschrieben," sagte sie.

„An alle Welt.

„Ist die Person, die mir antwortet, ein Mann oder eine Frau?

„Die Handschrift besagt nichts ... unbedeutend ... eine wahre Secretärshandschrift.

„Dieser Styl? ein Protectorstyl ... flach und alt."

Dann wiederholte sie:

„„Die Person, an die Sie ein Gesuch gerichtet haben ...""

„In dieser Phrase liegt die Absicht, zu demüthigen. Es kommt gewiß von einer Frau."

Sie fuhr fort:

„„Wird Sie morgen Abend besuchen, ist es Ihnen angenehm, Ihre Thüre für sie zu öffnen.""

„Eine Frau hätte gesagt: Wird Sie morgen Abend erwarten.

„Doch die Damen von gestern, sie sind wohl gekommen, und das waren vornehme Damen.

„Keine Unterschrift.

„Wer hat denn Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?

„Oh!" rief die Gräfin plötzlich, „habe ich denn den Kopf verloren? die Rohan, bei Gott!

„Ja, ich habe an Herrn von Guéménée und an Herrn von Rohan geschrieben; der Eine von ihnen antwortet mir, das ist ganz einfach.

Digitized by Google

„Doch der Wappenschild ist nicht in vier Felder getheilt, der Brief ist vom Cardinal.

„Oh! der Cardinal, dieser Galante, dieser Weiberknecht, dieser Ehrgeizige; er wird Frau von La Mothe besuchen, wenn ihm Frau von La Mothe ihre Thüre öffnet.

„Gut! er mag ruhig sein, die Thüre wird ihm geöffnet werden.

„Und wann ist das? Morgen Abend."

Sie versank in eine Träumerei.

„Eine Dame vom Guten Werke, die hundert Louisd'or gibt, kann in einer Dachstube empfangen werden; sie kann auf meinem kalten Boden frieren, sie kann leiden auf meinen Stühlen, die so hart wie der Rost des heiligen Laurentius, abgesehen vom Feuer. Aber ein Kirchenfürst, ein Boudoirmann, ein Gebieter der Herzen! Nein, nein, die Armuth, die ein solcher Almosenier besucht, braucht mehr Luxus, als gewisse Reiche haben."

Die Gräfin wandte sich nun gegen die Haushälterin um, die ihr Bett vollends zurecht machte, und sagte:

„Frau Clotilde vergessen Sie nicht, mich morgen frühzeitig zu wecken."

Um behaglicher denken zu können, bedeutete die Gräfin hienach der Alten durch ein Zeichen, sie möge sie allein lassen.

Frau Clotilde fachte wieder das Feuer an, das man in der Asche begraben hatte, um der Stube ein elenderes Aussehen zu geben, schloß die Thüre und zog sich in den Dachwinkel zurück, wo sie ihre Lagerstätte hatte.

Jeanne von Valois wachte, statt zu schlafen, die ganze Nacht hindurch. Sie schrieb mit dem Bleistifte beim Scheine der Nachtlampe Bemerkungen und versank erst, nachdem sie des kommenden Tages sicher war, gegen drei Uhr Morgens in die Ruhe des Schlummers, aus dem sie Frau Clotilde, welche kaum mehr als

Digitized by Google

ſie geſchlafen hatte, mit dem erſten Dämmerlichte erweckte.

Gegen acht Uhr hatte ſie ihre Toilette beendigt, die aus einem zierlichen ſeidenen Kleide und einem geſchmackvollen Kopfputz beſtand.

Zugleich als vornehme Dame und als hübſche Frau chauſſirt, das Schönpflästerchen auf dem linken Backenbein, die geſtickte Militaire am Fauſtgelenke, ließ ſie eine Art von Karren von dem Platze holen, wo man dergleichen Locomotiven fand, nämlich von der Rue du Pont-aux-Choux.

Sie würde eine Sänfte vorgezogen haben, aber da hätte man eine zu fern herholen müſſen.

Der Karren, ein vollendeter Stuhl, beſpannt mit einem kräftigen Auvergnaten, erhielt Befehl, die Frau Gräfin nach der Place Royale zu führen, wo unter den ſüdlichen Arcaden in dem alten Erdgeſchoß eines verlaſſenen Hotels Meiſter Fingret, Tapezierer und Decorateur, wohnte, bei dem ältere und neuere Meubles zu billigem Preis für den Verkauf und die Vermiethung zu finden waren.

Der Auvergnat karrte raſch ſeine Kundin von der Rue Saint-Claude nach der Place Royale.

Zehn Minuten nach ihrem Abgang landete die Gräfin bei den Magazinen von Meiſter Fingret, wo wir ſie ſogleich in Bewunderung und Auswahl begriffen in einer Art von Pandämonium finden, das wir zu ſkizziren ſuchen wollen.

Man ſtelle ſich fünfzig Fuß lange und ungefähr dreißig Fuß breite Remiſen mit einer Höhe von ſiebenzehn Fuß vor; an den Wänden allerlei Tapeten aus der Zeit der Regierung von Heinrich IV. und Ludwig XIII., an den durch die Menge der aufgehängten Gegenſtände verborgenen Decken, Kronleuchter mit Girandolen, die an ausgeſtopfte Eidechſen, Kirchenlampen und fliegende Fiſche anſtoßen.

Auf dem Boden aufgehäufte Teppiche und Matten, Meubles mit gedrehten Säulen, mit abgevierten Füßen,

Digitized by Google

geschnitzte Schenktische von Eichenholz, Wandtische nach der Mode von Ludwig XV. mit vergoldeten Pfoten, Sopha's mit rosa Damast oder Utrechter Sammet überzogen, Ruhebetten, große lederne Lehnstühle, wie sie Sully liebte, Schränke von Ebenholz mit Füllungen in Relief und messingenen Stäbchen, Tische von Boule mit Blättern von Schmelz oder Porzellan, Triktrake, Putztische mit völliger Ausrüstung, Commoden mit eingelegter Arbeit von Instrumenten oder Blumen.

Lagerstätten von Rosenholz oder von Eichenholz mit Eckenden oder mit Baldachin-Vorhängen von allen Formen, von allen Dessins, von allen Stoffen sich verhalfternd, sich vermengend, sich verwühlend oder sich stoßend in den Halbschatten der Remise.

Klaviere, Spinette, Harfen, ägyptische Klappern mit einem Gueridon; der Hund Marlborough ausgestopft und mit Augen von Schmelz.

Sodann Weißzeug von allen Qualitäten: Damenkleider neben Sammetröcken hängend, Degengriffe von Stahl, von Silber, von Perlmutter.

Hohe Leuchter, Portraits von Ahnherren und Ahnfrauen, Bilder Grau in Grau, eingerahmte Stiche, und alle die Nachahmungen von Vernet, wie sie damals in der Mode, von jenem Vernet, zu dem die Königin so anmuthreich und so fein sagte:

„Entschieden sind nur Sie allein, Herr Vernet, in Frankreich im Stande, den Regen und das schöne Wetter zu machen."

XIV.

Meister Fingret.

Das ist es, was Alles die Augen und folglich die Einbildungskraft der wenig Begüterten in den Maga-

Digitized by Google

zinen von Meister Fingret auf der Place Royale verführte.

Lauter Waaren, die nicht ganz neu waren, wie es das Schild redlich sagte, die sich aber, vereinigt, einander Werth gaben und am Ende eine viel beträchtlichere Gesammtsumme herausstellten, als es die hochmüthigsten Einkäufer verlangt haben würden.

Frau von La Mothe bemerkte erst, als sie zu Betrachtung aller dieser Reichthümer zugelassen war, was ihr in der Rue Saint-Claude fehlte.

Es fehlte ihr ein Salon, um Sopha, Fauteuils und Bergères zu enthalten.

Ein Speisezimmer, um Schränke, Etagèren und Anrichtetisch aufzunehmen.

Ein Boudoir für die Zitzvorhänge, die Gueridons und die Feuerschirme.

Was ihr dann noch fehlte, hätte sie Salon, Speisezimmer und Boudoir gehabt, das war das Geld, um die Meubles zu bekommen, die sie in diese neue Wohnung stellen sollte.

Doch mit den Tapezierern von Paris ist jederzeit leicht eine Uebereinkunft zu treffen gewesen, und wir haben nie sagen hören, eine hübsche und junge Frau sei auf der Schwelle einer Thüre gestorben, die sie sich öffnen zu lassen nicht vermocht.

In Paris miethet man das, was man nicht kauft, und es sind die Meublesvermiether, die das Sprüchwort: „Sehen ist haben," in Umlauf brachten.

In der Hoffnung auf eine mögliche Miethe warf Frau von La Mothe, nachdem sie Maße genommen, ihr Auge auf ein Meuble von goldgelber Seide, das ihr beim ersten Anblick gefiel.

Nie aber würde dieses Meuble, das aus zehn Stücken bestand, den geeigneten Raum im vierten Stocke der Rue Saint-Claude haben.

Um Alles zu ordnen, müßte man den dritten Stock, bestehend aus einem Vorzimmer, einem Speise-

Digitized by Google

zimmer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer, miethen.

So daß man im dritten Stock die Almosen der Cardinäle und im vierten die der Unterstützungsanstalten in Empfang nehmen würde, das heißt im Luxus die der Leute, welche Wohlthätigkeit aus Prahlerei üben und in der Armuth die Geschenke der mit Vorurtheilen Behafteten, die es nicht lieben, denjenigen zu geben, für welche es nicht Bedürfniß ist, zu empfangen.

Nachdem die Gräfin so ihren Entschluß gefaßt, wandte sie ihre Augen nach der dunklen Seite der Remise, nämlich nach der Seite, wo sich die Reichthümer am glänzendsten boten, nach der Seite der Krystalle, der Goldrahmen, der Spiegel.

Sie sah hier, die Mütze in der Hand, die Miene ungeduldig und das Lächeln ein wenig verächtlich, das Gesicht eines Pariser Bürgersmannes, der einen Schlüssel in den zwei Zeigefingern seiner zwei durch die Nägel in einander befestigten Hände drehen ließ.

Dieser würdige Aufseher der Gelegenheitswaaren war kein Anderer, als Herr Fingret, dem seine Commis den Besuch einer schönen Dame gemeldet hatten.

Man konnte im Hofe dieselben Commis sehen, kurz und eng in Bure und Camelot gekleidet, ihre kleinen Waden unter etwas lachenden Strümpfen in der Luft. Sie waren beschäftigt, mit den älteren Meubles die minder alten zu restauriren, oder besser gesagt, Sophas, Lehnstühle und antike Polster zu plündern und das Roßhaar und die Federn herauszuziehen, die zum Ausstopfen ihrer Nachfolger dienen sollten.

Der Eine krämpelte das Roßhaar, vermengte es großmüthig mit Werg und stopfte ein neues Geräthe damit voll.

Der Andere bauchte gute Fauteuils.

Der Dritte bügelte mit aromatischen Wassern geeinigte Stoffe aus.

Und mit diesen alten Ingredienzien richtete man die

Digitized by Google

so schönen Meubles zurecht, welche Frau von La Mothe in diesem Augenblick bewunderte.

Da Herr Fingret bemerkte, daß seine Kundin die Operationen seiner Commis sehen und die Gelegenheit in einem minder günstigen Lichte anschauen konnte, als es für seine Interessen ersprießlich war, so schloß er eine Glasthüre, die nach dem Hofe ging, aus Furcht, wie er sagte, der Staub könnte blendend sein für Madame . . .

Bei diesem „Madame" hielt er inne.

Es war dieß eine Frage.

„Die Frau Gräfin von La Mothe Valois," erwiederte Jeanne nachlässig.

Bei diesem wohlklingenden Titel sah man nun Herrn Fingret seine Finger lösen, den Schlüssel in die Tasche stecken und sich der Gräfin nähern.

„Oh!" sprach er, „es ist nichts hier, was für Madame taugt. Ich habe Neues, Schönes, Prächtiges. Die Frau Gräfin darf nicht denken, weil es auf der Place Royale ist, habe das Haus von Meister Fingret nicht eben so schöne Meubles, als der Tapezierer des Königs. Wollen Sie gefälligst dieß Alles lassen, Madame, und sehen wir in dem andern Magazin nach.

Jeanne erröthete.

Alles, was sie hier gesehen, kam ihr sehr schön vor, so schön, daß sie nicht einmal es kaufen zu können hoffte.

Ohne Zweifel geschmeichelt, daß sie von Herrn Fingret so gut beurtheilt wurde, konnte sie sich der Furcht nicht erwehren, er beurtheile sie zu gut.

Sie verwünschte ihren Stolz und bedauerte es, sich nicht als einfache Bürgersfrau angekündigt zu haben.

Doch aus jeder schlimmen Lage zieht sich ein gewandter Geist mit Vortheil heraus.

„Nichts Neues, mein Herr," sagte sie, „ich will nichts Neues haben."

„Madame will ohne Zweifel eine Wohnung für Freunde meubliren?"

Digitized by Google

„Ganz richtig, eine Wohnung für Freunde, und Sie begreifen, daß für eine solche Wohnung . . .“

„Vortrefflich, Madame wähle,“ erwiederte Fingret, der, schlau wie ein Handelsmann von Paris, welcher seine Eitelkeit nicht darein setzt, daß er eher Altes, als Neues verkauft, wenn er aus dem Einen so viel gewinnen kann, als aus dem Andern.

„Dieses kleine goldfarbige Meuble zum Beispiel?“ fragte die Gräfin.

„Oh! das ist unbedeutend, es hat nur zehn Stücke.“

„Das Zimmer ist mittelmäßig,“ entgegnete die Gräfin.

„Das Meuble ist ganz neu, wie Madame sehen kann.“

„Nun, und eine Gelegenheitswaare?“

„Allerdings,“ versetzte Herr Fingret lachend; „doch so wie es ist, ist es achthundert Livres werth.“

Dieser Preis machte die Gräfin beben; wie, sollte sie gestehen, die Erbin der Valois begnüge sich mit einem Gelegenheitsmeuble, könne aber die achthundert Livres nicht bezahlen.

Sie entschloß sich zu einer schlechten Laune und rief: „Es ist nicht vom Kaufen die Rede, mein Herr. Woraus entnehmen Sie, ich wolle dergleichen alten Kram kaufen? Es handelt sich nur um ein Miethen und dabei . . .“

Fingret machte ein saures Gesicht, denn unmerklich verlor seine Kundin an ihrem Werthe. Es handelte sich nicht mehr um den Verkauf eines neuen Meuble, oder nur eines Gelegenheitsmeuble, sondern nur um eine Miethe.

„Sie wünschen dieses ganze goldgelbe Meuble zu miethen,“ sagte er, „für ein Jahr etwa?“

„Nein, für einen Monat. Ich habe eine Einrichtung für Jemand aus der Provinz zu treffen.“

„Das macht hundert Livres im Monat,“ sagte Meister Fingret.

Digitized by Google

„Sie scherzen, mein Herr, denn bei dieser Rechnung würde mein Meuble nach Ablauf von acht Monaten mir gehören.“

„Einverstanden, Frau Gräfin.“

„Nun, und dann?“

„Wenn es Ihnen gehörte, würde es nicht mehr mir gehören, und folglich hätte ich mich nicht um die Auffrischung und Wiederherstellung zu bekümmern, lauter Dinge, welche Geld kosten.“

Frau von La Mothe dachte nach.

„Hundert Livres,“ sagte sie zu sich selbst, „das ist viel; doch man muß die Sache mit Vernunft betrachten: entweder wird das in einem Monat zu theuer sein und dann gebe ich dem Tapezierer die Meubles zurück, und lasse ihm eine große Meinung, oder ich kann in einem Monat ein neues Meuble bestellen. Ich gedachte fünf- bis sechshundert Livres aufzuwenden, machen wir die Sache großartig; geben wir hundert Thaler aus.“

„Ich behalte dieses goldfarbige Meuble für einen Salon mit allen ähnlichen Vorhängen,“ sprach sie laut.

„Gut Madame.“

„Und die Teppiche?“

„Hier sind sie.“

„Was werden Sie für ein anderes Zimmer geben?“

„Diese grünen Stühle ohne Lehne, diesen Schrank von Eichenholz, diesen Tisch mit gedrehten Füßen, diese grünen Damastvorhänge.“

„Gut; und für ein Schlafzimmer?“

„Ein breites, schönes Bett, vortreffliches Bettzeug, eine Bettdecke von Sammet, rosa und mit Silber gestickt, blaue Vorhänge, eine etwas gothische, aber reich vergoldete Kamingarnitur.“

„Toilette?“

„Mit Spitzen von Mecheln. Schauen Sie selbst, Madame. Commode von äußerst zarter, eingelegter Arbeit, ein ähnliches Nähtischchen, Sopha mit Stickerei,

Digitized by Google

ebenso die Stühle, eleganter Kamin, kommt aus dem Schlafzimmer der Frau von Pompadour in Choisy."

„Dieß Alles um welchen Preis?"

„Für einen Monat?"

„Ja."

„Vierhundert Livres."

„Ah! Herr Fingret, ich bitte, halten Sie mich nicht für eine Grisette. Man blendet Leute meines Standes nicht mit Lappen. Wollen Sie gefälligst bedenken, daß vierhundert Livres monatlich, viertausend achthundert Livres im Jahr ausmachen, und daß ich um diesen Preis ein ganz möblirtes Hotel bekäme."

Meister Fingret kratzte sich hinter dem Ohr.

„Sie verleiden mir die Place Royale," fuhr die Gräfin fort.

„Das brächte mich in Verzweiflung."

„Beweisen Sie es mir. Ich will für dieses ganze Mobiliar nur hundert Thaler geben."

Jeanne sprach diese letzten Worte mit so viel würdevoller Hoheit, daß der Handelsmann abermals an die Zukunft dachte.

„Es sei, Madame," sagte er.

„Und zwar unter einer Bedingung."

„Unter welcher, Madame?"

„Daß dieß Alles heute Nachmittag um drei Uhr nach der Wohnung, die ich Ihnen bezeichnen werde, gebracht und in dieser geordnet ist."

„Es ist zehn Uhr, Madame, bedenken Sie wohl, es schlägt eben zehn Uhr."

„Ja oder nein."

„Wohin soll es kommen?"

„Nach der Rue Saint-Claude, im Marais."

„Gut, gut."

Der Tapezier öffnete die Hofthüre und rief: „Sylvain! Landry! Remy!"

Drei von seinen Gehülfen eilten herbei, entzückt, einen Vorwand zu haben, um ihre Arbeit zu unterbrechen, einen Vorwand, um die schöne Dame zu sehen.

„Die Tragbahren, meine Herren, die Handwagen.“

„Remy, Sie packen das goldgelbe Meuble auf; Sylvain, das Vorzimmer in den Wagen, während Sie, der Sie sehr pünktlich sind, das Schlafzimmer zu besorgen haben.“

„Setzen wir die Rechnung auf und ich unterzeichne den Empfang, Madame, wenn es Ihnen genehm ist.“

„Hier sind sechs Doppellouis und ein einfacher Louisd'or; geben Sie mir heraus.“

„Hier sind zwei Sechs-Livres-Thaler, Madame.“

„Von denen ich einen diesen Herren schenke, wenn das Geschäft beendigt ist.“

Nach diesen Worten reichte sie dem Tapezierer ihre Adresse und kehrte zu dem Schubkarren zurück, auf dem sie gekommen war.

Eine Stunde später hatte sie die Wohnung im dritten Stock gemiethet, und es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als schon der Salon, das Vorzimmer und das Schlafzimmer gleichzeitig möblirt wurden.

Der Sechs-Livres-Thaler war von den Herren Landry, Remy und Sylvain in zehn Minuten verdient.

Nachdem die Wohnung so verwandelt war, nachdem man die Fensterscheiben gereinigt und die Kamine mit Feuer versehen hatte, begab sich Jeanne an ihre Toilette; sie weidete sich an dem Glück, auf einem guten Teppich zu wandeln, an der warmen Atmosphäre, die von den wattirten Wänden zurückströmte; sie athmete mit Entzücken den Duft einiger Lackviolen ein, welche freudig ihren Stengel in japanesischen Vasen, ihren Kopf in dem lauen Dunst des Zimmers badeten.

Meister Fingret hatte die goldenen Arme nicht vergessen, welche die Kerzen tragen, und auf den beiden Seiten der Spiegel waren die Lichter mit Glasgirandolen angebracht, die unter dem Feuer der Wachslichter in allen Farben des Regenbogens spielen.

Feuer, Blumen, Kerzen, duftende Rosen, Alles

Digitized by Google

wandte Jeanne zur Verschönerung des Paradieses an, das sie für Seine Excellenz bestimmte."

Sie war sogar dafür besorgt, daß die Thüre des Schlafzimmers, mit absichtlicher Coquetterie halb geöffnet, ein schönes, sanftes, rothes Feuer erschauen ließ, in dessen Reflexen die Füße der Fauteuils, das Bettgestell und die Feuerböcke von Frau von Pompadour, Köpfe von Chimären, worauf der reizende Fuß der Marquise geruht, glänzten.

Hierauf beschränkte sich die Coquetterie von Jeanne nicht.

Wenn das Feuer das Innere dieses Zimmers hervorhob, wenn die Wohlgerüche die Frau verriethen, so verrieth die Frau einen Reiz, eine Schönheit, einen Geist, einen Geschmack, würdig einer Eminenz.

Jeanne behandelte ihre Toilette mit einer Sorgfalt, über die Herr von La Mothe, ihr abwesender Gatte, Rechenschaft von ihr verlangt hätte. Die Frau war würdig der Wohnung und des von Meister Fingret gemietheten Mobiliars.

Nachdem sie ein nur sehr leichtes Mahl eingenommen, um ihre ganze Geistesgegenwart zu besitzen und ihre elegante Blässe zu bewahren, begrub sich Jeanne in einen großen Fauteuil beim Feuer in ihrem Schlafzimmer.

Ein Buch in der Hand, einen Pantoffel auf einem Tabouret, wartete sie, zugleich auf das Picken der Unruhe ihrer Pendeluhr und das entfernte Geräusch der Wagen horchend, welche selten die Ruhe der Einöde des Marais störten.

Sie wartete, die Glocke schlug neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr; Niemand kam, Niemand im Wagen, Niemand zu Fuß.

Elf Uhr! das ist doch die Stunde der galanten Prälaten, die ihren Wohlthätigkeitssinn bei einem Vorstadtabendbrod geschärft, und da sie nur zwanzigmal ihre Räder drehen zu lassen brauchen, sich Beifall spenden,

Digitized by Google

daß sie um einen so wohlfeilen Preis menschenfreundlich und religiös sind.

Es schlug mit düsteren Tönen Mitternacht bei den Filles du Calvaire.

Weder Prälat noch Wagen, die Kerzen fingen an zu erbleichen, einige überströmten in durchsichtigen Lachen ihre Schalen von vergoldetem Kupfer.

Unter Seufzern wieder angefacht, hatte sich das Feuer in Kohlenglut und dann in Asche verwandelt. Es herrschte eine afrikanische Hitze in den zwei Zimmern.

Die alte Dienerin, die sich aufgeputzt hatte, brummte und beklagte ihre Haube mit den anspruchsvollen Bändern, deren Knoten, die sich mit ihrem Kopfe beugten, wenn sie vor ihrer Kerze im Vorzimmer entschlief, nicht unberührt, sei es von den Beleckungen der Flamme, sei es von den Angriffen des flüssigen Wachses, wieder in die Höhe kamen.

Um halb ein Uhr stand Jeanne ganz wüthend von ihrem Lehnstuhle auf, den sie mehr als hundertmal am Abend verlassen hatte, um das Fenster zu öffnen und ihre Blicke in die Tiefen der Straße zu tauchen.

Das Quartier war ruhig, wie vor der Erschaffung der Welt.

Sie ließ sich entkleiden, schlug das Abendbrod aus und entließ die Alte, deren Fragen ihr lästig zu werden anfingen.

Und allein, inmitten ihrer seidenen Tapeten, unter ihren schönen Vorhängen, in ihrem vortrefflichen Bett, schlief sie nicht besser, als am Tage vorher, denn am vorhergehenden Tage war ihre Sorglosigkeit glücklicher, sie entsprang aus der Hoffnung.

Doch, indem sie sich dem schlimmen Geschick entgegen wandte, indem sie sich gegen dasselbe anstemmte, fand Jeanne eine Entschuldigung für den Cardinal.

Einmal die, daß er Cardinal, Großalmosenier sei, daß er tausend Geschäfte habe, welche beunruhigend und folglich viel wichtiger, als irgend ein Besuch in der Rue Saint-Claude.

Digitized by Google

Dann eine andere Entschuldigung:

Er kennt die kleine Gräfin von Valois nicht, eine sehr tröstliche Entschuldigung für Jeanne. Oh! gewiß, sie würde sich nicht getröstet haben, hätte Herr von Rohan sein Wort nach einem ersten Besuche gebrochen.

Dieser Grund, den Jeanne sich selbst gab, bedurfte eines Beweises, um ganz gut zu erscheinen.

Jeanne vermochte sich nicht zu bezwingen; sie sprang ganz weiß in ihrem Nachtgewande aus dem Bett, zündete die Kerzen an der Nachtlampe an und betrachtete sich lange im Spiegel.

Nach der Prüfung lächelte sie, blies die Lichter aus und legte sich wieder zu Bette.

Die Entschuldigung war gut.

XV.

Der Cardinal von Rohan.

Ohne sich entmuthigen zu lassen, begann Jeanne am andern Tage wieder die Wohnungstoilette und die Frauentoilette.

Der Spiegel hatte sie belehrt, Herr von Rohan würde kommen, hätte er nur ein wenig von ihr sprechen hören.

Es schlug sieben Uhr und das Feuer des Salons brannte in seiner ganzen Pracht, als ein Wagen den Abhang der Rue Saint-Claude herabrollte.

Jeanne hatte noch nicht Zeit gehabt, sich an das Fenster zu stellen und ungeduldig zu werden.

Aus dem Wagen stieg ein Mann in einen weiten Ueberrock gehüllt aus; sobald die Hausthüre wieder hinter diesem Mann geschlossen war, fuhr der Wagen in eine benachbarte Gasse, um die Rückkehr des Gebieters zu erwarten.

Digitized by Google

Bald ertönte die Klingel, und das Herz von Frau von La Mothe schlug so gewaltig, daß man es hätte hören können.

Aber Jeanne schämte sich, daß sie einer unvernünftigen Gemüthsbewegung nachgab, befahl ihrem Herzen Stillschweigen und legte so gut als möglich eine Stickerei auf dem Tisch, eine neue Composition auf dem Klavier, eine Zeitung auf der Ecke des Kamins zurecht.

Nach einigen Secunden meldete Clotilde der Frau Gräfin:

„Die Person, welche vorgestern geschrieben."

„Laßt sie eintreten," erwiederte Jeanne.

Ein leichter Tritt, krachende Schuhe, ein schöner Mann in Sammet und Seide gekleidet, den Kopf hochtragend und in diesem kleinen Gemach dem Anschein nach mehr als zehn Fuß hoch, dieß war es, was Jeanne wahrnahm, als sie sich zum Empfang erhob.

Das von der Person beobachtete Incognito hatte sie unangenehm berührt.

Sie beschloß auch den ganzen Vortheil einer Frau, welche überlegt hat, zu benützen, und fragte mit einer Verbeugung nicht eines Schützlings, sondern einer Beschützerin:

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

Der Prinz schaute die Thüre des Salons an, vor der die Alte verschwunden war, und antwortete:

„Ich bin der Cardinal von Rohan."

Was Frau von La Mothe, die sich den Anschein gab, als erröthete sie und als würde sie ganz verwirrt vor lauter Demuth, mit einer Verneigung erwiederte, wie man sie nur vor den Königen macht.

Dann rückte sie ein Fauteuil vor, und statt sich auf einen Sessel zu setzen, wie es die Etiquette verlangt hätte, nahm sie in dem großen Lehnstuhl Platz.

Als der Cardinal sah, daß es sich Jeder bequem machen konnte, legte er seinen Hut auf den Tisch,

Digitized by Google

ſchaute Jeanne, die ihn ebenfalls anſchaute, in's Geſicht und ſagte:

„Es iſt alſo wahr, Mademoiſelle . . .“

„Madame,“ unterbrach ihn Jeanne.

„Verzeihen Sie . . . Ich vergaß . . . Es iſt alſo wahr, Madame.“

„Mein Mann nennt ſich Graf von La Mothe, Monſeigneur.“

„Richtig, richtig, Gendarme des Königs oder der Königin.“

„Ja, Monſeigneur.“

„Und Sie, Madame, Sie ſind eine geborene Valois?“

„Valois, ja, Monſeigneur.“

„Ein großer Name,“ ſprach der Cardinal, die Beine kreuzend, „ein ſeltener, erloſchener Name.“

Jeanne errieth den Zweifel des Cardinals.

„Erloſchen,“ ſagte ſie, „nein, Monſeigneur, da ich ihn führe und einen Bruder habe, der Baron Valois iſt.“

„Anerkannt?“

„Es bedarf nicht der Anerkennung, Monſeigneur; mag mein Bruder reich oder arm ſein, er wird darum nicht minder das ſein, als was er geboren iſt, Baron von Valois.“

„Madame, ich bitte, erzählen Sie mir ein wenig dieſe Anerbung. Sie intereſſiren mich, ich liebe die Wappenkunſt.“

Jeanne erzählte einfach, nachläſſig, was der Leſer ſchon weiß.

Der Cardinal horchte und ſchaute.

Er gab ſich nicht die Mühe, ſeine Eindrücke zu verbergen. Wozu? er glaubte weder an das Verdienſt noch an den Stand von Jeanne; er ſah ſie hübſch, arm; er ſchaute, das war genug.

Jeanne, welche Alles bemerkte, errieth den ſchlimmen Gedanken des zukünftigen Protectors.

„Somit ſind Sie wirklich unglücklich geweſen?“ ſagte Herr von Rohan, mit gleichgültigem Weſen.

„Ich beklage mich nicht, Monſeigneur.“

Digitized by Google

„Man hat mir in der That die Schwierigkeiten Ihrer Lage bedeutend übertrieben.“

Er ſchaute umher.

„Dieſe Wohnung iſt bequem, angenehm meublirt.“

„Für eine Griſette allerdings,“ entgegnete Jeanne hart und ungeduldig, das Treffen zu beginnen; „ja, Monſeigneur.“

Der Cardinal machte eine Bewegung.

„Wie?“ ſagte er, „Sie nennen dieſe Einrichtung eine Griſetteneinrichtung?“

„Monſeigneur,“ erwiederte ſie, „ich glaube nicht, daß Sie dieſes Mobiliar eine Prinzeſſinneneinrichtung nennen können.“

„Und Sie ſind Prinzeſſin,“ ſagte er mit einer von jenen unmerklichen Ironien, welche nur die ausgezeichneten Geiſter oder die Leute von ſehr hohem Geſchlecht mit ihrer Sprache zu vermiſchen, ohne ganz und gar unverſchämt zu werden, das Geheimniß beſitzen.

„Ich bin als eine Valois geboren, wie Sie als ein Rohan, das iſt Alles, was ich weiß,“ ſagte ſie.

Dieſe Worte ſprach ſie mit ſo ſanfter Majeſtät des Unglücks, das ſich empört, mit ſo viel Majeſtät des Weibes, das ſich verkannt fühlt, ſie waren zugleich ſo harmoniſch und ſo würdig, daß der Fürſt nicht dadurch verletzt, der Menſch aber bewegt wurde.

„Madame,“ ſagte er, „ich vergaß, daß mein erſtes Wort eine Entſchuldigung hätte ſein ſollen. Ich ſchrieb Ihnen geſtern, ich würde hieher kommen, doch ich hatte in Verſailles beim Empfang von Herrn Suffren zu thun und mußte auf das Vergnügen, Sie zu ſehen, verzichten.“

„Monſeigneur erweiſt mir noch zu viel Ehre, daß er heute an mich gedacht hat, und der Herr Graf von La Mothe, mein Gatte, wird noch lebhafter die Verbannung beklagen, in der ihn die Noth hält, da ihn dieſe Verbannung hindert, ſich einer ſo erhabenen Gegenwart zu erfreuen.“

Digitized by Google

Das Wort Gatte erregte die Aufmerksamkeit des Cardinals.

„Sie leben allein, Madame?“ sagte er.

„Ganz allein, Monseigneur.“

„Das ist schön von Seiten einer jungen und hübschen Frau.“

„Das ist einfach, Monseigneur, von Seiten einer Frau, die in jeder andern Gesellschaft, als in der, von welcher sie ihre Armuth entfernt, nicht an ihrem Platze wäre.“

Der Cardinal schwieg.

„Es scheint,“ sagte er nach einer Pause, „es scheint, die Genealogen ziehen Ihre Abstammung nicht in Zweifel?“

„Wozu dient mir das?“ erwiederte Jeanne mit verächtlichem Tone, während sie mit einer reizenden Geberde die kleinen, rund gekräuselten, gepuderten Haarlocken von ihren Schläfen aufhob.

Der Cardinal rückte sein Fauteuil näher hinzu, als wollte er mit seinen Füßen das Feuer erreichen.

„Madame,“ sagte er, „ich möchte gern wissen und ich wollte wissen, wozu ich Ihnen nützlich sein könnte.“

„Zu nichts, Monseigneur.“

„Wie, zu nichts?“

„Eure Eminenz überhäuft mich mit Ehre.“

„Sprechen wir offenherziger.“

„Ich vermöchte nicht offenherziger zu sein, als ich es bin, Monseigneur.“

„Sie beklagten sich so eben,“ sagte der Cardinal umherschauend, als wollte er Jeanne daran erinnern, daß sie ihr Mobiliar eine Griseletteneinrichtung genannt habe.

„Ja, es ist wahr, ich beklagte mich.“

„Nun, also, Madame...“

„Nun, Monseigneur, ich sehe, daß mir Eure Eminenz ein Almosen spenden will, nicht wahr?“

„Oh! Madame . . .“

„Nichts Anderes. Almosen habe ich empfangen, werde aber nicht ferner empfangen."

„Was soll dieß bedeuten?"

„Monseigneur, ich bin seit einiger Zeit genug gedemüthigt; es ist mir nicht mehr möglich, zu widerstehen."

„Madame, Sie irren sich. Im Unglück ist man nicht entehrt . . ."

„Selbst mit dem Namen, den ich führe, sagen Sie, würden Sie betteln, Herr von Rohan?"

„Ich spreche nicht von mir," erwiederte der Cardinal mit einer gewissen, mit Stolz gemischten Verlegenheit.

„Monseigneur, ich kenne nur zwei Arten, Almosen zu verlangen: im Wagen oder an einer Kirchenthüre; mit Gold und Sammet oder in Lumpen. Wohl denn! vor Kurzem erwartete ich nicht die Ehre Ihres Besuches; ich glaubte mich vergessen."

„Ah! Sie wußten also, daß ich es war, der geschrieben?"

„Habe ich nicht Ihr Wappen auf dem Siegel des Briefes gesehen, den Sie mir zu schreiben mich beehrten?"

„Sie stellten sich jedoch, als erkennten Sie mich nicht."

„Weil Sie mir nicht die Ehre erwiesen, sich melden zu lassen."

„Wohl! dieser Stolz gefällt mir," sprach lebhaft der Cardinal, indem er mit wohlgefälliger Aufmerksamkeit die feurigen Augen, die hoffärtige Physiognomie von Jeanne anschaute.

„Ich sagte also," fuhr diese fort, „ich sagte, ich habe, ehe ich Sie gesehen, den Entschluß gefaßt, den elenden Mantel, der meine Armuth verschleiert, der die Nacktheit meines Namens bedeckt, liegen zu lassen und in Lumpen, wie jede christliche Bettlerin, um mein Brod, nicht den Stolz, sondern die Menschenliebe der Vorübergehenden anzuflehen."

Digitized by Google

„Ihre Mittel sind hoffentlich noch nicht erschöpft?“

Jeanne antwortete nicht.

„Sie haben irgend ein Gut, und wäre es auch mit Hypotheken belastet; Familienschmuck? Dieses zum Beispiel?“

Er deutete auf eine Büchse, mit der die weißen und zarten Finger der jungen Frau spielten.

„Dieses?“ sagte sie.

„Eine originelle Büchse, bei meinem Worte. Erlauben Sie?“

„Ah! ein Porträt.“

Er nahm sie.

Alsbald machte er eine Bewegung des Erstaunens.

„Sie kennen das Original dieses Porträts?“ fragte Jeanne.

„Es ist das von Maria Theresia.“

„Von Maria Theresia?“

„Ja, der Kaiserin von Oestreich.“

„Wahrhaftig!“ rief Jener. „Sie glauben, Monseigneur?“

Der Cardinal schaute noch einmal die Büchse an und fragte dann:

„Woher haben Sie das?“

„Von einer Dame, die vorgestern hier gewesen ist.“

„Bei Ihnen?“

„Bei mir.“

„Von einer Dame . . .“

Der Cardinal betrachtete die Büchse mit neuer Aufmerksamkeit.

„Ich irre mich, Monseigneur,“ sagte die Gräfin, „es waren zwei Damen.“

„Und eine von den zwei Damen hat Ihnen diese Büchse gegeben?“ fragte der Cardinal mißtrauisch.

„Nein, sie hat sie mir nicht gegeben.“

„Wie kommt sie denn in Ihre Hände?“

„Sie hat sie bei mir vergessen.“

Der Cardinal blieb nachdenkend, dergestalt nachdenkend, daß die Gräfin von Valois darüber besorgt

Digitized by Google

wurde und dachte, sie thue wohl daran, auf ihrer Hut zu sein.

Dann erhob der Cardinal das Haupt, schaute die Gräfin aufmerksam an und sagte:

„Und wie heißt diese Dame? Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich diese Frage an Sie richte? ich schäme mich dessen und komme mir vor wie ein Richter."

„Monseigneur, die Frage ist in der That seltsam."

„Indiscret vielleicht; aber seltsam . . ."

„Seltsam, ich wiederhole es. Wenn ich die Dame kennte, welche die Bonbonnière hier hat liegen lassen . . ."

„Nun!"

„So hätte ich sie ihr schon zurückgeschickt. Ohne Zweifel ist ihr daran gelegen, und ich möchte nicht gern ihren freundlichen Besuch durch eine Unruhe von achtundvierzig Stunden belohnen."

„Ah! Sie kennen Sie nicht . . ."

„Nein, ich weiß nur, daß es die Superiorin einer Stiftung zu guten Werken ist."

„Von hier?"

„Von Versailles."

„Von Versailles . . . die Superiorin einer Wohlthätigkeitsanstalt . . ."

„Monseigneur, ich empfange Frauen, die Frauen demüthigen nicht eine arme Frau, indem sie ihr Unterstützung bringen, und diese Dame, welche menschenfreundliche Mittheilungen über meine Lage in Kenntniß gesetzt hatten, legte hundert Louisd'or auf meinen Kamin, als sie mich besuchte."

„Hundert Louisd'or!" sagte der Cardinal mit Erstaunen; dann, als er sah, er könnte die Empfindlichkeit von Jeanne verletzen, denn diese machte wirklich eine Bewegung, fügte er bei:

„Verzeihen Sie, Madame, ich wundere mich nicht, daß man Ihnen diese Summe gegeben hat. Sie verdienen im Gegentheil alle Fürsorge wohlthätiger Leute, und Ihre Geburt macht es für sie zum Gesetz, Ihnen nützlich zu sein. Es setzt mich nur der Titel: Dame

Digitized by Google

vom guten Werke, in Erstaunen; die Damen vom guten Werke pflegen leichtere Almosen zu spenden. Könnten Sie mir nicht das Porträt dieser Dame geben, Gräfin?"

„Das ist schwierig, Monseigneur," erwiederte Jeanne, um die Neugierde des Cardinals zu stacheln.

„Wie schwierig, da sie hier gewesen ist?"

„Allerdings. Die Dame, welche ohne Zweifel nicht erkannt sein wollte, verbarg ihr Gesicht in einer ziemlich weiten Kalesche; überdieß war sie in Pelze gehüllt. Doch . . ."

Die Gräfin gab sich das Ansehen, als suche sie.

„Doch . . ." wiederholte der Cardinal.

„Doch glaubte ich zu sehen . . . Ich behaupte nicht, Monseigneur."

„Was glaubten Sie zu sehen?"

„Blaue Augen."

„Der Mund?"

„Klein, obgleich die Lippen ein wenig dick, besonders die Unterlippe."

„Von hohem oder mittlerem Wuchs?"

„Von mittlerem Wuchs."

„Die Hände?"

„Vollkommen."

„Der Hals?"

„Lang und dünn."

„Die Physiognomie?"

„Streng und edel."

„Der Accent?"

„Etwas gehemmt. Doch, Sie kennen vielleicht diese Dame, Monseigneur?"

„Wie sollte ich sie kennen, Frau Gräfin?" fragte lebhaft der Prälat.

„Nach der Art, wie Sie mich befragen, Monseigneur, oder sogar durch die Sympathie, welche alle Arbeiter guter Werke für einander hegen."

„Nein, Madame, nein, ich kenne sie nicht."

„Wenn Sie jedoch irgend eine Vermuthung hätten?"

„In welcher Hinsicht?"

Digitized by Google

„Etwa eine Vermuthung, die Ihnen dieſes Porträt einflößte?"

„Ah!" erwiederte raſch der Cardinal, der befürchtete, er habe zu viel errathen laſſen, „ja, allerdings, dieſes Porträt . . ."

„Nun, dieſes Porträt, Monſeigneur?"

„Nun! es kommt mir immer vor, als wäre dieſes Porträt . . ."

„Nicht wahr, das der Kaiſerin Maria Thereſia?"

„Ich glaube, ja."

„Somit denken Sie . . ."

„Ich denke, daß Sie den Beſuch von irgend einer deutſchen Dame empfangen haben, von einer von denjenigen etwa, welche eine Unterſtützungsanſtalt gegründet . . ."

„In Verſailles?"

„In Verſailles, ja, Madame."

Der Cardinal ſchwieg hienach.

Doch man ſah klar, daß er noch zweifelte, und daß die Gegenwart der Büchſe im Hauſe der Gräfin ſein ganzes Mißtrauen wieder erweckt hatte.

Nur war das, was Jeanne nicht völlig unterſchied, was ſie vergebens zu erklären ſuchte, der Grund des Gedankens des Cardinals, ein ſichtbar für ſie unvortheilhafter Gedanke, der in nichts weniger beſtand, als darin, daß er ſie im Verdacht hatte, ſie wolle ihm durch den Anſchein eine Falle ſtellen.

Man konnte wirklich erfahren haben, welches Intereſſe der Cardinal an den Angelegenheiten der Königin nahm, es war dieß ein Hofgerücht, das entfernt nicht im Zuſtand eines Halbgeheimniſſes geblieben, und wir haben ſogar angeführt, wie ſehr gewiſſe Feinde ſich Mühe gaben, die Erbitterung zwiſchen der Königin und ihrem Großalmoſenier zu unterhalten.

Dieſes Porträt von Maria Thereſia, dieſe Büchſe, der ſie ſich gewöhnlich bediente — der Cardinal hatte ſie hundertmal in ihren Händen geſehen — wie fand ſich das in den Händen von Jeanne der Bettlerin?

Digitized by Google

War die Königin wirklich selbst in diese armselige Wohnung gekommen?

Und wenn sie gekommen, war sie Jeanne unbekannt geblieben? aus welchem Grunde verheimlichte sie die Ehre, die ihr zu Theil geworden?

Der Prälat zweifelte.

Er zweifelte schon am Tage vorher. Der Name Valois hatte ihn auf seiner Hut zu sein gelehrt, und nun handelte es sich nicht mehr um eine arme Frau, sondern um eine von einer Königin, die ihre Wohlthaten persönlich brachte, unterstützte Prinzessin.

War Marie Antoinette in diesem Genre mildthätig?

Während der Cardinal so zweifelte, fühlte sich Jeanne, die ihn nicht aus dem Blicke verlor, Jeanne, der keines von den Gefühlen des Prinzen entging, auf der Folter. Für die mit einem Hintergedanken belasteten Gewissen ist der Zweifel derjenigen, die man gern mit der reinen Wahrheit überzeugen möchte, ein wirkliches Märtyrthum.

Das Stillschweigen war für Beide peinlich. Der Cardinal brach es durch eine neue Frage.

„Und die Dame, die Ihre Wohltäterin begleitete, haben Sie dieselbe bemerkt? Können Sie mir sagen, wie sie aussah?"

„Oh! diese habe ich genau gesehen," antwortete die Gräfin, „sie ist groß und schön, hat ein entschlossenes Gesicht, einen herrlichen Teint, reiche Formen."

„Und die andere Dame hat sie nicht genannt?"

„Doch, einmal, bei ihrem Taufnamen."

„Und ihr Taufname heißt?"

„Andrée."

„Andrée!" rief der Cardinal. Und er bebte.

Diese Bewegung entging so wenig, als die andern der Gräfin La Mothe.

Der Cardinal wußte nun, woran er sich zu halten hatte, der Name Andrée benahm ihm alle seine Zweifel.

Digitized by Google

Man wußte in der That, daß die Königin zwei Tage vorher mit Fräulein von Taverney in Paris gewesen. Eine gewisse Geschichte von einer Verzögerung, von einem geschlossenen Thor, von einem ehelichen Streit zwischen dem König und der Königin war in Versailles in Umlauf gekommen.

Der Cardinal athmete.

Es fand sich weder eine Falle noch ein Complot in der Rue Saint-Claude. Frau von La Mothe kam ihm schön und rein vor, wie der Engel der Unschuld.

Man mußte jedoch eine letzte Probe machen. Der Prinz war Diplomat.

„Gräfin," sagte er, „ich muß gestehen, Eines wundert mich ganz besonders."

„Was, Monseigneur?"

„Daß Sie sich mit Ihrem Namen und Ihren Titeln nicht an den König gewendet haben."

„An den König?"

„Ja."

„Monseigneur, ich habe zwanzig Eingaben, zwanzig Bittschriften an den König abgeschickt."

„Ohne Erfolg?"

„Ohne Erfolg."

„In Ermangelung des Königs würden alle Prinzen des Königlichen Hauses Ihre Reclamationen angenommen haben. Der Herr Herzog von Orleans zum Beispiel ist mildthätig, und dann liebt er es oft, das zu thun, was der König nicht thut."

„Ich habe bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans ansuchen lassen, doch vergebens."

„Vergebens! Das setzt mich in Erstaunen."

„Warum? Ist man nicht reich oder wird man nicht empfohlen, so sieht man jedes Gesuch im Vorzimmer der Fürsten sich verlieren."

„Da ist noch Monseigneur, der Graf d'Artois. Die verschwenderischen Leute verrichten zuweilen bessere Handlungen, als die wohlthätigen Leute."

„Es war bei Monseigneur dem Grafen d'Artois

Digitized by Google

wie bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans, wie bei Seiner Majestät, dem König von Frankreich."

„Doch Mesdames, die Tanten des Königs? Oh! Gräfin, diese mußten Ihnen, wenn mich nicht Alles täuscht, günstig antworten."

„Nein, Monseigneur."

„Oh! ich kann nicht glauben, daß Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, ein unempfindliches Herz gehabt hat."

„Es ist wahr, von mir ersucht, hat mir Ihre Königliche Hoheit mich zu empfangen versprochen, doch ich weiß nicht, wie es gekommen ist, nachdem sie meinen Mann empfangen hatte, wollte sie, wie dringend ich auch bat, keine Nachricht mehr von sich geben."

„Das ist in der That seltsam," sagte der Cardinal.

Dann rief er plötzlich und als tauchte dieser Gedanke erst in diesem Augenblick in seinem Geiste auf:

„Aber mein Gott! wir vergessen . . ."

„Was?"

„Die Person, an die Sie sich vor Allem hätten wenden müssen."

„An wen hätte ich mich wenden müssen?"

„An die Gnadenspenderin, an diejenige, welche nie eine verdiente Unterstützung versagt hat, an die Königin."

„An die Königin?"

„Ja, an die Königin. Haben Sie sie gesehen?"

„Nie," antwortete Jeanne mit vollkommener Einfachheit.

„Wie, Sie haben der Königin kein Gesuch überreicht?"

„Nie."

„Sie haben nicht von Ihrer Majestät eine Audienz zu erlangen gesucht?"

„Ich habe mich bemüht, doch es ist mir nicht gelungen."

„Sie haben es wenigstens versucht, sich ihr auf den Weg zu stellen, um bemerkt und an den Hof berufen zu werden. Das war ein Mittel."

Digitized by Google

„Nein, wahrhaftig, ich bin in meinem Leben nur zweimal in Versailles gewesen, und habe nur zwei Personen dort gesehen, den Herrn Doctor Louis, der meinen unglücklichen Vater im Hotel Dieu behandelt hatte, und den Herrn Baron von Taverney, dem ich empfohlen war."

„Und was hat Ihnen Herr von Taverney gesagt? Er war ganz im Stande, Ihnen Zugang zu der Königin zu verschaffen."

„Er hat mir gesagt, ich sei sehr ungeschickt."

„Warum?"

„Daß ich als einen Anspruch auf das Wohlwollen des Königs eine Verwandtschaft geltend mache, welche natürlich Seiner Majestät widrig sein müsse, da ein armer Verwandter nie gefällt."

„Das ist der selbstsüchtige, brutale Baron," sagte der Prinz.

Dann überlegte er sich wieder den Besuch von Andrée bei der Gräfin und dachte:

„Es ist seltsam, der Vater weist die Bittstellerin zurück, und die Königin führt die Tochter zu ihr. In der That, aus diesem Widerspruch muß etwas hervorgehen."

„So wahr ich ein Edelmann bin," sprach er dann, „ich bin ganz erstaunt, daß ich sagen höre, eine Bittstellerin, eine Frau vom ersten Adel, habe weder den König noch die Königin gesehen."

„Wenn nicht gemalt," sagte Jeanne lächelnd.

„Wohl denn," rief der Cardinal, dießmal überzeugt von der Unwissenheit und Aufrichtigkeit der Gräfin, „ich werde Sie, wenn es sein muß, selbst nach Versailles führen und die Thüren für Sie öffnen machen."

„Oh! Monseigneur, welche Güte," rief die Gräfin im höchsten Maße erfreut.

Der Cardinal näherte sich ihr und sprach:

„Gräfin, binnen Kurzem muß sich nothwendig alle Welt für Sie interessiren."

„Ach! Monseigneur," sagte Jeanne mit einem

Digitized by Google

anbetungswürdigen Seufzer, „glauben Sie das aufrichtig?“

„Oh! ich bin dessen sicher.“

„Ich glaube, Sie schmeicheln mir,“ sagte Jeanne. Und dabei schaute sie ihn fest an.

Diese plötzliche Veränderung mußte mit Recht die Gräfin in Erstaunen setzen, sie, die der Cardinal zehn Minuten vorher mit einer ganz fürstlichen Leichtigkeit behandelt hatte.

Wie der Pfeil eines Bogenschützen abgeschossen, traf der Blick von Jeanne den Cardinal in sein Herz oder in seine Sinnlichkeit. Er enthielt das Feuer des Ehrgeizes oder das des Verlangens; doch es war Feuer.

Herr von Rohan, der sich auf die Frauen verstand, mußte sich zugestehen, er habe wenige so verführerische gesehen.

„Ah! bei meiner Treue,“ sagte er zu sich selbst mit dem ewigen Hintergedanken der durch die Diplomatie erzogenen Hofleute, „ah! bei meiner Treue, es wäre ein zu außerordentlicher oder zu glücklicher Fall, fände ich zugleich eine ehrliche Frau, die das Aussehen einer Verschmitzten hat, und in der Armuth eine allmächtige Beschützerin.“

„Monseigneur,“ unterbrach ihn die Sirene, „Sie beobachten bisweilen ein Stillschweigen, das mich beunruhigt; verzeihen Sie mir, daß ich es Ihnen sage.“

„Wie soll ich das verstehen, Gräfin?“ fragte der Cardinal.

„Monseigneur, ein Mann, wie Sie, verfehlt sich gegen die Höflichkeit nur bei zwei Arten von Frauen.“

„Oh! mein Gott, was wollen Sie mir sagen, Gräfin? Bei meinem Wort, Sie erschrecken mich.“

Er nahm sie bei der Hand.

„Ja,“ sprach die Gräfin, „bei zwei Arten von Frauen, ich habe es gesagt und wiederhole es.“

„Lassen Sie hören, bei welchen?“

Digitized by Google

„Bei Frauen, die man zu sehr liebt, und bei Frauen, die man nicht genug schätzt.“

„Gräfin, Gräfin, Sie machen mich erröthen. Ich hätte der Höflichkeit gegen Sie ermangelt?“

„Gewiß.“

„Sagen Sie das nicht, es wäre entsetzlich.“

„Wahrhaftig, Monseigneur, denn Sie können mich nicht zu sehr lieben, und ich habe Ihnen, bis jetzt wenigstens, nicht das Recht gegeben, mich zu wenig zu schätzen.“

Der Cardinal nahm die Hand von Jeanne und erwiederte:

„Oh! Gräfin, Sie sprechen in der That, als wären Sie gegen mich aufgebracht.“

„Nein, Monseigneur, denn Sie haben meinen Zorn noch nicht verdient.“

„Und ich werde ihn nie verdienen, Madame, von diesem Tage an, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen und Sie kennen zu lernen.“

„Oh! mein Spiegel, mein Spiegel!“ dachte Jeanne.

„Und von diesem Tage an wird Sie meine theilnehmende Sorge nicht mehr verlassen.“

„Oh! Monseigneur, genug, genug,“ sagte die Gräfin, die ihre Hand nicht aus den Händen des Cardinals zurückgezogen hatte.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Protection.“

„Gott verhüte, daß ich je das Wort Protection ausspreche. Oh! Madame, nicht Sie würde es demüthigen, sondern mich.“

„Dann nehmen wir Eines an, Herr Cardinal, was mir unendlich schmeicheln würde.“

„Wenn dem so ist, so nehmen wir das Eine an.“

„Nehmen wir an, Sie haben Frau von La Mothe Valois einen Artigkeitsbesuch gemacht. Nicht wahr?“

„Nichts weniger als dieß,“ erwiederte der galante Cardinal.

Digitized by Google

Und er hob die Finger von Jeanne an seine Lippen und drückte einen ziemlich langen Kuß darauf.

Die Gräfin zog ihre Hand zurück.

„Oh! Höflichkeit," sagte der Cardinal mit dem feinsten Geschmack und dem größten Ernst.

Jeanne gab ihre Hand zurück, die der Cardinal dießmal ganz ehrfurchtsvoll küßte.

„Oh! so ist es sehr gut, Monseigneur."

Der Cardinal verbeugte sich; die Gräfin aber fuhr fort:

„Wenn ich wüßte, daß ich einen Theil, so schwach er auch sein möchte, an dem so erhabenen und so sehr in Anspruch genommenen Geiste eines Mannes, wie Sie sind, besäße, oh! ich schwöre Ihnen, das könnte mich ein Jahr trösten."

„Ein Jahr! Das ist sehr kurz . . . hoffen wir mehr, Gräfin."

„Nun! ich sage nicht nein," erwiederte sie lächelnd.

Herr Cardinal, ganz kurz war eine Vertraulichkeit, der sich Frau von La Mothe zum zweiten Male schuldig machte. Reizbar in seinem Stolz, hätte sich der Cardinal darüber wundern können, aber die Dinge hatten einen Grad erreicht, daß er sich nicht nur nicht darüber wunderte, sondern sogar damit, wie mit einer Gunst, zufrieden war.

„Oh! Vertrauen," rief er, während er noch näher auf sie zurückte. „Das ist gut, das ist gut."

„Ja, ich habe Vertrauen, Monseigneur, denn ich fühle in Eurer Eminenz . . ."

„Sie sagten vorhin Herr, Gräfin."

„Sie müssen mir verzeihen, Monseigneur, ich kenne den Hof nicht. Ich sage also, ich habe Vertrauen, weil Sie im Stande sind, einen abenteuerlichen, muthigen Geist, wie der meinige, und ein ganz reines Herz zu begreifen. Trotz der Prüfungen der Armuth, trotz der Kämpfe, welche niedrige Feinde gegen mich gekämpft haben, wird Eure Eminenz in mir, das heißt in meinem Gespräche, zu nehmen wissen, was Ihrer

Digitized by Google

würdig ist. Im Uebrigen wird mir Eure Eminenz Nachsicht gewähren."

„Somit sind wir Freunde, Madame. Das ist unterzeichnet, beschworen."

„Mir ist es ganz lieb."

Der Cardinal stand auf und ging auf Frau von La Mothe zu; da er aber die Arme für einen einfachen Schwur ein wenig zu weit offen hatte, so vermied ihn die Gräfin leicht und geschmeidig.

„Freundschaft zu Drei," sagte sie mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Spott und Unschuld.

„Wie, Freundschaft zu Drei?" fragte der Cardinal.

„Allerdings, gibt es nicht in der Welt einen armen Gensd'armen, einen Verbannten, den man den Grafen von La Mothe nennt?"

„Oh! Gräfin, welch ein beklagenswerthes Gedächtniß besitzen Sie!"

„Ich muß wohl von ihm sprechen, da Sie nicht von ihm sprechen."

„Wissen Sie, warum ich nicht von ihm spreche?"

„Sagen Sie es mir."

„Weil er immerhin selbst genug sprechen wird; glauben Sie mir, die Ehemänner vergessen sich nie."

„Und wenn er von sich spricht?"

„Dann wird man von Ihnen, man wird von uns sprechen."

„Wie so?"

„Man wird zum Beispiel sagen, der Herr Graf von La Mothe habe es gut oder habe es schlecht gefunden, daß der Herr Cardinal von Rohan drei-, vier- oder fünfmal in der Woche Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude besuche."

„Aber werden Sie mir so viel sagen, Herr Cardinal, drei-, vier- oder fünfmal in der Woche?"

„Wo wäre dann die Freundschaft, Gräfin? Ich sagte fünfmal und irrte mich. Sechs- oder siebenmal mußte ich sagen, die Schalttage nicht zu rechnen."

Jeanne lachte.

Digitized by Google

Der Cardinal bemerkte, daß sie zum ersten Mal seinen Scherzen die Ehre erwies und fühlte sich noch dadurch geschmeichelt.

„Werden Sie es verhindern, daß man spricht?“ sagte sie. „Sie wissen wohl, daß dieß unmöglich ist.“

„Ja,“ erwiederte er.

„Und wie?“

„Ah! das ist eine ganz einfache Sache; mit Recht oder mit Unrecht kennt mich das Volk von Paris.“

„Oh! gewiß, und zwar mit Recht, Monseigneur.“

„Aber Sie, ist er so unglücklich, nicht zu kennen.“

„Nun!“

„Stellen wir die Frage anders.“

„Stellen Sie sie. Das heißt . . .“

„Wie Sie wollen. Wenn Sie zum Beispiel . . .“

„Vollenden Sie.“

„Wenn Sie ausgingen, statt daß Sie mich ausgehen machten.“

„Ich soll in Ihr Hotel gehen, Monseigneur?“

„Sie gingen wohl zu einem Minister.“

„Ein Minister ist kein Mann, Monseigneur.“

„Sie sind anbetungswürdig. Nun wohl! es handelt sich nicht um mein Hotel, ich habe ein Haus.“

„Ein kleines Haus, *) drücken wir uns deutlich aus,“

„Nein, ein Haus, das Ihnen gehört.“

„Oh!“ rief die Gräfin, „ein Haus, das mir gehört. Und wie dieß? Ich wußte Nichts von diesem Haus.“

Der Cardinal, der sich gesetzt hatte, stand auf.

„Morgen früh um zehn Uhr werden Sie die Adresse davon erhalten.“

Die Gräfin erröthete, der Cardinal nahm artig ihre Hand.

---

*) Mit petite maison, kleines Haus, bezeichnete man in Paris ein Haus, wie es die vornehmen Herren in abgelegenen Quartieren für ihre geheimen Liebschaften besaßen.

Digitized by Google

Und dießmal war der Kuß zugleich ehrerbietig, zärtlich und kühn.

Beide grüßten sich sodann mit dem Reste von lächelnder Ceremonie, welche eine nahe bevorstehende Vertraulichkeit bezeichnet.

„Leuchten Sie Monseigneur," rief die Gräfin.

Die Alte kam und leuchtete.

Der Prälat ging hinaus.

„Mir scheint, das ist ein großer Schritt in der Welt gethan," dachte Jeanne.

„Ah! ah!" dachte der Cardinal, während er in seinen Wagen stieg, „ich habe ein doppeltes Geschäft gemacht. Diese Frau besitzt zu viel Geist, um nicht die Königin einzunehmen, wie sie mich eingenommen hat."

XVI.

Mesmer und Saint-Martin.

Es gab eine Zeit, wo Paris ganz geschäftslos und voll Muße in Leidenschaft für Fragen glühte, welche in unsern Tagen das Monopol der Reichen sind, die man die Unnützen, und der Gelehrten, die man die Faullenzer nennt.

Im Jahre 1782, das heißt in der Zeit, zu der wir gelangt sind, war die Modefrage, die Frage, die obenauf schwamm, die in der Luft schwebte, die in allen ein wenig erhabenen Köpfen festhielt, wie es die Dünste an den Bergen thun, der Mesmerismus, eine mystische Wissenschaft, schlecht definirt durch ihre Erfinder, die, da sie das Bedürfniß nicht fühlten, eine Entdeckung schon bei ihrer Geburt volksthümlich zu machen, diese den Namen eines Mannes, das heißt, einen aristokratischen Titel annehmen ließen, statt eines von den aus dem Griechischen geschöpften wissenschaftlichen Namen,

Digitized by Google

mit deren Hülfe die schamhafte Bescheidenheit der modernen Gelehrten heut zu Tage jedes scientivische Element verallgemeinert.

Wozu sollte es in der That im Jahre 1784 nützen, eine Wissenschaft zu demokratisiren? Das Volk, das seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von denen, die es regierten, nicht zu Rathe gezogen worden war, zählte es für Etwas im Staat? nein: das Volk war die fruchtbare Erde, die da einbrachte, es war die reiche Ernte, die man schnitt, der Herr der Erde aber war der König, und die Schnitter waren der Adel.

Heute hat sich Alles geändert: Frankreich gleicht einer Jahrhundert-Sanduhr; neunhundert Jahre hat sie die Stunde des Königthums angegeben; die mächtige Hand des Herrn hat sie umgedreht; Jahrhunderte hindurch wird sie die Aera des Volks bezeichnen.

Im Jahre 1784 war also der Name eines Mannes eine Empfehlung. Heute würde im Gegentheil der höhere Werth einem von Dingen herrührenden Namen zuerkannt werden.

Doch lassen wir heute, um den Blick auf gestern zu werfen. Was ist bei der Rechnung der Ewigkeit diese Entfernung von einem halben Jahrhundert? nicht einmal die, welche zwischen dem gestrigen Tag und dem morgigen besteht.

Der Doctor Mesmer war in Paris, wie es uns Marie Antoinette selbst, da sie den König um Erlaubniß bat, ihm einen Besuch zu machen, mitgetheilt hat. Man erlaube uns also ein paar Worte über Doctor Mesmer zu sagen, dessen Name, heute nur noch im Gedächtniß einer kleinen Anzahl von Adepten, in der Zeit, die wir zu schildern versuchen, in Aller Mund war.

Der Doctor Mesmer hatte im Jahre 1777 aus Deutschland, diesem Lande der nebeligen Träume, eine ganz von Wolken und Blitzen angeschwollene Wissenschaft gebracht. Beim Schimmer dieser Blitze sah der Gelehrte nichts, als die Wolken, die über seinem Kopfe

Digitized by Google

ein düsteres Gewölbe bildeten; der große Haufen sah nur die Blitze.

Mesmer war in Deutschland zuerst mit einer These über den Einfluß der Planeten aufgetreten. Er hatte zu begründen gesucht, die Himmelskörper üben mittelst der Kraft, die ihre gegenseitige Anziehung hervorbringt, einen Einfluß auf die belebten Körper und besonders auf das Nervensystem durch die Vermittelung eines zarten Fluidums aus, welches das ganze Weltall erfüllt. Diese erste Theorie war aber sehr abstract. Um sie zu begreifen, mußte man in die Wissenschaft des Galilei und Newton eingeweiht sein. Es war eine Mischung von großen astronomischen Wahrheiten mit den astrologischen Träumereien, die, wie gesagt, nicht volksthümlich, sondern nur aristokratisch werden konnten. Denn hiezu hätte sich die Adelskörperschaft in eine gelehrte Gesellschaft verwandeln müssen. Mesmer gab daher dieses System auf, um sich in das der Magnete zu werfen.

Die Magnete wurden in jener Zeit stark studirt; ihre sympathetischen oder antipathetischen Eigenschaften machten die Mineralien ein Leben leben, das beinahe dem menschlichen Leben ähnlich; indem sie ihnen die zwei großen Leidenschaften des menschlichen Lebens, die Liebe und den Haß, verliehen. Demzufolge schrieb man den Magneten erstaunliche Kräfte, Heilung der Krankheiten zu. Mesmer verband die Wirksamkeit der Magnete mit seinem ersten System und versuchte zu sehen, was er aus dieser Zufügung ziehen könnte.

Zu seinem Unglück fand Mesmer, als er nach Wien kam, einen Nebenbuhler, der sich schon festgestellt hatte. Dieser Nebenbuhler hieß Hall und behauptete, Mesmer habe ihm sein Verfahren gestohlen. Sobald dieß Mesmer sah, erklärte er, als ein Mann von Phantasie, er gebe die Magnete als unnütz auf und werde nicht mehr mit dem mineralischen Magnetismus, sondern mit dem animalischen heilen.

Dieses Wort, als ein neues ausgesprochen, bezeichnete

Digitized by Google

indeſſen keine neue Entdeckung; den Alten bekannt, bei den ägyptiſchen Einweihungen und dem griechiſchen Pythismus angewendet, hatte ſich der Magnetismus im Mittelalter im Zuſtand der Ueberlieferung erhalten; einige geſammelte Fetzen von dieſer Wiſſenſchaft hatten die Hexenmeiſter des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gebildet; Viele, die man verbrannte, bekannten ſich mitten in den Flammen zu der ſeltſamen Religion, deren Märtyrer ſie waren.

Urbain Grandier war nichts Anderes, als ein Magnetiſeur.

Mesmer hörte von den Wundern dieſer Wiſſenſchaft ſprechen.

Joſeph Balſamo, der Held von einem unſerer Bücher, hatte eine Spur von ſeinem Durchzug in Deutſchland und beſonders in Straßburg zurückgelaſſen. Mesmer forſchte nach dieſer Wiſſenſchaft, welche ſo zerſtreut und flatternd, wie jene Irrlichter, die des Nachts über die Teiche hinlaufen; er machte eine vollſtändige Theorie, ein gleichförmiges Syſtem daraus, dem er den Namen Mesmerismus gab.

Zu dieſem Punkte gelangt, theilte Mesmer ſein Syſtem der Akademie der Wiſſenſchaften von Paris, der königlichen Geſellſchaft von London und der Akademie von Berlin mit; die zwei erſten antworteten nicht einmal, die dritte ſagte, er ſei ein Narr.

Mesmer erinnerte ſich des griechiſchen Philoſophen, der die Bewegung leugnete und den ſein Gegner dadurch, daß er ging, in Verwirrung brachte. Er kam nach Frankreich, nahm aus den Händen des Doctor Storck und des berühmten Augenarztes Wenzel ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren, das mit einer Leberkrankheit und mit dem ſchwarzen Staar behaftet war, und nach einer Behandlung von drei Monaten war die Kranke geheilt, ſah die Blinde hell.

Dieſe Kur hatte viele Leute überzeugt, und unter andern einen Arzt Namens Deslon: aus einem Feinde wurde nun ein Apoſtel.

Digitized by Google

Von diesem Augenblick an nahm der Ruf von Mesmer immer mehr zu; die Akademie hatte sich gegen den Neuerer erklärt, der Hof erklärte sich für ihn: es wurden Unterhandlungen vom Ministerium angeknüpft, um Mesmer zu veranlassen, die Menschheit durch Veröffentlichung seiner Lehre zu bereichern. Der Doctor machte seinen Preis; Herr von Breteuil bot ihm im Namen des Königs eine Leibrente von zwanzigtausend Livres und eine Besoldung von zehntausend, um drei von der Regierung bezeichnete Personen zur Ausübung seines Verfahrens zu bilden. Aber entrüstet über die königliche Sparsamkeit schlug das Mesmer aus und reiste mit einigen von seinen Kranken nach den Heilquellen von Spaa ab.

Eine unerwartete Katastrophe bedrohte Mesmer. Deslon, sein Schüler, Deslon, der Besitzer des großen Geheimnisses, das Mesmer um dreißigtausend Livres jährlich zu verkaufen sich geweigert hatte, Deslon eröffnete in seinem Hause eine öffentliche Behandlung durch die Mesmer'sche Methode.

Mesmer erfuhr diese schmerzliche Kunde; er schrie über Diebstahl, Verrath, Betrug; er glaubte ein Narr zu werden. Da hatte einer von seinen Kranken, Herr von Bergasse, den glücklichen Einfall, die Wissenschaft des ausgezeichneten Professors in gesellschaftliche Ausbeute zu versetzen; es wurde ein Ausschuß von hundert Personen mit einem Kapital von dreimalhundert und vierzigtausend Livres unter der Bedingung gebildet, daß er seine Lehren den Actionären enthülle. Mesmer machte sich zu dieser Enthüllung anheischig, nahm das Kapital in Empfang und kehrte nach Paris zurück.

Die Stunde war günstig. Es gibt Augenblicke im Alter der Völker, diejenigen, welche die Epoche der Verwandlung berühren, wo die ganze Nation wie vor einem unbekannten Hinderniſſe stehen bleibt, zögert und den Abgrund fühlt, an dessen Rand sie gelangt ist, den sie erräth, ohne ihn zu sehen.

Frankreich befand sich in einem von diesen Augen-

Digitized by Google

blicken; es bot den Anblick einer Gesellschaft, deren Geist bewegt ist; man war gleichsam in einem scheinbaren Glück erstarrt, dessen Ende man nur dunkel erschaut, wie man, am Saume eines Waldes anlangend, die Ebene durch die Zwischenräume der Bäume erräth. Diese Ruhe, welche nichts Beständiges, nichts Aechtes hatte, ermüdete, man suchte überall Aufregungen, und die Neuigkeiten, wie sie auch beschaffen sein mochten, wurden gut aufgenommen. Man war zu frivol, um sich, wie früher, mit ernsten Fragen der Regierung und des Molinismus zu beschäftigen. Aber man stritt sich über die Musik, man nahm Partei für Gluck oder für Piccini, man passionirte sich für die Musik, man entflammte über die Denkwürdigkeiten von Beaumarchais.

Die Erscheinung einer neuen Oper nahm mehr Phantasien in Anspruch, als der Friedensvertrag mit England und die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Kurz, es war eine von den Perioden, wo die Geister durch die Philosophen zum Wahren, das heißt zur Entzauberung hingeführt, der Durchsichtigkeit des Möglichen müde werden, die den Grund jeder Sache erscheinen läßt und durch einen Schritt vorwärts die Grenzen der wirklichen Welt zu überschreiten sucht, um in die Welt der Träume und Fictionen einzutreten.

In der That, wenn es bewiesen ist, daß die sehr klaren, sehr durchsichtigen Wahrheiten die einzigen sind, die sich schnell volksthümlich machen, so ist es nicht minder bewiesen, daß die Mysterien eine allmächtige Anziehungskraft auf das Volk ausüben.

Das französische Volk wurde daher auf eine unwiderstehliche Weise durch das seltsame Geheimniß des Mesmerischen Fluidums hingerissen, das nach der Behauptung der Aerzte den Kranken die Gesundheit, den Narren den Geist und den Weisen die Narrheit verlieh.

Ueberall bekümmerte man sich um Mesmer. Was hatte er gethan? an wem hatte er seine göttlichen Wunder verrichtet? welchem vornehmen Mann hatte er

das Geſicht oder die Kraft wieder gegeben? welcher von einer durchwachten Nacht oder vom Spiel ermatteten Dame hatte er die Nerven wieder geſchmeidig gemacht? welches Mädchen hatte er die Zukunft in einer magnetiſchen Kriſe vorherſehen laſſen?

Die Zukunft! dieſes große Wort aller Zeiten, dieſes große Intereſſe aller Geiſter, die Löſung aller Probleme. Was war denn die Gegenwart?

Ein Königthum ohne Strahlen, ein Adel ohne Gewicht, ein Land ohne Handel, ein Volk ohne Rechte, eine Geſellſchaft ohne Vertrauen.

Von der auf ihrem Throne beſorgten und vereinzelten königlichen Familie an bis zu der in ihrer Dachkammer ausgehungerten Plebejerfamilie, Armuth, Schmach, Angſt.

Andere vergeſſen, um nur an ſich zu denken, an neuen, fremden, unbekannten Quellen die Sicherheit eines längeren Lebens und einer während dieſer Daſeinsverlängerung unſtörbaren Geſundheit zu ſchöpfen, dem geizigen Himmel etwas zu entreißen, war das nicht der Gegenſtand eines leicht begreiflichen Anſtrebens zu dem Unbekannten, von dem Mesmer eine Falte enthüllte.

Voltaire war todt, und es fand ſich in Frankreich kein einziges lautes Gelächter mehr, das Lachen von Beaumarchais ausgenommen, das noch bitterer als das des Meiſters. Rouſſeau war todt; es gab in Frankreich keine religiöſe Philoſophie mehr. Rouſſeau wollte Gott aufrecht halten, ſeitdem aber Rouſſeau nicht mehr lebte, mochte es Niemand wagen, aus Furcht, unter der Laſt erdrückt zu werden.

Der Krieg war früher eine ernſte Beſchäftigung für die Franzoſen geweſen. Die Könige unterhielten auf ihre Rechnung den nationalen Heldenmuth; nun war der einzige franzöſiſche Krieg ein amerikaniſcher Krieg, um den ſich überdieß der König perſönlich nicht bekümmerte. Schlug man ſich denn nicht wirklich für die unbekannte Sache, welche die Amerikaner Unabhängigkeit nennen, ein Wort, das die Franzoſen durch eine Abſtraction, die Freiheit, überſetzen.

Digitized by Google

Dabei hatte dieser entfernte Krieg, dieser Krieg nicht nur eines andern Volks, sondern einer andern Welt, sein Ende erreicht.

War es, Alles wohlerwogen, nicht besser, sich mit Mesmer, diesem deutschen Arzt, zu beschäftigen, der zum zweiten Mal seit sechs Jahren Frankreich leidenschaftlich einnahm, als mit Lord Cornwallis oder mit Herrn Washington, die so weit entfernt, daß man wahrscheinlich niemals den Einen oder den Andern sehen würde.

Indeß man Mesmer, der anwesend war, sehen, berühren, und was der höchste Ehrgeiz von drei Vierteln von Paris war, von ihm berührt werden konnte.

Dieser Mann also, der bei seiner Ankunft von Niemand, nicht einmal von der Königin, seiner Landsmännin, unterstützt worden war, während er sogar die Leute seiner Heimath unterstützte, dieser Mann, der ohne den Doctor Deslon, welcher ihn seitdem verrathen, in der Dunkelheit geblieben wäre, beherrschte wahrhaft die öffentliche Meinung und ließ weit hinter sich den König, von dem man nie gesprochen, Herrn von Lafayette, von dem man noch nicht sprach, und Herrn von Necker, von dem man nicht mehr sprach.

Und als hätte es sich dieses Jahrhundert zur Aufgabe gemacht, jedem Geist nach seiner Fähigkeit, jedem Herz nach seiner Sympathie, jedem Körper nach seinen Bedürfnissen zu geben, erhob sich Mesmer, dem Mann des Materialismus gegenüber Saint-Martin, der Mann des Spiritualismus, dessen Lehre alle Seelen getröstet hatte, welche die Positivität des deutschen Doctors verwundete.

Man stelle sich den Atheisten mit einer Religion milder als die Religion selbst vor; man stelle sich einen Republikaner voller Artigkeiten und Rücksichten für die Könige vor, einen Edelmann, liberal und zärtlich gegen das Volk; man stelle sich den dreifachen Angriff dieses mit der logischsten, verführerischsten Beredtsam-

keit begabten Mannes gegen die Culte der Erde vor, die er wahnsinnig nennt, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie göttlich sind.

Man denke sich endlich Epikur weiß gepudert, in gesticktem Frack, in einer Weste mit Flittern, in Atlasbeinkleidern, mit seidenen Strümpfen und rothen Absätzen, Epikur nicht mit dem Sturze der Götter zufrieden, an die er nicht glaubt, sondern die Regierungen erschütternd, die er wie die Culte behandelt, weil sie nie übereinstimmen und beinahe immer nur auf das Unglück der Menschen auslaufen; gegen das gesellschaftliche Gesetz wirkend, das er mit dem einzigen Worte: „es bestraft auf gleiche Weise ungleiche Vergehen, es bestraft die Wirkung, ohne die Ursache zu würdigen," entkräftet.

Man denke sich nun, dieser Versucher, der sich den Titel: Der unbekannte Philosoph gibt, vereinige, um die Menschen in einen Kreis von verschiedenartigen Ideen zu bannen, Alles, was die Einbildungskraft an Reizen, den Versprechungen eines moralischen Paradieses beizufügen vermag, und statt zu sagen, die Menschen seien sich gleich, was eine Albernheit ist, erfinde er folgende Formel, welche eben dem Munde, der sie läugnet, entsprungen zu sein scheint:

Alle verständige Menschen sind Könige.

Und dann gebe man sich Rechenschaft von einer solchen Moral, welche plötzlich mitten in eine Gesellschaft ohne Hoffnungen, ohne Führer fiel, in eine Gesellschaft, die ein mit Ideen, das heißt mit Klippen besäter Archipel. Man erinnere sich, daß in jener Zeit die Frauen zärtlich und toll, die Männer gierig nach Macht, Ehrenstellen und Vergnügungen waren, daß die Könige die Krone hängen ließen, auf die sich, zum ersten Mal, im Schatten verloren, ein zugleich neugieriger und drohender Blick heftete — wird man es dann noch wunderbar finden, daß sie Proselyten fand, diese Lehre, die zu den Seelen sprach:

Digitized by Google

„Wählt unter Euch die erhabene Seele, doch die Seele, die erhaben durch die Liebe, durch die Leutseligkeit, durch den mächtigen Willen, sehr zu lieben, sehr glücklich zu machen. Hat sich dann diese Seele zum Menschen gemacht, geoffenbart, so beugt euch, demüthigt euch, vernichtet euch, alle ihr untergeordneten, niedrigen Seelen, um der Dictatur dieser Seele Raum zu lassen, deren Aufgabe es ist, euch wieder einzusetzen in euer wesentliches Princip, das heißt in die Gleichheit der Leiden im Schooße der gezwungenen Ungleichheit der Fähigkeiten und Verrichtungen."

Dem füge man bei, daß sich der unbekannte Philosoph mit Mysterien umgab, daß er den Schatten wählte, um im Frieden, fern von Spähern und Schmarotzern die große sociale Theorie zu erörtern, welche die Politik der Welt werden konnte.

„Höret mich," sagte er, „getreue Seelen, gläubige Herzen, höret mich und suchet mich zu verstehen, oder vielmehr, höret mich nur, wenn ihr Interesse und Begierde habt, euch zu verstehen, denn es wird euch Anstrengung kosten, und ich gebe meine Geheimnisse denen nicht preis, die den Schleier nicht davon abreißen werden.

„Ich sage Dinge, die ich nicht zu sagen scheinen will, darum werde ich oft Anderes zu sagen scheinen, als ich sage."

Und Saint-Martin hatte Recht, und er hatte wirklich um sein Werk die schweigsamen, düsteren, auf keine Ideen eifersüchtigen Vertheidiger, ein geheimnißvolles Cœnaculum, dessen dunkle und religiöse Mysticität Niemand durchdrang.

So arbeiteten an der Verherrlichung sowohl der Seele als der Materie, während sie von der Vernichtung Gottes und der Vernichtung der Religion Christi träumten, diese zwei Männer, welche in zwei Lager alle intelligenten, alle auserwählten Naturen Frankreichs vertheilt hatte.

So gruppirten sich um den Bottich von Mesmer, aus dem das Wohlergehen hervorsprang, das ganze

Digitized by Google

Leben der Sinnlichkeit, der ganze elegante Materialismus dieser entarteten Nation, während sich um das Buch der Irrthümer und der Wahrheit die frommen, wohlthätigen, liebenden, nachdem sie Chimären genossen, nach der Verwirklichung dürstenden Seelen vereinigten.

Ob nun unter diesen privilegirten Sphären die Ideen divergirten oder in Verwirrung geriethen, ob die daraus entschlüpfenden Geräusche sich in Donner verwandelten, wie sich die Schimmer in Blitze verwandelt hatten, immerhin wird man den Zustand des Anflugs begreifen, in dem die subalterne Gesellschaft, das heißt, das Bürgerthum und das Volk, was man später den dritten Stand nannte, verblieb, dieser Stand, der nur errieth, daß man sich mit ihm beschäftigte, und der in seiner Ungeduld und in seiner Resignation vor Verlangen brannte, wie Prometheus das heilige Feuer zu stehlen und damit eine Welt zu beleben, die die seinige wäre und in der er seine Angelegenheiten selbst handhaben würde.

Die Conspirationen im Zustand von Unterredungen, die Associationen im Zustand von gesellschaftlichen Kreisen, die socialen Parteien im Zustand von Quadrillen, nämlich der Bürgerkrieg und die Anarchie, das ist es, was unter dem Allem dem Denker erschien, der das zweite Leben dieser Gesellschaft noch nicht sah.

Ach! heute, da die Schleier zerrissen, heute, da die Prometheus-Völker zehnmal durch das Feuer, das sie selbst gestohlen, niedergeworfen worden sind, sagt uns, was der Denker in dem Ende dieses seltsamen achtzehnten Jahrhunderts sehen konnte, wenn nicht etwas dem Aehnliches, was nach dem Tode von Cäsar und ehe Augustus zur Regierung gelangte, vorfiel.

Augustus war der Mann, der die heidnische Welt von der christlichen Welt trennte, wie Napoleon der Mann war, der die feudale Welt von der demokratischen Welt trennte.

Vielleicht haben wir unsere Leser in eine Abschweifung geworfen und uns nachgezogen, die ihnen

Digitized by Google

ein wenig lang vorkommen müßte, aber es wäre in der That schwierig gewesen, diese Epoche zu schildern, ohne mit der Feder die ernsten Fragen zu berühren, die das Fleisch und das Leben derselben sind.

Nun ist der Versuch gemacht, der Versuch eines Kindes, das mit seinem Nagel den Rost von einer antiken Statue abkratzen würde, um unter diesem Roste eine zu drei Vierteln verwischte Inschrift zu lesen.

Kehren wir zum äußeren Ansehen zurück. Wollten wir uns länger mit der Wirklichkeit beschäftigen, so würden wir zu viel für den Romandichter, zu wenig für den Geschichtschreiber sagen.

XVII.

Der Bottich.

Das Gemälde, das wir im vorhergehenden Kapitel sowohl von der Zeit, in der man lebte, als von den Menschen, mit denen man sich in diesem Augenblicke beschäftigte, zu entwerfen gesucht haben, kann in den Augen unserer Leser den unerklärlichen Eifer der Pariser für das Schauspiel der von Herrn Mesmer öffentlich bewerkstelligten Kuren rechtfertigen.

König Ludwig XVI., der, wenn er auch nicht sehr begierig in Betreff der Neuigkeiten war, die in seiner guten Stadt Paris Aufsehen erregten, dieselben doch wenigstens zu würdigen wußte, hatte der Königin, unter der Bedingung, daß sich der erhabene Besuch von einer Prinzessin begleiten lasse, die Erlaubniß gegeben, einmal ebenfalls das zu sehen, was die ganze Welt gesehen.

Es begab sich dieß zwei Tage nach dem Besuch, den der Herr Cardinal von Rohan Frau von La Motte gemacht hatte.

Digitized by Google

Das Wetter war milder geworden und ein kräftiges Aufthauen eingetreten. Eine Armee von Gassenkehrern, glücklich und stolz, mit dem Winter ein Ende zu machen, fegte mit dem Feuereifer der Soldaten, die einen Laufgraben eröffnen, in die Gossen den letzten, ganz beschmutzten und in schwarzen Bächen hinschmelzenden Schnee.

Blau und durchsichtig beleuchtete sich der Himmel mit den ersten Sternen, als Frau von La Mothe in eleganter Kleidung, allen Anschein des Reichthums bietend, in einem Fiacre, den Frau Clotilde so neu als möglich gewählt hatte, auf der Place Vendome erschien, wo sie an einem Hause von großartigem Aussehen, dessen hohe Fenster an der ganzen Façade glänzend erleuchtet waren, anhielt.

Dieses Haus war das von Doctor Mesmer.

Außer dem Fiacre von Frau von La Mothe hielten viele Equipagen oder Chaisen vor diesem Hause, und außer diesen Equipagen oder Chaisen gingen zwei bis drei hundert Neugierige im Koth umher und warteten auf das Herauskommen der geheilten Kranken oder auf den Eintritt der zu heilenden Kranken.

Diese — beinahe insgesammt reich und mit Titeln versehen — kamen in ihren mit Wappen geschmückten Wagen an, ließen sich von ihren Lackeien herausheben und tragen und die in Pelze gewickelten oder in Atlasmäntel gehüllten Ballen neuerer Art waren kein geringer Trost für die ausgehungerten, halbnackten Unglücklichen, die vor der Thüre auf den schlagenden Beweis lauerten, daß Gott die Menschen krank mache, ohne ihren Stammbaum um Rath zu fragen.

War einer von diesen Kranken mit bleicher Gesichtsfarbe und matten Gliedern unter dem großen Thor verschwunden, so entstand ein Gemurmel unter den Anwesenden, und es kam selten vor, daß diese neugierige und verständige Menge, die vor der Thüre der Ballsäle und unter den Säulenlauben der Theater, die ganze vergnügungssüchtige Aristokratie sich drängen

Digitized by Google

sah, was ihr Vergnügen war, nicht diesen an einem Arm oder an einem Bein gelähmten Herzog, oder jenen Marschall erkannte, dem die Füße den Dienst versagten, weniger wegen der Strapatzen bei militärischen Märschen, als wegen Erstarrung in Folge von Halten bei den Damen der Oper oder der italienischen Komödie.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Menge mit ihren Forschungen nicht bei den Männern stehen blieb.

Auch die Frau, die man in den Armen ihrer Heiducken, den Kopf hängend, das Auge glanzlos, wie die römischen Damen, die ihre Thessalier nach dem Mahle trugen, hatte vorüberkommen sehen, auch diese Dame, welche Nervenleiden unterworfen, oder durch Ausschweifungen und Nachtwachen geschwächt war und von den Modekomödianten oder von den kräftigen Engeln, von denen Madame Dugazon so wunderbare Erzählungen zu machen wußte, nicht hatte geheilt oder wieder erweckt werden können, verlangte vom Bottich von Mesmer, was sie vergebens anderswo gesucht hatte.

Und man glaube nicht, daß wir hier zu unserem Vergnügen die Sittenverderbniß übertreiben. Man muß zugestehen, daß in jener Zeit ein Wettstreit zwischen den Damen des Hofes und den Demoiselen des Theaters stattfand. Die letztern nahmen den Frauen der vornehmen Welt ihre Liebhaber und ihre Männer, jene stahlen den Theaterfräulein ihre Kameraden und ihre selbstgemachten Vetter.

Einige von diesen Damen waren eben so bekannt, als die Männer, und ihre Namen kreisten in der Menge auf eine nicht minder geräuschvolle Art, aber viele, und ohne Zweifel waren dieß nicht diejenigen, deren Namen das geringste ärgerliche Aufsehen erregt hätte, viele entgingen an dem genannten Abend wenigstens dem Lärmen und der Oeffentlichkeit, da sie, das Gesicht mit einer Atlasmaske bedeckt, zu Mesmer kamen.

An demselben Tage, der die Mitte des Faschings bezeichnete, fand nämlich ein Maskenball in der Oper

Digitized by Google

statt, und diese Damen gedachten die Place-Vendome nur zu verlassen, um sich unmittelbar nach dem Palais-Royale zu begeben.

Mitten durch die Menge, die sich in Klagen, in Gespötte, in Bewunderung und besonders in Gemurre ausließ, schritt die Frau Gräfin von La Mothe, eine Larve vor dem Gesicht, aufrecht und fest, und ohne andere Spuren von ihrem Durchzug zurückzulassen, als die auf dem Wege oft wiederholten Worte:

„Ah! diese muß nicht sehr krank sein."

Man täusche sich hierin nicht, diese Worte schlossen keineswegs die Commentare aus.

Denn wenn Frau von La Mothe nicht krank war, was machte sie bei Mesmer?

Wäre die Menge, wie wir, mit den Ereignissen vertraut gewesen, die wir erzählt, so hätte sie gefunden, nichts sei einfacher, als diese Wahrheit.

Frau von La Mothe hatte wirklich viel über ihre Unterredung mit dem Herrn Cardinal von Rohan und besonders über die ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit nachgedacht, mit der vom Cardinal die bei ihr vergessene oder vielmehr verlorene Büchse mit dem Portrait beehrt worden war.

Und da in dem Namen der Eigenthümerin dieser Büchse die ganze Enthüllung der plötzlichen Liebfreundlichkeit des Cardinals lag, so hatte Frau von La Mothe zwei Mittel ausgesonnen, um diesen Namen zu erfahren.

Zuerst nahm sie ihre Zuflucht zum einfacheren.

Sie ging nach Fontainebleau, um sich beim Wohlthätigkeitsbüreau der deutschen Damen zu erkundigen.

Hier erhielt sie, wie man sich leicht denken kann, keine Auskunft.

Es waren der deutschen Damen, die in Versailles wohnten, sehr viele, in Folge der offenen Sympathie, welche die Königin für ihre Landsmänninnen hegte: man zählte hundertundfünfzig bis zweihundert.

Digitized by Google

Alle waren sehr wohlthätig, doch es hatte keine den Gedanken gehabt, ein Schild an das Wohlthätigkeitsbüreau zu hängen.

Vergebens erkundigte sich daher Jeanne nach den zwei Damen, die sie besucht hatten; vergebens sagte sie, eine von den zwei Damen heiße Andrée. Man kannte in Versailles keine deutsche Dame dieses Namens, der überdieß sehr wenig deutsch war.

Die Nachforschungen führten also auf dieser Seite kein Resultat herbei.

Herrn von Rohan unmittelbar nach dem Namen fragen, den er muthmaßte, hieß vor Allem ihn sehen lassen, man habe Gedanken über ihn, es hieß ferner, sich das Vergnügen und das Verdienst einer aller Welt zum Trotz und außer allen Möglichkeiten gemachten Entdeckung.

Da aber Geheimniß in dem Schritte dieser Damen bei Jeanne, Geheimniß in dem Erstaunen und den Verschweigungen von Herrn von Rohan gewesen war, so mußte man mit Geheimniß zu dem Schlüssel von so vielen Räthseln gelangen.

Es lag überdieß eine mächtige Neigung in dem Charakter von Jeanne für diesen Kampf mit dem Unbekannten.

Sie hatte in Paris sagen hören, es habe seit einiger Zeit ein Mann, ein Erleuchteter, das Mittel gefunden, aus dem Körper des Menschen die Krankheiten und Schmerzen auszutreiben, wie einst Christus die Teufel aus dem Leib der Besessenen ausgetrieben.

Sie wußte, daß dieser Mann nicht nur die körperlichen Uebel heilte, sondern daß er auch der Seele das schmerzliche Geheimniß entriß, das sie unterwühlte. Man hatte unter seiner allmächtigen Beschwörung den hartnäckigen Willen seiner Clienten sich erweichen und in eine sklavische Gelehrigkeit verwandeln sehen.

In dem Schlaf, der auf die Schmerzen folgte, nachdem der gelehrte Arzt die aufgeregteste Organi-

Digitized by Google

sation, dadurch, daß er sie in die völligste Vergessenheit versenkt, beschwichtigt hatte, stellte sich so die über die Ruhe, welche sie dem Zauberer zu verdanken hatte, entzückte Seele ganz und gar zur Verfügung dieses neuen Gebieters; er leitete fortan alle ihre Operationen; er lenkte alle Fäden derselben; auch erschien ihm jeder Gedanke dieser dankbaren Seele übertragen durch eine Sprache, die gegen die menschliche Sprache den Vorzug oder den Nachtheil hatte, daß sie nie log.

Mehr noch, aus dem Leib, der ihr als Gefängniß diente, auf den ersten Befehl desjenigen, der sie für den Augenblick beherrschte, hervortretend lief diese Seele in der Welt umher, vermengte sich mit den andern Seelen, sondirte sie ohne Unterlaß, durchforschte sie unbarmherzig und ging so gut zu Werke, daß sie, wie der Jagdhund, der das Wild aus dem Gebüsch heraustreibt, indem es sich verbirgt, da es sich hier in Sicherheit glaubt, am Ende dieses Geheimniß aus dem Herzen herauskommen machte, wo es begraben war, dasselbe verfolgte, einholte und schließlich zu den Füßen des Gebieters niederlegte — ein getreues Bild des Falken oder des wohldressirten Sperbers, der unter den Wolken für Rechnung des Falkners, seines Herrn, den Reiher, das Rebhuhn oder die seiner Servilität bezeichnete Lerche sucht.

Hievon die Enthüllung einer Menge wunderbarer Geheimnisse.

So fand Frau von Duras ein bei der Amme gestohlenes Kind wieder, Frau von Chantoné einen faustgroßen englischen Hund, für den sie alle Kinder der Erde gegeben hätte, und Herr von Vaudreuil eine Haarlocke, für die er sein halbes Vermögen gegeben haben würde.

Diese Geständnisse waren von Sehern oder Seherinnen in Folge von magnetischen Operationen des Doctor Mesmer gemacht worden.

Man konnte auch in dem Hause des berühmten Doctors die Geheimnisse wählen, welche am meisten

Digitized by Google

geeignet waren, diese übernatürliche Divinationsgabe zu üben, und Frau von La Mothe zählte wohl darauf, sie würde, wenn sie einer Sitzung beiwohnte, den Phönix ihrer seltsamen Nachforschungen treffen und durch seine Vermittelung die Eigenthümerin der Büchse entdecken, die in diesem Augenblick den Gegenstand der glänzendsten Beschäftigung ihres Innern bildete.

Darum begab sie sich in so großer Hast in den Saal, wo sich die Kranken versammelten.

Dieser Saal — wir bitten unsre Leser um Verzeihung — heischt eine ganz besondere Beschreibung.

Wir nehmen sie ohne Umschweife in Angriff.

Die Wohnung theilte sich in zwei Hauptsäle.

Hatte man die Vorzimmer durchschritten und die nothwendigen Pässe dem Huissier vom Dienst vorgezeigt, so wurde man in einen großen Salon eingelassen, dessen Fenster, hermetisch verschlossen, das Licht und die Luft bei Tage, das Geräusch und die Luft bei der Nacht auffingen und zurückhielten.

Mitten im Salon, unter einem Kronleuchter, dessen Kerzen nur eine gedämpfte und beinahe sterbende Helle gaben, bemerkte man eine große, mittelst eines Deckels geschlossene Kufe.

Diese Kufe hatte nichts Zierliches in ihrer Form; sie war nicht geschmückt, keine Draperie verbarg die Nacktheit ihrer metallenen Seiten.

Diese Kufe war es, was man den Bottich von Mesmer nannte.

Welche Eigenschaft enthielt dieser Bottich? nichts ist leichter zu erklären.

Er war beinahe ganz angefüllt mit Wasser, das mit schwefeligen Bestandtheilen geschwängert, und dieses Wasser concentrirte seine Miasmen unter dem Deckel, um damit wiederum methodisch auf dem Grunde des Bottichs in umgekehrten Stellungen aufgereihte Flaschen zu sättigen.

So fand eine Kreuzung mysteriöser Strömungen

Digitized by Google

statt, deren Einfluß die Kranken ihre Heilung verdankten.

An den Deckel war ein eiserner Ring angelöthet, der eine lange Schnur hielt, deren Bestimmung wir kennen lernen, wenn wir einen Blick auf die Kranken werfen.

Diese, die wir so eben in das Hôtel eintreten sahen, saßen bleich und schmachtend in Lehnstühlen, die um die Kufe her aufgestellt waren.

Männer und Frauen erwarteten, mit einander vermischt, gleichgültig, ernst oder unruhig, das Resultat des Versuches.

Ein Bedienter nahm das Ende der langen am Deckel des Bottichs befestigten Schnur und rollte sie ringförmig um die kranken Glieder, dergestalt, daß alle, durch dieselbe Kette Gebundenen gleichzeitig die Wirkungen der im Bottich enthaltenen Elektricität empfingen.

Um sodann auf keine Weise die Thätigkeit der an jede Natur übertragenen thierischen Fluida zu unterbrechen, waren die Kranken, auf die Empfehlung des Arztes dafür besorgt, daß sie sich einander mit dem Ellenbogen, oder den Schultern, oder mit den Füßen berührten, so daß der rettende Bottich gleichzeitig allen Körpern seine mächtige Wärme und Wiedergeburt zusandte.

Sie bot allerdings ein seltsames Schauspiel, diese ärztliche Ceremonie, und man wird nicht darüber staunen, daß sie die Neugierde der Pariser in einem so hohen Grade erregte.

Zwanzig bis dreißig Kranke um diese Kufe gereiht; ein Bedienter, stumm wie die Umhersitzenden und sie mit einer Schnur umschlingend, wie einst Laokoon und seine Söhne von ihren Schlangen umwunden waren; dann dieser Mensch selbst, der sich in aller Stille wegschlich, nachdem er den Kranken die eisernen Stangen bezeichnet hatte, welche, in gewisse Löcher der Kufe eingefügt, der heilsamen Thätigkeit des Mesmer'schen

Digitized by Google

Fluidums als mehr unmittelbar örtliche Leiter dienen sollten.

Und vor Allem begann, sobald die Sitzung eröffnet war, eine gewisse sanfte und eindringliche Wärme im Saale zu kreisen; sie erweichte die ein wenig gespannten Fibern der Kranken; sie stieg stufenweise vom Boden zur Decke auf, und schwängerte sich mit zarten Wohlgerüchen, unter deren Dunst sich die widerspenstigen Gehirne beschwert neigten.

Dann sah man die Kranken dem ganz wollüstigen Eindruck dieser Atmosphäre sich hingeben, als plötzlich eine sanfte, vibrirende Musik, ausgeführt von unsichtbaren Instrumenten und unsichtbaren Musikern, sich wie eine milde Flamme inmitten dieser Wohlgerüche und dieser Wärme verlor.

Rein wie der Krystall, an dessen Rand sie ihren Ursprung nahm, traf diese Musik die Nerven mit einer unwiderstehlichen Macht. Man hätte glauben sollen, es wäre eines von jenen unbekannten und geheimnißvollen Geräuschen, welche selbst die Thiere in Erstaunen setzen und entzücken, eine Klage des Windes in den sonoren Schneckengewinden der Felsen.

Bald verbanden sich mit den Tönen der Harmonie wohlklingende Stimmen, gruppirt wie eine Masse von Blumen, deren Noten, verstreut wie Blätter, auf den Kopf der Anwesenden fielen.

Auf allen den Gesichtern, die das Erstaunen Anfangs belebt hatte, trat allmälig die materielle Befriedigung, der an allen ihren empfindlichen Stellen geschmeichelt wurde, hervor. Die Seele gab nach; sie verließ den Zufluchtsort, wo sie sich verbirgt, wenn sie die Leiden des Körpers belagern, und frei und freudig sich in der ganzen Organisation verbreitend, bezähmte sie die Materie und verwandelte sich.

Dieß war der Augenblick, wo jeder von den Kranken in seine Finger eine an den Deckel der Kufe angefügte eiserne Stange genommen hatte, und diese Stange auf

Digitized by Google

seine Brust, auf sein Herz, oder auf seinen Kopf, den specielleren Sitz der Krankheit, richtete.

Man stelle sich nun die Glückseligkeit vor, die auf allen Gesichtern an die Stelle des Leidens und der Bangigkeit trat, man denke sich die selbstsüchtige Schlaftrunkenheit dieser absorbirenden Befriedigungen, das von Seufzern unterbrochene Stillschweigen, das auf der ganzen Versammlung lastet, und man wird die möglichst genaue Idee von der Scene haben, die wir zwei Drittelsjahrhunderte vor dem Tage, wo sie stattfand, skizzirt haben.

Nun einige besondere Worte über die theilnehmenden Personen.

Vor Allem zerfielen diese Personen in zwei Classen.

Die einen Kranken, die sich wenig um das bekümmerten, was man den menschlichen Respect nennt, — eine von den Leuten von mittelmäßiger Lebensstellung tief verehrte Grenze, aber stets übersprungen von den sehr Großen oder sehr Kleinen, die Einen, sagen wir, wahre Theilnehmer, waren nur in diesen Salon gekommen, um geheilt zu werden, und sie suchten mit ganzem Herzen zu diesem Ziel zu gelangen.

Die Anderen, Skeptiker oder einfache Neugierige, an keiner Krankheit leidend, waren in das Haus von Mesmer gedrungen, wie man in ein Theater eintritt, hatten sie sich nun Rechenschaft von der Wirkung geben wollen, der man in der Umgebung des Zauberbottichs theilhaftig wurde, oder war es ihre Absicht nur, als Zuschauer einfach dieses neue physische System zu studiren und beschäftigten sie sich nur damit, daß sie die Kranken und sogar diejenigen anschauten, welche an der Kur theilnahmen, während sie sich wohl befanden.

Unter den Ersten leidenschaftlichen Adepten von Mesmer, an seine Lehre vielleicht durch die Dankbarkeit gebunden, bemerkte man eine junge Frau von schönem Wuchse, von schönem Gesicht, vielleicht etwas ausschweifend gekleidet, die der Thätigkeit des Fluidums unterworfen und sich selbst mittelst der Stange die

Digitized by Google

ſtärkſten Doſen auf den Kopf und den Oberleib zulenkend, ihre ſchönen Augen zu verdrehen anfing, als ob Alles in ihr ſchmachtete, während ihre Hände unter dieſem erſten Nervenkitzel bebten, den die Bemächtigung des magnetiſchen Fluidums anzeigt.

Warf ſich ihr Kopf auf die Lehne des Stuhles zurück, ſo konnten die Anweſenden nach Belieben dieſe bleiche Stirne, dieſe krampfhaften Lippen und dieſen ſchönen, allmälig durch den raſcheren Strom und Rückſtrom des Blutes gemarmorten Hals anſchauen.

Unter den Anweſenden, von denen Viele ihre Augen mit Erſtaunen auf dieſe junge Frau hefteten, theilten ſich dann ein paar Köpfe, die ſich gegeneinander neigten, eine ohne Zweifel ſeltſame Idee mit, welche die gegenſeitige Aufmerkſamkeit dieſer Neugierigen verdoppelte.

Unter der Zahl dieſer Neugierigen war Frau von Mothe; nicht befürchtend, ſie dürfte erkannt werden, oder vielleicht auch ſich nicht darum bekümmernd, daß man ſie erkenne, hielt ſie die Atlasmaske, die ſie auf ihr Geſicht geſetzt hatte, um die Menge zu durchſchreiten, in der Hand.

Durch die Art, wie ſie ſich geſtellt hatte, entging ſie übrigens beinahe allen Blicken.

Sie ſtand bei der Thüre an einen Pfeiler angelehnt, war durch eine Draperie verſchleiert, und ſah von hier aus Alles, ohne geſehen zu werden.

Doch unter Allem, was ſie ſah, war das, was ihr am meiſten der Aufmerkſamkeit würdig zu ſein ſchien, ohne Zweifel das Antlitz der durch das Mesmer'ſche Fluidum elektriſirten jungen Frau.

Dieſes Geſicht war ihr in der That ſo ſehr auffallen, daß ſie ſeit mehreren Minuten, gefeſſelt durch eine unüberwindliche Gierde, zu ſehen und zu erfahren, an ihrem Platze blieb.

„Oh!“ murmelte ſie, ohne mit den Augen von der ſchönen Kranken zu laſſen, „das iſt — es läßt ſich nicht bezweifeln — die Dame vom guten Werke, die

Digitized by Google

mich eines Abends besucht hat, die seltsame Ursache von aller Theilnahme, die mir Herr von Rohan bezeigt."

Und fest überzeugt, sie täusche sich nicht, begierig den Zufall zu benützen, der für sie that, was ihre Nachforschungen nicht hatten thun können, trat sie näher hinzu.

Doch in diesem Augenblick schloß die junge Convulsionärin ihre Augen, zog ihren Mund krampfhaft zusammen und schlug mit ihren beiden Händen schwach die Luft.

Mit ihren beiden Händen, die, es muß hier bemerkt werden, nicht jene feinen, zarten, wachsartig weißen Hände waren, welche Frau von La Mothe in ihrer Wohnung einige Tage zuvor bewundert hatte.

Die Ansteckung der Krise war elektrisch bei der Mehrzahl der Kranken, das Gehirn hatte sich gesättigt mit Geräuschen und Wohlgerüchen. Die ganze Nervenaufreizung war angestrebt. Durch das Beispiel ihrer jungen Gefährtin fortgerissen, fingen bald Männer und Frauen an, Seufzer, Gemurmel, Schreie von sich zu geben, bewegten Arme, Beine und Köpfe, und überließen sich frei und ohne Widerstand dem Anfall, dem der Meister den Namen Krise gegeben hatte.

In diesem Augenblick erschien ein Mann im Saale, ohne daß ihn Jemand hatte eintreten sehen, ohne daß Jemand sagen konnte, wie er eingetreten.

Kam er wie Phöbus aus der Kufe hervor? War er, Apollo des Wassers, der balsamische und harmonische Dunst des Saales, der sich verdichtete? So viel ist immerhin gewiß, daß er sich plötzlich anwesend fand, und daß sein lila Kleid, sanft und frisch für das Auge, und sein schönes, bleiches, verständiges und heiteres Antlitz den ein wenig göttlichen Charakter dieser Erscheinung nicht Lügen straften.

Er hielt in der Hand einen langen Stab, der auf den gepriesenen Bottich gestützt, oder vielmehr so zu sagen, an diesem befestigt war.

Digitized by Google

Er machte ein Zeichen, die Thüren öffneten sich, zwanzig kräftige Diener liefen herbei, ergriffen behende und geschickt jeden von den Kranken, die auf ihren Stühlen das Gleichgewicht zu verlieren anfingen, und trugen sie in weniger als einer Minute in den anstoßenden Saal.

In dem Augenblick, wo diese Operation vorging, welche besonders durch den Paroxismus wüthender Glückseligkeit, dem sich die junge Convulsionärin hingab, anziehend geworden war, hörte Frau von La Mothe die mit den Neugierigen bis zu diesem neuen, für die Kranken bestimmten Saal vorgerückt war, einen Mann schreien:

„Oh! sie ist es, sie ist es!"

Frau von La Mothe wollte eben diesen Mann fragen:

„Wer, sie?"

Da erschienen plötzlich im ersten Saal auf einander gelehnt, zwei Frauen, denen in einiger Entfernung ein Mann folgte, der ganz das Aussehen eines vertrauten Dieners hatte, obgleich er das Kleid eines Bürgers trug.

Die Haltung dieser zwei Frauen, der einen besonders, fiel der Gräfin dergestalt auf, daß sie einen Schritt gegen dieselbe machte.

Ein gewaltiger Schrei, der aus dem zweiten Saal und von den Lippen der Convulsionärin kam, zog in diesem Augenblick Jedermann nach der Verzückten hin.

Alsbald rief der Mann, der schon gesagt hatte: „Sie ist es!" und der sich in der Nähe von Frau von La Mothe befand, mit dumpfem, geheimnißvollem Ton:

„Aber, meine Herren, schauen Sie doch, es ist die Königin!"

Bei diesem Worte bebte Jeanne.

„Die Königin!" riefen gleichzeitig mehrere erschrockene und erstaunte Stimmen.

„Die Königin bei Mesmer!"

Digitized by Google

„Die Königin in einer Krise!“ wiederholten andere Stimmen.

„Oh! das ist unmöglich!“ sagte der Eine.

„Schauen Sie,“ erwiederte ruhig der Unbekannte, „kennen Sie die Königin, ja oder nein?“

„In der That,“ murmelten die meisten Anwesenden, „die Aehnlichkeit ist unglaublich.“

Frau von La Mothe hatte eine Maske, wie alle Frauen, die, wenn sie von Mesmer weggingen, sich auf den Ball im Opernhause begeben wollten.

Sie konnte also, ohne Gefahr zu laufen, sich erkundigen.

„Mein Herr,“ fragte sie den Mann der Ausrufungen, der einen umfangreichen Körper, ein volles, gefärbtes Gesicht und funkelnde, scharf beobachtende Augen hatte, „sagen Sie nicht, die Königin sei hier?“

„Oh! Madame, es ist nicht zu bezweifeln,“ erwiederte der Unbekannte.

„Und wo dieß?“

„Jene junge Frau, die Sie dort auf veilchenblauen Kissen, in einer so heftigen Krise erblicken, daß sie ihre Entzückungen nicht mäßigen kann, ist die Königin.“

„Aber, mein Herr, worauf gründen Sie die Idee, diese Frau sei die Königin?“

„Ganz einfach darauf, Madame, daß diese Frau die Königin ist,“ erwiederte unstörbar der Anschuldigende.

Und er verließ Jeanne, um die Kunde in den Gruppen zu begründen und zu verbreiten.

Jeanne wandte sich von dem fast empörenden Schauspiel ab, das die Epileptische bot. Doch kaum hatte sie ein paar Schritte nach der Thüre gemacht, als sie sich von Angesicht zu Angesicht den zwei Damen gegenüber fand, die, bis sie zu den Convulsionären übergehen sollten, nicht ohne ein lebhaftes Interesse, den Bottich, die Stangen und den Deckel anschauten.

Kaum hatte Jeanne das Gesicht der älteren von

Digitized by Google

den zwei Damen gesehen, als sie ebenfalls einen Schrei ausstieß.

„Was gibt es?“ fragte diese.

Jeanne riß rasch die Maske ab und fragte:

„Erkennen Sie mich?“

Die Dame machte eine Bewegung, bewältigte sie aber beinahe in demselben Augenblick wieder.

„Nein,“ antwortete sie mit einer gewissen Befangenheit.

„Wohl, ich erkenne Sie, und will Ihnen einen Beweis hievon geben.“

Bei dieser Anrufung preßten sich die Damen ängstlich an einander an.

Jeanne zog aus ihrer Tasche die Büchse und sagte:

„Sie haben das bei mir liegen lassen.“

„Aber wenn dem so wäre,“ fragte die Aeltere, „warum sind Sie so bewegt?“

„Ich bin erschrocken über die Gefahr, die Eure Majestät hier läuft.“

„Erklären Sie sich.“

„Oh! nicht eher, als bis Sie diese Maske vorgenommen haben.“

Und sie reichte ihre Maske der Königin, doch diese zögerte, da sie sich unter ihrer Haube hinlänglich verborgen glaubte.

„Ich bitte, es ist kein Augenblick zu verlieren,“ fuhr Jeanne fort.

„Thun Sie es, thun Sie es, Madame,“ sagte leise die zweite Frau zur Königin.

Die Königin setzte maschinenmäßig die Larve auf ihr Gesicht.

„Und nun kommen Sie,“ sprach Jeanne.

Und sie zog die zwei Frauen so rasch fort, daß sie erst bei der Hausthüre, wo sie sich in einigen Sekunden befanden, anhielten.

„Aber was ist es denn?“ fragte die Königin athmend.

„Eure Majestät ist von Niemand gesehen worden?“

Digitized by Google

„Ich glaube nicht.“

„Desto besser.“

„Werden Sie uns wohl erklären . . .“

„Für den Augenblick glaube Eure Majestät ihrer getreuen Dienerin, wenn diese ihr sagt, sie laufe die größte Gefahr.“

„Was für eine Gefahr ist es denn?“

„Ich werde die Ehre haben, Ihrer Majestät Alles zu sagen, geruht sie, mir eines Tags eine Stunde Audienz zu bewilligen. Doch die Sache ist lang; Ihre Majestät kann erkannt, bemerkt werden.“

Und als sie wahrnahm, daß die Königin einige Ungeduld kundgab, sagte sie zu der Prinzessin von Lamballe:

„Oh! Madame, ich flehe Sie an, verbinden Sie sich mit mir, um Ihre Majestät zu bewegen, daß sie sich entfernt und zwar auf der Stelle entfernt.“

Die Prinzessin machte eine flehende Geberde.

„Gehen wir, da Sie es wollen,“ sprach die Königin.

Dann wandte sie sich gegen Frau von La Mothe um und sagte:

„Sie haben mich um eine Audienz gebeten.“

„Ich strebe nach der Ehre, Eurer Majestät eine Erklärung über mein Benehmen zu geben.“

„Wohl, bringen Sie mir diese Büchse zurück, und fragen Sie nach dem Concierge Laurent, er wird unterrichtet sein.“

Hierauf rief sie deutsch nach der Straße hinaus:

„Kommen Sie hierher, Weber!“

Rasch näherte sich ein Wagen, die zwei Prinzessinnen sprangen hinein.

Frau von La Mothe blieb bei der Thüre, bis sie die Carrosse aus dem Gesicht verloren hatte.

„Oh!“ sagte sie ganz leise, „es war gut, daß ich gethan, was ich gethan, auch für die Folge . . . überlegen wir.“

Digitized by Google

XVIII.

Mademoiselle Oliva.

Der Mann, der die angebliche Königin den Blicken der Anwesenden bezeichnet hatte, schlug während dieser Zeit einem von den Zuschauern, einem Menschen mit gierigem Auge und abgetragenem Kleid, auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Für Sie, der Sie ein Journalist sind, ist dieß ein schöner Stoff zu einem Artikel."

„Wie so?" erwiederte der Zeitungsschreiber.

„Wollen Sie den Hauptinhalt davon?"

„Gern."

„Hören Sie: „„Ueber die Gefahr als Unterthan eines Landes geboren zu sein, dessen König von der Königin beherrscht wird, welche Königin die Krisen liebt."""

Der Zeitungsschreiber lachte.

„Und die Bastille?" entgegnete er.

„Bah! bah! hat man nicht die Anagramme, mit deren Hülfe man alle königliche Censoren vermeidet. Ich frage Sie, ob Ihnen je ein Censor verbieten wird, die Geschichte des Prinzen Silou und der Prinzessin Etteniotna, Beherrscherin von Narfec, zu erzählen. Nun, was sagen Sie?"

„Oh! ja," rief der Zeitungsschreiber entflammt, „die Idee ist bewundernswürdig."

„Und ich bitte Sie, zu glauben, daß einem Kapitel, betitelt: „Die Krisen der Prinzessin Etteniotna bei dem Fakir Remsem," eine sehr günstige Aufnahme in den Salons zu Theil würde."

„Ich glaube es wie Sie."

„Gehen Sie und schreiben Sie uns das mit ihrer besten Tinte."

Der Journalist drückte dem Unbekannten die Hand.

Digitized by Google

„Soll ich Ihnen einige Nummern schicken?“ fragte er; „ich thue es mit großem Vergnügen, wenn Sie mir gefälligst Ihren Namen sagen wollen.“

„Gewiß, ja! Dieser Gedanke entzückt mich, und von Ihnen ausgeführt, wird er hundert Procent gewinnen. Wie viel Exemplare lassen Sie gewöhnlich von Ihren Pamphlets abziehen?“

„Zweitausend.“

„Erweisen Sie mir einen Gefallen.“

„Gern.“

„Nehmen Sie diese fünfzig Louisd'or und lassen Sie sechstausend drucken.“

„Wie, mein Herr! oh! Sie sind allzu gütig. Darf ich wenigstens den Namen eines so großmüthigen Beschützers der Wissenschaften kennen.“

„Sie sollen ihn erfahren, wenn ich bei Ihnen tausend Exemplare zu zwei Livres das Stück holen lasse — in acht Tagen, nicht wahr?“

„Ich werde Tag und Nacht daran arbeiten, mein Herr.“

„Und es sei belustigend.“

„Daß ganz Paris bis zu Thränen darüber lacht... eine Person ausgenommen.“

„Nicht wahr, die Blut weinen wird?“

„Oh! mein Herr, wie viel Geist haben Sie!“

„Sie sind sehr gut. Ah! datiren Sie den Artikel von London.“

„Wie immer.“

„Mein Herr, ich bin Ihr Diener.“

Hienach entließ der dicke Unbekannte den Zeitungsschreiber, der mit seinen fünfzig Louisd'or in der Tasche leicht wie ein Vogel an schlimmen Vorzeichen entfloh.

Der Unbekannte, der allein, oder vielmehr ohne Gefährten geblieben war, schaute noch einmal im Saale der Krisen nach der jungen Frau; an die Stelle der Epoche war bei dieser eine völlige Entkräftung getreten, und eine Kammerfrau, bestimmt für die Damen

in der Arbeit der Krise, schlug keuscher Weise die etwas indiscreten Röcke nieder.

Er bemerkte in dieser zarten Schönheit jene feinen, wollüstigen Züge, die edle Grazie jenes sich hingebenden Schlummers, kehrte dann um und sagte zu sich selbst:

„Die Aehnlichkeit ist offenbar zum Erschrecken; Gott, der sie geschaffen, hatte seine Absichten; er hat zum Voraus jene dort, der diese hier gleicht, verurtheilt."

In dem Augenblick, wo er diesen drohenden Gedanken vollendete, erhob sich die junge Frau von ihren Kissen und war, indem sie sich der Hülfe des Armes von einem schon aus der Extase erwachten Nachbar bediente, bemüht, ein wenig Ordnung in ihre, die Gesetze des Wohlanstands stark verletzende Toilette zu bringen.

Sie erröthete ein wenig, als sie sah, welche Aufmerksamkeit ihr die Anwesenden schenkten, und antwortete mit einer coquetten Höflichkeit auf die ernsten und zugleich artigen Fragen von Mesmer; dann streckte sie ihre runden Arme und ihre hübschen Beine aus, wie eine Katze, die aus dem Schlaf erwacht, durchschritt die drei Salons und erntete dabei, ohne einen einzigen zu verlieren, die theils spöttischen, theils begehrlichen, theils scheuen Blicke ein, die ihr die Anwesenden zusandten.

Was sie aber dergestalt in Erstaunen setzte, daß sie darüber lächeln mußte, war der Umstand, daß ihr, als sie an einer in einer Ecke des Salons flüsternden Gruppe vorüberging, statt meuterischer Blicke oder galanter Redensarten eine Ladung ehrfurchtsvoller Verbeugungen zu Theil wurde, die kein französischer Hofmann steifer und ernster hätte finden können, um die Königin zu begrüßen.

Diese erstaunte, ehrerbietige Gruppe war in der That von dem unermüdlichen Unbekannten zusammengebracht worden, der, hinter der Gruppe verborgen, zu ihr sagte:

Digitized by Google

„Gleichviel, gleichviel, meine Herren, es ist nichtsdestoweniger die Königin von Frankreich, verbeugen wir uns, verbeugen wir uns tief.“

Die kleine Person, der Gegenstand von so viel Respekt, ging mit einer gewissen Bangigkeit durch die letzte Hausflur und kam in den Hof.

Hier suchten ihre matten Augen einen Fiacre oder eine Sänfte; sie fand keines von beiden; doch ungefähr nach einer Minute der Unentschlossenheit, als sie schon ihren niedlichen Fuß auf das Pflaster setzte, näherte sich ihr ein großer Lackei und sagte:

„Der Wagen von Madame.“

„Ich habe keinen Wagen,“ entgegnete die junge Frau.

„Madame ist in einem Fiacre gekommen?“

„Ja.“

„Von der Rue Dauphine?“

„Ja.“

„Ich werde Madame nach Hause führen.“

„Gut, führen Sie mich,“ sprach die kleine Person mit einer sehr ungezwungenen, entschlossenen Miene, ohne daß sie nur eine Minute die Unruhe behalten hatte, welche durch das Unvorhergesehene dieses Antrags bei jeder andern Frau verursacht worden wäre.

Der Lackei machte ein Zeichen, auf das sogleich eine Carrosse von gutem Aussehen antwortete, von der die Dame aufgenommen wurde.

Der Lackei hob den Fußtritt auf und rief dem Kutscher zu:

„Rue Dauphine.“

Die Pferde entfernten sich rasch: als sie den Pont-Neuf erreicht hatte, bedauerte die kleine Dame, die viel Geschmack an dieser Art der Fortbewegung fand, ungemein, daß sie nicht im Jardin des Plantes wohnte.

Der Wagen hielt an. Der Fußtritt sank nieder; schon streckte der wohlunterrichtete Lackei die Hand aus, um von der Dame den Hauptschlüssel zu empfangen, mittelst dessen die Bewohner von dreißigtausend Häusern

in Paris, die keine Hotels waren und weder Hausmeister noch Schweizer hatten, heimkehrten.

Der Lacket öffnete also die Thüre, um die Finger der kleinen Dame zu schonen; dann in dem Augenblick, wo diese in den finstern Gang eindrang, grüßte er sie und schloß die Thüre wieder.

Die Carrosse rollte weiter und verschwand.

„Das ist wahrhaftig ein angenehmes Abenteuer," rief die junge Frau. „Es ist sehr galant von Herrn Mesmer. Oh! wie müde bin ich! Er wird dieß vorhergesehen haben. Er ist ein sehr großer Arzt!"

So sprechend, gelangte sie zum zweiten Stockwerk des Hauses, auf einen Ruheplatz, der von zwei Thüren beherrscht war.

Sobald sie geklopft hatte, öffnete ihr eine Alte.

„Oh! guten Abend, Mutter; ist das Nachtessen bereit?"

„Ja, es wird sogar kalt."

„Ist er da?"

„Nein, noch nicht; doch der Herr ist da."

„Welcher Herr?"

„Der, welchen Sie heute Abend nothwendig sprechen müssen."

„Ich?"

„Ja, Sie."

Diese Unterredung fand in einem kleinen, mit Glasscheiben versehenen Vorzimmer statt, das den Ruheplatz von einer großen, nach der Straße gehenden Stube trennte.

Durch das Fensterwerk sah man deutlich die Lampe, die diese Stube erhellte, deren Anblick, wenn nicht befriedigend, doch wenigstens erträglich war.

Alte Vorhänge von einer gelben Seide, welche die Zeit stellenweise geadert und abgebleicht hatte, einige Stühle von grünlichem Utrechter Sammet, ein großer Schrank mit zwölf Schubladen und mit eingelegter Arbeit, ein alter gelber Sopha, das waren die Herrlichkeiten des Gemaches.

Digitized by Google

Sie erkannte diesen Mann nicht, aber unsere Leser werden ihn wohl erkennen: es war derjenige, welcher die Neugierigen in Beziehung auf die angebliche Königin aufgewiegelt und die fünfzig Louisd'or für das Pamphlet gegeben hatte.

Die junge Frau öffnete ungestüm die Glasthüre, und kam bis zum Sopha, auf dem sie ruhig einen mehr fetten als magern Mann von gutem Aussehen sitzen sah, der mit einer sehr schönen weißen Hand mit einem äußerst reichen Spitzenjabot spielte.

Die junge Frau hatte nicht Zeit, das Gespräch zu beginnen.

Dieser seltsame Mensch machte eine Art von Gruß, halb Bewegung, halb Verbeugung, heftete einen glänzenden Blick voll Wohlwollen auf seine Wirthin und sprach:

„Ich weiß, um was Sie mich ersuchen wollen, doch ich werde Ihnen besser antworten, wenn ich Sie selbst befrage. Sie sind Mademoiselle Oliva?"

„Ja, mein Herr."

„Eine reizende, äußerst nervöse und für das System von Mesmer eingenommene Frau?"

„Ich komme gerade von ihm."

„Sehr gut! das erklärt Ihnen nicht, wie mir Ihre schönen Augen sagen, warum Sie mich auf Ihrem Sopha finden, und das ist es doch, was Sie besonders zu wissen wünschen."

„Sie haben richtig errathen, mein Herr."

„Wollen Sie mir den Gefallen erweisen, sich zu setzen; wenn Sie stehen blieben, wäre ich genöthigt, mich auch zu erheben; dann würden wir nicht bequem plaudern."

„Sie können sich schmeicheln, sehr außerordentliche Manieren zu haben," erwiederte die junge Frau, die wir fortan Mademoiselle Oliva nennen werden, da sie auf diesen Namen zu antworten sich herbeiließ.

„Mademoiselle, ich habe Sie vorhin bei Mesmer gesehen und so gefunden, wie ich Sie wünschte."

Digitized by Google

„Mein Herr!“

„Oh! erschrecken Sie nicht; ich sage Ihnen nicht, ich habe Sie reizend gefunden; nein, das würde auf Sie die Wirkung einer Liebeserklärung machen, und das ist nicht meine Absicht. Ich bitte, weichen Sie nicht zurück, Sie nöthigen mich, zu schreien, wie ein Tauber.“

„Was wollen Sie denn?“ versetzte Oliva naiv.

„Ich weiß, daß Sie gewohnt sind, sich schön nennen zu hören,“ fuhr der Unbekannte fort; „ich, der ich dieß übrigens auch denke, habe Ihnen etwas Anderes vorzuschlagen.“

„Mein Herr, Sie sprechen wahrhaftig in einem Ton mit mir . . .“

„Brausen Sie nicht auf, ehe Sie mich gehört haben. . . . Ist Jemand hier verborgen?“

„Niemand ist hier verborgen, aber . . .“

„Wenn Niemand hier verborgen ist, so sprechen wir ohne Scheu. Was würden Sie zu einem kleinen Bündniß zwischen uns sagen?“

„Ein Bündniß . . . Sie sehen wohl . . .“

„Sie verwechseln abermals. Ich sage Ihnen nicht, Bund, sondern Bündniß. Ich spreche nicht von Liebe, sondern von Geschäften.“

„Was für Geschäfte meinen Sie?“ fragte Oliva, deren Neugierde sich durch ein sichtbares Erstaunen verrieth.

„Was thun Sie den ganzen Tag?“

„Aber . . .“

„Seien Sie ohne Furcht; es fällt mir nicht ein, Sie zu tadeln; sagen Sie mir, was Ihnen beliebt.“

„Ich thue Nichts, oder mindestens so wenig, als möglich.“

„Sie sind träge.“

„Oh!“

„Sehr gut.“

„Oh! Sie sagen, sehr gut?“

Digitized by Google

„Allerdings. Was macht es mir, daß Sie träge sind? Gehen Sie gern spazieren?“

„Sehr gern.“

„Lieben Sie die Schauspiele, die Bälle?“

„Stets.“

„Das Wohlleben?“

„Ganz besonders.“

„Wenn ich Ihnen fünfundzwanzig Louisd'or monatlich geben wollte, würden Sie es ausschlagen?“

„Mein Herr!“

„Meine liebe Demoiselle Oliva, Sie fangen wieder an zu zweifeln. Es war doch unter uns verabredet, daß Sie sich nicht erzürnen sollten. Ich sagte fünfundzwanzig Louisd'or, wie ich fünfzig gesagt hätte.“

„Fünfzig wären mir lieber, als fünfundzwanzig, doch was ich fünfzig vorziehe, das ist das Recht, mir meinen Geliebten zu wählen.“

„Zum Henker! ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht Ihr Liebhaber sein will: hören Sie mich also ruhig an.“

„Nun denn auch zum Henker, was soll ich thun, um Ihre fünfzig Louisd'or zu verdienen?“

„Haben wir gesagt: fünfzig?“

„Ja.“

„Gut, fünfzig. Sie empfangen mich bei sich, Sie machen mir das möglichst freundliche Gesicht, Sie geben mir den Arm, wenn ich es wünsche, Sie erwarten mich, wo ich Sie mich zu erwarten heiße.“

„Aber ich habe einen Liebhaber, mein Herr.“

„Nun, was dann?“

„Wie, was dann?“

„Ja, jagen Sie ihn beim Teufel fort!“

„Oh! man jagt Beaustre nicht fort, wie man will.“

„Soll ich Ihnen dabei helfen?“

„Nein, ich liebe ihn.“

„Oh!“

„Ein wenig.“

Digitized by Google

„Das ist gerade zu viel.“

„Es ist so.“

„So will ich mir den Beaufire gefallen lassen.“

„Sie sind bequem, mein Herr.“

„Unter dem Vorbehalte der Wiedervergeltung; sind Ihnen die Bedingungen genehm?“

„Sie sind es mir, wenn Sie mir dieselben vollständig gesagt haben.“

„Hören Sie, meine Liebe, ich habe Alles gesagt, was ich für den Augenblick zu sagen hatte.“

„Bei Ihrem Ehrenwort?“

„Bei meinem Ehrenwort. Doch Sie begreifen Eines? . . .“

„Was?“

„Daß, wenn ich zufällig nöthig hätte, daß Sie wirklich meine Geliebte wären . . .“

„Ah! sehen Sie! man hat das nie nöthig, mein Herr.“

„Doch es zu scheinen.“

„Das will ich mir auch gefallen lassen.“

„Gut, abgemacht also.“

„Topp!“

„Hier ist der erste Monat zum Voraus.“

Er reichte ihr eine Rolle von fünfzig Louisd'or, ohne nur das Ende ihrer Finger zu berühren. Und da sie zögerte, ließ er die Rolle in die Tasche ihres Rockes gleiten, ohne nur diese so runde und so bewegliche Hüfte zu streifen, welche die Feinschmecker Spaniens nicht verachtet hätten, wie er.

Kaum war das Gold auf den Grund der Tasche gelangt, als ein zweimaliges Klopfen an die Hausthüre Oliva nach dem Fenster springen machte.

„Guter Gott!“ rief sie, „entfliehen Sie geschwinde, er ist es.“

„Er. Wer?“

„Beaufire . . . mein Liebhaber; rühren Sie sich doch.“

„Oh! meiner Treue, mir gleichviel.“

Digitized by Google

„Wie, gleichviel? er wird Sie in Stücke hauen.“

„Bah!“

„Hören Sie, wie er klopft; er wird die Thüre sprengen.“

„Lassen Sie ihm öffnen; warum des Teufels geben Sie ihm denn keinen Hauptschlüssel?“

Hienach streckte sich der Unbekannte auf dem Sopha aus und sagte leise:

„Ich muß diesen Burschen sehen und ihn beurtheilen.“

Das Klopfen wurde fortgesetzt, darunter mischten sich Flüche, welche noch viel höher hinaufstiegen, als bis zum zweiten Stockwerk.

„Gehen Sie, Mutter, öffnen Sie,“ sagte Oliva ganz wüthend. „Und was Sie betrifft, mein Herr, mir gleichviel, wenn Ihnen ein Unglück widerfährt.“

„Wie Sie sagen, gleichviel,“ erwiederte der unempfindliche Unbekannte, ohne sich vom Sopha zu rühren.

Oliva horchte bebend auf dem Ruheplatz.

Digitized by Google

In unserem Verlag ist ferner erschienen:

Beliebte Damenlectüre

in äußerst elegantem und dabei sehr billigem Goldschnittband mit eigens nach dem Text entworfenen Illustrationen in Gold:

Friederike Bremer,

sämmtliche Werke. 4 Bände.

Mit Titelkupfer. **Elegantester Goldschnittband**, in ächt englische Callico dauerhaft gebunden, mit 8 diversen Goldstempeln auf beiden Seiten und Goldtitel auf dem Rücken, nach eigens für dieselben entworfenen Zeichnungen von Maler Hohenstein.

Preis f. die 4 Bde., welche einzeln nicht abgegeben werden,

nur 4 Thaler oder 6 Gulden.

Inhalt der 4 Bände:

1r Bd. **Die Töchter des Präsidenten.** (Bild: Nina.)
Nina. (Bild: Der Präsident mit Erla Schach spielend.)

2r Bd. **Die Nachbarn.** (Bild: Der Bär.)
Streit und Friede. (Bild: Madame Astrid.)

3r Bd. **Das Haus.** (Bild: Petrea, die Schlange und der Candidat.)
Familie H. (Bild: Emilie.)

4r Bd. **Ein Tagebuch.** (Bild: Felix und Selma.)
In Dalekarlien. (Bild: Frau Ingeborg Nordevall.)

Franckh'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Ausgezeichnet schön und doch sehr billig.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Der Graf von Monte Christo

Ein Roman

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen von Dr. August Zoller.
16. 3 Bde.

Elegantester Goldschnittband, in ächt englisch Callico dauerhaft gebunden, mit 6 diversen Goldstempel auf beiden Seiten und Goldtitel auf dem Rücken, nac eigens für dieselben entworfenen Zeichnungen von Male Hohenstein.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr. 6 Ngr.

Dieß ist bekanntlich ein ausgezeichneter Roma und verdient die überaus günstige Aufnahme, welche aller Orten gefunden hat, vollkommen. Unsere v Dr. Zoller besorgte Ausgabe ist weitaus die gediegen und im Preis die billigste in Deutschland. Gegenwärti gebundene übertrifft in Hinsicht des geschmackvolle eleganten Einbands alles bis jetzt derartig Erschiene und eignet sich hauptsächlich zu angenehmen Geschenke wobei die enorme Wohlfeilheit gewiß sehr erwünsc kommen wird.

Franckh'sche Buchhandlung.

Digitized by Google